Die

Erde und ihre Bewohner

nach

den neuesten Entdekkungen

Ein Lesebuch für Geographie, Völkerkunde
Produktenlehre und den Handel

BIBLIOTHECA
REGIA

von

E. A. W. von Zimmermann.

R

Erster Theil.

Guinea.

Mit einem Titelkupfer und einer Karte.

Leipzig bei Gerhard Fleischer dem Jüngern.
1810.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Nur erst jetzt finde ich mich im Stande, der Aufforderung zu folgen, welche mir seit mehreren Jahren von verschiedenen sachkundigen Männern gemacht ward, das Taschenbuch der Reisen in einer andern Gestalt herauszugeben.

Die Ursach dieser Aufforderung ging hauptsächlich auf das Aeußere, auf den Druck des Buches selbst; diesen fand man nämlich nur jungen, scharfen Augen angemessen.

Mir diente indeß dieser Wunsch zugleich zu einer Weisung, die Arbeit selbst zu vervollkommnen. Als ich das Taschenbuch der Reisen unternahm, konnte ich nicht voraussehen, daß man es eines so allgemeinen Beifalls würdigen würde. Ich glaubte daher, da meine Absicht auf möglichst-große Verbreitung nützlicher, be-

sonders geographischer Kenntnisse, gerichtet war, dieß desto leichter zu befördern, je mehr Abwechselung ich in das Ganze brächte. Die mir nachmals bekannt gewordene, gütige Stimmung des Publikums für dieses Buch, fordert mich jetzt von selbst auf, so viel an mir ist, es zu verbessern und dem Ganzen mehr Rundung zu geben.

Die Erdkunde hat seit der Zeit der Bekanntmachung des 1sten Bandes des Taschenbuchs der Reisen manchen Schritt vorwärts gethan. Ich bin daher bei diesem geographischen Lesebuche bemüht gewesen, diesen Mangel durch Benuzzung der neuesten Entdeckungen, so weit es meine Kräfte erlaubten, zu heben.

Besonders schien es mir aber zweckmäßig, den Leser zu dem Eintritte in die verschiedenen Länder durch eine Total-Ansicht derselben vorzubereiten. Man wünscht doch stets, sich zu orientiren, zu wissen wo man ist, bevor man die Einzelnheiten, die im Lande selbst sich befindenden Gegenstände untersucht.

In dieser Rücksicht habe ich die allgemeine Ansicht von Afrika voran geschickt. Aus ähnlichen Gründen, glaube ich, wird es dem Leser angenehm sein, die einzelnen Länder den neuesten Entdeckungen gemäß ebenfalls nach genauern Abtheilungen behandelt zu sehen. Sowohl hiedurch, als durch die vielen neuen und bedeutenden Zusätze hat diese Arbeit beträchtlich gewonnen.

Selbst bei der Einleitung, bei der Abhandlung über den Vorzug der Reisemethoden der Neuern vor denen der Alten, wird man dieß gewahr werden. Indeß war mir dennoch hiebei etwas entgangen, das der schon beendigte Druck der ersten Bogen nicht mehr zuließ. Es sei mir daher erlaubt, es hier nachzuholen; und ich ersuche, es auf der 15ten Seite in der 9ten Zeile nach dem Worte durchkreuzen gefälligst einzuschieben, und die beiden folgenden Zeilen dann zu ändern. „Das größte „Wagstück der Alten war ihre Handelsreise „von dem Hafen Oceitis am arabischen Meerbusen, quer über das ostindische Meer,

„zum Hafen Muziris, jetzt Meerza, an der Kü-
„ste Canara; eine Distanz von 750 Seemeilen.
„Nur allein mit dem westlichen Monson unter-
„stand sich Hippalus, diese unerhörte Reise zu
„unternehmen. Er beendigte sie erst nach 40
„Tagen, also etwa 19 Seemeilen in 24 Stun-
„den. Sein Nahme ward dadurch verewigt,
„denn man legte diesem Winde den Nahmen Hip-
„palus bei. Allein zu der Rückreise bedurften
„die Alten, da der Monson sie nicht begünstigte,
„nicht weniger als ein ganzes Jahr. Wir be-
„endigen sie anjetzt in 15 Tagen *)!

„Wie hätten auch die Alten große Seereisen
„unternehmen können, bei ihrer dürftigen Stern-
„kunde, und bei dem Mangel der Boussole?“

Ferner wäre S. 18. Z. 10. nach den Wor-
ten von 488 Tagen folgendes einzuschalten:
„Alles wird indeß von der Fahrt des Bodd, ei-
nes Ostindienfahrers von 1000 Lasten, über-
troffen. Dieser segelte von Portsmouth nach
Madras in 29 Tagen. Er legte mithin einen

---

*) Rennel Mem. of a Map of Hindostan. 2d. edit. Introd. p. XXXVI. und Robertson's Kenntniß der Alten von Indien.

Weg von weit über 2000 D. Meilen in dieser kurzen Zeit, also im Durchschnitt etwa 70 D. Meilen täglich zurück!

In Ansehung der Neger und des Negerhandels haben einige würdige Recensenten mir verschiedene Einwürfe gemacht und Belehrungen mitgetheilt. Ich hoffe mich durch die neuen Zusätze S. 234 u. f. hinreichend für den ersten Fall gerechtfertiget zu haben.

Was aber den Negerhandel oder vielmehr die Summe der bis jetzt aus Afrika gewonnenen Neger anbetrift, so gestehe ich, daß mir noch selbst jetzt diese Summe nicht übertrieben scheint, und der zweite Theil dieses Lesebuchs wird dieß noch deutlicher darthun. Das einzige, worin ich zu schnell einzelnen englischen, vielleicht partheiischen Nachrichten, gefolgt sein könnte, wäre etwa die zu große Summe der S. 177 auch dießmal beibehaltenen Negerschiffe Englands. Mag der Leser statt 700 den allgemeinern Ausdruck einige Hundert so lange wählen, bis die bis jetzt gehemmte Correspondenz mit England mir deßhalb bestimmtere Aufschlüsse gibt.

Den Vortrag des Buchs habe ich nicht nöthig geglaubt ändern zu müssen. Man beliebe sich stets zu erinnern, daß es auch selbst in dieser neuen Gestalt nicht als ein wirkliches Lehrbuch der Geographie auftritt. Die neuesten Fortschritte der Erd = Völker = und Produktenkunde so vorzutragen, daß dadurch zugleich die Zweckmäßigkeit und Weisheit der Einrichtung unsers Erdballs, wie auch der hohe Werth der Kultur und solcher Regierungen, die auf ihre Aufnahme abzielen, einer großen Menge von Lesern anschaulich gemacht würden, dieß ist und bleibt die Absicht des Ganzen, und ich hoffe auch, von diesem Gesichtspuncte angesehen, den Dank des Publikums zu verdienen, das die erste Ausgabe dieser Arbeit bis jetzt so gütig und nachsichtig aufnahm.

Braunschweig, den 28ten April 1809.

F. A. W. v. Z.

Einleitung.

Ueber den Vorzug der Reisemethoden der Neueren vor denen der Alten.

Jahrtausende flohen, bevor der Mensch um sich zu sehen verstand. Er kannte weder seine Heimat, die Erde, noch ihre Erzeugnisse, am wenigsten aber sein eigenes Geschlecht. Sein Horizont hielt wenige Spannen. Dem früheſten Volksverein lenkten Noth und Gefahr das Auge zur Erde. Erhaltung und Sicherheit vor reißenden Thieren, oder vor einzeln schwärmenden Räubern, diese waren die großen, zunächst stehenden Bedürfnisse.

Nun wuchs die Familie; der Sohn trennte sich mit seinen Kindern vom Vater. Sie drangen in jeder Richtung weiter vorwärts, jagten das Wild, fingen den Fisch, erzogen das Hausthier und wurden endlich Landbauer.

Mit jedem dieser Schritte erweiterte sich der Gesichtskreis. Man bedurfte in den Waldungen des Rückweges zur Heimat; oder man suchte an jagdbarem Wild, oder an Beeren, Früchten und Kräutern reiche Gegenden wieder auf; auch wünschte der Enkel wohl den Pfad zum ursprünglichen Herd zu kennen. So bedurfte es denn eigener Wege; es bedurfte Bezeichnung

derselben; es entstanden Reisen; es entstand eine Kenntniß der darauf vorgefundenen Dinge; kurz, es entstand die rohe Anlage zu einer Geographie.

Weit über unsere Sagen, viel weiter über unsere Bücher hinaus, reicht diese Wissenschaft; denn selbst die Beschreibung des Ursitzes des Menschengeschlechts, so alt sie auch seyn mag, zeigt einen viel höhern Standpunkt der Erdkunde. Hier werden die Flüsse nach den Weltgegenden beschrieben, hier finden sich mehrere Arten von Produkten bestimmt angegeben, und zwar Produkte des Metallreichs und des Luxus; kurz hier ist wirkliche Geographie, die nicht bloß die Himmelsgegenden kennt, den Gang der Gewässer umständlich bestimmt, sondern sogar die Bedürfnisse des verfeinerten Lebens darstellt.

Roh ist dagegen die Geographie des Amerikaners zur Zeit seiner Entdeckung. Er hieb Zeichen in die Bäume um den Rückweg zur Heimat nicht zu verfehlen, und seine Entwürfe der eigenen Landesgegend zeigten nicht den allgemeinen Ueberblick, den uns die Beschreibung von Eden bewundern läßt.

Mit der Vergrößerung des Menschengeschlechts, mit dem mehr gesicherten Dasein, mit der daher entstandenen Muße, und mit der leider ebenfalls wachsenden Sucht nach Genuß und nach Ehre, strebte nun die Erdkunde stets weiter empor. Unläugbar hatten die Kriege großen Antheil an ihrer Erweiterung. Schon der Wilde mußte die Wege zu dem Lande kennen, dem seine Rachsucht Verwüstung drohte. Man fing an die einzelnen Gegenden oder Provinzen, die man bekriegen

wollte, zu durchspähen, und so war die Topographie der Vorläufer der allgemeinen Geographie.

Als endlich große Nationen sich höher ausbildeten, an Kenntnissen, so wie an Ehr- und Ländersucht, also an Lastern wuchsen, als sie kunstmäßig die kleinern, ruhiger lebenden Völker ins Eisen schlugen, da bedurften ihre größern Heere auch größere, gangbare Kriegswege. Hiedurch kamen Entwürfe der Heerstraßen, rohe Skizzen von Landkarten zu Stande. Die Erdkunde trieb nun tiefer Wurzel, und die Vernunft gab dadurch der Menschheit einen geringen Ersatz für jene große Verbrechen.

So entstanden die Reisekarten (Itineraria) der Räuberrepublik Rom *), so entstand die berühmte Peutingersche Tafel **).

Weit edler, der Natur des Menschen weit angemessener und weit schneller und umfassender war das Fortschreiten der Erdkunde durch den Handel und die Schiffahrt.

Der Mensch, als geselliges, forschendes, sich stets weiter entwickelndes Wesen, sucht in jeder Richtung seine Mitbrüder zu kennen; er sucht ihre Vorzüge zu benutzen, sich ihre Bequemlichkeiten und Genußarten des Lebens zu eigen zu machen, seinen Ueberfluß mit

---

*) z. B. das Itinerarium Antonini; m. s. Wesseling. Vetera Romanorum Itineraria. Amst. 1735.

**) Peutingeriana tabula itineraria: exscripta — a Fr. Chr. de Scheyb in Gaubilkolheim. Viena. 1753. fol.

dem ihrigen zu vertauschen, und so schuf er Handel und Schiffahrt.

Jetzt bekam die Erdkunde einen höhern Schwung, jetzt gingen neue Völker, neue Produkte hervor, jetzt eilte man über die Meere, sich zu bereichern, aber auch seine edle Neugierde zu stillen; jetzt traten Reisenachrichten hervor und weckten fast jeden Kopf, ja jedes Gefühl.

Denn was für ein vastes, scenenreiches Gebiet ist das der Erdkunde! Ein unerschöpflicher Reichthum von Gegenständen und Auftritten!

Hier führt sie die Caravane durch unermeßliche Sandwüsten, dort den Weltumsegler durch das gefahrvolleste Corallenriff. Nach kaum glaublichen Gefahren landet dieser am unbekannten Gestade, findet neue Menschenracen, neue Thiere, neue Erdprodukte. Der Bau des instinktvollen Schneidervogels; die unzählbaren, durch ein pflanzenähnliches Seegewürm geschaffnen Inseln, die colossalischen Monumente des mikroscopischen Termes, die Scheinvernunft des Elephauten, die Familieneinrichtung des Bibers, die Mutterfreuden der Seeotter, die sultanische Polygamie des Seelöwen erregen vielartige Bewunderung.

Bald verweilt man mit Wohlbehagen bei der häuslichen Glückseligkeit auf den Pelew-Inseln, oder bei der Mäßigkeit und Treue des Negers; bald bewundert man die Reichthümer des Aurengzebs oder des Opokku. Die Gefühle werden niedergedrückt bei der Erzählung von dem Todtenopfer in Abomey, von dem Skalpiren

der unglücklichen Gefangenen, oder der Anthropophagie der Anziker.

Aber in der gemäßigten Zone richten sie sich wieder= um auf. Denn hier sieht man, wie der Geist des Men= schen alles zur Sicherheit und Bequemlichkeit der So= cietät aufbietet; wie er die Erde umbildet, todte Felder in reiche Fluren verwandelt, große Länder dem Wasser abgewinnt; die Elemente einzwängt; die entlegensten Nationen mit einander verbindet; die Produkte der neuen Welt in die alte verpflanzt; ja das Klima selbst verändert. Freilich sieht man gerade auch hier, wie pausenweise Bösewichter, durch den furchtbarsten Miß= brauch der menschlichen Talente, alles umzustürzen wa= gen, was die Anstrengung mehrerer Jahrtausende zur Ruhe und zum Wohl der Menschheit mühsam hervorge= arbeitet hatte. Indeß kann die Vernunft nicht dauernd fort unterliegen: und wenn gleich der Menschenkenner von hellem Geiste und edlen Gefühlen, wenig geachtet, fast nirgends gehört, niemals erwarten kann, daß die reine Vernunft der Hauptführer des Menschengeschlechts werde, so muß er doch wünschen, ja er darf leise hoffen, daß das göttliche Licht der Kultur endlich durchbrechen wird, die Gräuelwolken pausenweise zerstreut, und die trauernde Erde eine Zeitlang erquickt.

Schimmert es doch bereits von Westen nach Osten, über jenes ungeheure Reich vom Baltischen Meere bis zu den Aleuten, ja bis zur nahegelegenen nordwestlichen neuen Welt; und in anderer Richtung: von Mangasea bis zum südlichen Ufer des Caspischen Meeres.

Schon werden, durch die erhabene Unermüdlichkeit

einer einfachen Religionssekte, der Neger, der Caraibe, so wie der Eskimoh und Grönländer, zur Menschlichkeit geführt. Ja Englands weise Regierung errichtet in der entlegensten Region der südlichen Halbkugel ein ehrenvolles Monument der höhern Kultur, und schafft Tausende ruchloser Missethäter in brauchbare Staatsbürger um.

Diese und noch weit mannigfaltigere Ausbeute bietet uns die heutige Erdkunde dar. Dennoch gewährt sie einen noch höheren, zu wenig geschätzten Genuß: sie giebt uns einen Maßstab in die Hand, mit welchem wir die allmählige Progression der tiefern Kräfte des menschlichen Verstandes, — das Wachsthum der höheren Wissenschaften, abzumessen im Stande sind.

Durch nichts fällt dieß nämlich so deutlich in die Augen, als durch die heutige imponirende Gestalt der Erd- und Himmelskunde. Bei dem Vergleiche der letzten Weltkarte des Arrowsmith mit den ältern eines Delisle u. a., zeigt sich gleichsam eine neue Erde; und bei dem Zusammenstellen der Himmel unsers Herschels uund Bode mit dem Zustande von Flamsteads Sternkunde, glaubt man kaum ein und dasselbe Universum vorzufinden.

Dies alles gehört aber vorzugsweise unserm achtzehnten Jahrhunderte. Darin rückte freilich jede Art der Kenntnisse sehr beträchtlich vorwärts, allein keine der übrigen eilte mit solchen Riesenschritten, als die Beobachtungs- und Erfahrungs-Wissenschaften. Durch sie heißt mit Recht diese Periode das große Jahrhundert der Entdeckungen, und es verdient da-

her, daß man ihm, bey seinem Abschiede, durch einfaches Aufzählen seiner Thaten ein ehrenvolles, allgemein verständliches Monument zu errichten suche.

Hieran steht uns zur Inschrift für die geographischen Wissenschaften nur eine einzige Seite offen. Habe diese aber auch eine noch so große Fläche, sie reicht, selbst mit dem schärfsten Grabstichel aufs engste beschrieben, stets nur kärglich hin. Umfassen ja die Fortschritte der Erdkunde zugleich den ganzen Gewinn unseres Wissens in Rücksicht der Meteore, der Produkte der Erde und des Wassers, der Geschichte des Menschen und des Erdballs selbst!

Und was ist nicht alles im vergangenen Jahrhunderte geschehen? Die Größe und Figur der Erde ist darin auf das mühsamste bestimmt; der Lauf der Gebirge und ihre Bildung ist darin erforscht und von einer großen Anzahl die Höhe gemessen; die Atmosphäre ist abgewogen, ihre Natur, so wie die der Gewässer, ist analysirt; die Erde ist mehr als 18 mal umsegelt; ein neuer Welttheil, nebst seiner großen Insel, traten ans Licht; vom zwei und achtzigsten Grade des Nordens bis zum zwei und siebenzigsten des Südens sind wir vorgedrungen, und der Wahn eines großen antarktischen Continents ward dadurch vernichtet; der große Ocean, das Südmeer, ist in den vielfachsten Richtungen durchsucht, und Tausende von Inseln sind darin entdeckt. Nordamerika ist in Westen aufs genaueste begränzt; von Canada aus quer bis an das Südmeer durchschnitten und mit Forschungsgeist bereiset; das größte Reich der Erde, Rußland, ist nach allen Welt-

gegenden erforscht und seine Provinzen sind einzeln aufgenommen; von Pegu, Ava, Tibet besitzen wir sehr genaue Nachrichten; die bisher aus Handelsneid unbefahrnen Gewässer der Molukken und des gelben Meeres haben fahrbare Straßen erhalten; dem größten Welttheile sind im Norden und Osten bei den Tschuktschis, den Kamtschadalen und den Mandschus die Gränzen festgesetzt, ja, das lang gesuchte Land von Jeso ist fast gänzlich bestimmt, und die Weite der Trennnng zwischen den beiden großen Continenten auf das schärfste gemessen.

Selbst Afrika, so sorgfältig auch das Klima, seine Wüsteneien, und die Intoleranz der Mauren es bisher dem Geographen verhüllten, sahe seinen Schleier von dreien Seiten aufgedeckt.

Was für Anstrengungen äußerte daneben Europa zum allgemeinen Verbreiten der Kultur! Nicht bloß, wie vormals, durchwandern die Missionäre fast alle Theile der Erde; große Unterrichtsanstalten sind für die Indier errichtet. In Rom vereinigte die Propaganda den Malayen mit dem Huronen, den Neger mit dem Brasilianer; und ihre Pressen machten sich durch mehr als vierzig ausländische Charaktere verständlich. Paris unterrichtete Chinesen und viele andere Orientaler; Frankens Hallische Stiftung ward die hohe Schule für beide Indien; Neapel schuf eine eigene Lehranstalt für die Chinesen; und Irkutzk in Sibirien für die Japanesen. Mehrere Neger studirten in Holland und England, um dereinst ihr Vaterland aufzuklären; und selbst die kaum entdeckten Societäts-Inseln, und die

Pelew-Inseln sandten zu ähnlicher Absicht Omai und Libu nach London.

Nicht genug. Dieser Trieb des Forschens verpflanzte sich, von Europa aus, in die entferntesten Weltgegenden. Der edle Britte Jones schuf in Ostindien, in Calcutta eine trefliche Societät für unsere Wissenschaften; Holland bildete eine ähnliche Gesellschaft auf Java.

Die Nordamerikanischen Staaten, wie viele vorzügliche Institute errichteten sie nicht zu gleichen Zwekken! Von Canada an, fast bis zum Mexicanischen Busen hinab, erhuben sich ähnliche wissenschaftliche Gesellschaften; und viele der weit entlegensten Provinzen wurden auf Kosten der Regierungen vermessen und in Karten *) gebracht.

Diesen suchte das benachbarte Mexico in jeder Rücksicht nachzueifern. Dort sieht man nun Bergakademien, botanische Gesellschaften und dazu gehörende Anstalten, ja selbst mehrere Societäten für die schönen Künste.

Auf gleiche Weise äußert Peru große Anstrengung für die Naturwissenschaften und die gesammte Kultur. Seit Condamine's Zeit ward dort unsere Astronomie einheimisch. Die Botanik und gesammte Naturhistorie erhielt neue Anstalten und für die dort so reiche Mineralogie zeigten sich die herrlichsten Aussichten.

Was darf man endlich jetzt nicht von jenem colossa-

---

*) So sehe man z. B. eins der neuern hieher gehörenden Werke: Andr. Ellicot's Journal for determining the boundary between the United States and the Possessions of his catholic Maj. in America etc. etc. Philadelphia 1803. 4to.

lischen, neuen Königssitze, dem reichsten Tropenlande, Brasilien, hoffen? Ist doch gleichsam die gesammte Kultur unsers Welttheils so eben dort hinübergegangen, wie kann, wie wird man eine solche Schatzkammer der größten Naturgaben für die gesammte Menschheit benutzen!

So kam und kommt denn in hundertfacher Richtung eine erstaunliche Masse von Kenntnissen, von neuen nützlichen Produkten und von Erwerb- und Handelsvortheilen in Umlauf, welche selbst am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts kaum denkbar sein konnte. Als aber eine Nation groß und mächtig ward, die von Natur zu dem ersten Commerzialstaat unsers Welttheils gebildet, den Geist des Handels durch den weit edleren der geographischen Wissenschaften zu erhöhen wußte; und als ihr ein Monarch zu Theil ward, der, selbst von diesem erhabenen Triebe jener Kenntnisse, beseelt, sie durch die kostspieligsten Unternehmungen auf das großmüthigste ermuntert, da ward freilich das kaum Glaubliche wirklich.

Wer steuerte denn aber unser Jahrhundert mit so hohen Kräften aus, um diesem edlen Impuls folgen und seine großen Thaten ausführen zu können? Wer sicherte, wer beflügelte seine Weltumsegler; wer leitete seine Forscher, seine Erfinder? Wer ließ diese den erstaunlichen Gewinn für die ganze Societät aus ihren Entdekkungen ziehen?

Schwesterlich schreiten die Wissenschaften Hand in Hand mit einander fort. Die Schiffkunst beruhete auf der Astronomie; diese ward durch die höhere Meßkunst,

so wie durch die Optik und Mechanik vervollkommnet. Die Naturlehre, in Gesellschaft der Chemie, verbesserte endlich die Kenntnisse des Menschen und seiner Erhaltung auf weiten Reisen; die politische Analyse sicherte den Werth der Schiffe; und die Naturgeschichte entdeckte und ordnete die unzähligen Produkte, wodurch unser Handel und unser Fabrikwesen so weit über die Vorzeit hinausragen.

Wie das gemeinschaftliche Wachsthum dieser Wissenschaften zusammen genommen fortging, davon hier nur so viel als nothwendig ist, um zu übersehen, auf welche Weise das Reisen, sei es zu Lande oder zu Wasser, in dem letzten Jahrhunderte so erstaunlich erleichtert ward.

Die höhere Kultur des sechszehnten und besonders des siebenzehnten Jahrhunderts, machte nach und nach der Unsicherheit unserer Landreisen ein Ende. Der Kaufmann und der Reisende überhaupt ward in Europa nicht mehr vom Raubschlosse herab geplündert; ohne stark bewaffnete Gesellschaften durfte er in der Fremde seinem Gewerbe nachgehen. Mögen die stehenden Heere oftmals großen Mißbrauch der obersten Gewalt herbeiführen, durch sie gewann dennoch unläugbar die innere Sicherheit der Staaten, der Heerstraßen und der Reisen.

Mit dieser Sicherheit wuchs nun zugleich der Verkehr von einem Lande zum andern. Die von einander entferntesten Gegenden rückten gleichsam hiedurch einander näher; tauschten Sitten, Gewohnheiten, Sprachen und Bequemlichkeiten wechselseitig gegen einander um. Der Hang nach fremden Moden und Vergnügun-

gen ließ manchen rohen Junker sein alltägliches stumpfsinniges Hetzen und Treibjagen mit einer Reise ins Ausland vertauschen; und der sich stets weiter entfaltende Geist des Forschens trieb den unpopulären Stubengelehrten oftmals aus dem Lehnsessel am Studirpulte in die weite Welt.

Die Heerstraßen, welche das stolze Rom nur zum Unterjochen der Völker so kostspielig angelegt und so unzerstörbar gepflastert hatte, wurden von nun an gleichfalls für den Verkehr mit Moden und Ideen vermehrt und verbessert.

Vormals hing, wie noch jetzt unter dem nomadischen Araber, die Aufnahme des Reisenden fast allein von der ungewissen Gastfreundschaft ab. Jetzt traten dagegen bald in jedem nicht unbeträchtlichen Orte bequeme Herbergen oder gar prächtige Hotels zum Empfang des Reisenden hervor.

Zum bessern Fortbringen der Menschen und der Waaren erfand die Mechanik schicklicheres Fuhrwerk. Die niedrigen Frachtkarren der Alten verwandelte sie in hochräderige Lastwägen; man schaffte hiedurch weit größere Massen von Kaufmannsgütern schneller und mit minderem Aufwande von Zugthieren fort. Auch waren ihre zweirädrigen Wagen zum Wettlaufen wohl noch minder zum Reisen geschickt, als ihre halbverdeckten Kutschen (Carpenta) und ähnliche Fahrzeuge (Curruсae), die alle mit einander bei niedrigen Rädern nicht einmal in Riemen hingen, sondern gerade zu auf der Axe lagen, ja oft nur mit Ochsen bespannt wur-

den *). Dagegen rollt jetzt der Reisende in Kutschen, Chaisen, und Kaleschen gegen jedes Ungemach und jede Witterung geschützt, auf Stahlfedern gewiegt, in die Fremde; durch die genaueste Einrichtung der Posten gewinnt er aber an Zeit, an Kosten und an Bequemlichkeit.

Selbst noch im zehnten Jahrhundert war das Band einzelner, entfernter Provinzen großer Staaten nur sehr locker geknüpft; sie hielten sich unter einander gleichsam für unbekannte Länder. Ein Abt von Clugny, vier Meilen von Macon, in Bourgogne, antwortete, unter der Regierung von Hugo Capet, auf die Einladung Bouchards, Grafen von Paris, um nach Maur des Fossés zu kommen: er wage es nicht, so weit entfernte, ihm unbekannte Länder zu bereisen **). Wie viel seltner besuchte der Nordländer von Kenntnissen noch vor 50 Jahren Italien! Misson Burnet, Addison und späterhin Keysler, waren hiebey fast die einzigen Führer. Jetzt hat das letzte Decennium wohl ein Dutzend der belehrendsten Wegweiser durch Italien hervorgebracht.

Ja die Fußreisen eines von Grothaus, Moritz, Forsters †) und vorzüglich Ledyard, bewiesen nicht

---

*) Montfaucon l'Antiquité expliquée T. IV. 2. part. p. 190 u. f. Tab. CXVIII—CXXIII.

**) Henault nouv. Abrégé chronol. de l'Hist. de France. 4to. p. 68.

†) Nicht von den beiden vorzüglichen Deutschen, den Weltumseglern, Vater und Sohn, ist hier die Rede, sondern von G. Forster, dem Engländer, der von Bengalen aus durch das nordliche Hindostan, Kaschemire, Persien bis zum Caspischen Meere und von

bloß die vormals kaum glaubliche Sicherheit eines einzelnen Reisenden, sie belehrten uns zugleich genauer von den inneren Sitten der Völker, von ihren besondern Gewohnheiten und ihrer Denkungsart über das Ausland. Bewundernswerth zeichnete sich vorzüglich Ledyard hierin aus, dem es nicht gnügte, viele der wildesten Gegenden von Nordamerika durchwandert und mit Cook die Welt umsegelt zu sein. Nicht zufrieden von Petersburg bis Jakuzk fast 1000 deutsche Meilen gemacht zu haben, stand er nachmals gerade in Begriff von Cahiro aus mit Caravanen nach Sennaar zu gehen, um von dort tiefer das unbekannte Afrika zu durchforschen, als ihn ein gallichtes Fieber die größte aller Reisen antreten ließ.

Unendlich schwerer hielt es indeß, die Reisen über das Meer zu sichern, zu erleichtern und an Schnelligkeit zu vermehren. Dennoch sind sie es vorzüglich, wodurch unsere Wißbegierde am kräftigsten genährt wird; wodurch unsere Weltkenntniß und unser Handel im Großen gewinnen. Die Ueberwältigung der Schwierigkeiten bei den Seereisen macht aber dem menschlichen Verstande weit größere Ehre, da sie die Ausbildung der tiefsten Kenntnisse erfordert. Zugestanden, daß die Griechen und Römer uns in den schönen Wissenschaften und in mehreren der schönen Künste übertroffen haben; unvergleichbar ragen wir dagegen über sie hinaus, in allem, was zum sichern und schnellen Verkehr eines

---

dort nach Europa wanderte, und uns treffliche Nachrichten über diese wenig besuchten Weltgegenden mittheilte.

Landes oder eines Welttheils mit dem andern nothwendig ist.

Die Schiffe der Alten schlichen gleichsam nur längs den Küsten hin. Hanno's vieljähriges Bereisen der Gewässer von Afrika und die Expeditionen der Ptolemäer zeigen dieß deutlich. Ja, ohne die vielen Inseln des Mittelländischen Meeres hätten sie es wohl schwerlich gewagt, diese eingeschränkte Wassermasse zu durchkreuzen; denn bei ihrer dürftigen Sternkunde fehlte ihnen zugleich die Boussole. Ihr Instrument, Distanzen zu messen, beschränkte sich größtentheils auf drei gröblich zusammengesetzte, und gröblich getheilte hölzerne Stäbe *); und die ganze Gewandtheit der höhern Dreiecksmeßkunst mangelte ihrer Mathematik.

Hiergegen jetzt unsere trefflichen Boussolen, unsere Quadranten, die so hoch verbesserten Sextanten des Hadley oder auch die ganzen Zirkel, wie das Universal-Theodolit des berühmten Ramsden **). Bis auf wenige Sekunden mißt man mit ihnen bei jeder Neigung des Horizonts.

Wie unendlich stand nun gar ihre Zeittheilung an Genauigkeit gegen die unsrige zurück! Was vermogten ihre dürftigen Wasser- und Sanduhren, von denen es selbst höchst ungewiß ist, ob sie sich damals ihrer zu Wasser bedienten, gegen unsere Seeuhren oder Chronometer; und wie konnten sie die Geschwindigkeit des

---

*) Das Triquetrum. Stavini Geom. pract. L. II. p. 363. u. f.

**) Philosoph. Transact. f. the year 1790.

Schiffs bei ihrer Unkunde mit der Strömung, und da ihnen das Log mangelte, nur einigermaßen schätzen?

Endlich ihre Schiffe selbst! Uebelberechnete, oft ungeheure Massen, fast gänzlich durch Menschenhände bewegt, denn die dürftigen, schlecht angebrachten Segel boten dem Winde wenig Fläche dar, und erlaubten ihm nur geringe Wirkung. Ein dreirudriges Schiff (Triremis), das gewöhnliche Kriegsschiff der Alten, was für einen Aufwand von Menschen bedurfte es allein, das Schiff durch drei Reihen über einander sitzender Ruderer zu bewegen? Wie unbequem die ganze Vertheilung zur schnellen Fahrt? Schiffe von mehreren Rängen von Ruderbänken über einander, oder, welches wahrscheinlicher ist, neben einander, hielten sie selbst nur für wenig brauchbar.

Das hölzerne Ungeheuer, die schwimmende Stadt des Ptolemäus von 40 Reihen Ruder, welches 280 Ellen Länge hielt und 4000 Ruderer erforderte, um beweglich gemacht zu werden, verdient keinen Vergleich. Aber jene Kriegsschiffe (Triremes) halte man nun mit den unsrigen zusammen; wie sieht man ihnen sogleich, dem Aeußern nach, die Unbehülflichkeit an*)! was für Gefahr bei hoher See, was für Unbequemlichkeit beim Wenden! Dagegen eine Fregatte in vollem Segeln, oder gar ein ihr im Bau ähnliches Kriegsschiff von 100 Kanonen! Mit ihnen und der dreimonatlichen Provision gegen fünftehalb Millionen Pfund an Gewicht, segelt es binnen wenigen Wochen quer von der

*) Montfaucon a. a. O. T. CXLI. p. 245 und p. 252.

alten zur neuen Welt, und wird von einer einzigen Hand gerichtet. Die schmale, keilförmige Figur zeigt auch sofort, wie geschickt es die Wellen theilt. Das ganze Heer der Segel, welche an allen Masten und Stangen in vier Etagen über einander geschwellt stehen, bieten dem Winde eine erstaunliche, nach jeder Richtung zu wendende Fläche, und liegen dennoch im schönsten Gleichgewicht; die bäuchige Höhlung des Körpers selbst ist dabei trefflich berechnet, um, ohne der Schnelligkeit des Ganges beträchtlich Eintrag zu thun, jene erstaunliche Ladung beherbergen zu können.

So hoch stieg die Schiffkunst in unserem Jahrhundert, daß der Seefahrer fast jeden Wind zwingt, das Schiff nach jeder beliebigen Richtung fortzuführen. Wie groß erscheint jetzt nicht überhaupt der Mensch auf dem Meere, wie fast über alle irdische Wesen erhaben! Selbst in der düstern Nacht fliegt er mit der Schnelligkeit] des Adlers über den weiten Ocean. Ein Paar Blicke zu den Gestirnen, auf die Boussole, auf die Seeuhr; ein Paar Formeln und Rechnungen sichern ihm seinen Weg. Fast haarscharf landet er mit der von ihm berechneten Flut auf dem einzigen Punkte der entferntesten großen Küste, die er sich zum Ziele wählte. Durch die hohe Genauigkeit der heutigen Angaben der Inseln, der Häfen, welche auf seinem Wege vorkommen, hält er gleichsam, wie bei Landreisen, Stationen zum Ausruhen und Verproviantiren.

Auf dem Wasser mißt er die Küsten, die Höhen und Abstände mit derselben Genauigkeit, als stände er auf festem Lande; Cook, Vancouver und la Perouse

entwarfen die Küsten von Neuholland, Nordwestamerika und Jeßo so genau, wie Cassini die Gränzen Frankreichs.

Diese bewundernswürdigen Hilfsmittel erlaubten ein und demselben Seemann, dreimal die Welt zu umsegeln, und an Länge des Weges, mehr als siebenmal den Umkreis des Erdballs zu durchreisen. Freilich war dies jener in seiner Art einzige Cook; dennoch legte noch ein Handelsschiff, geführt von dem vorzüglichen Marchand, einen Weg um die Erde von 10731 deutschen Meilen in der geringen Zeit von 488 Tagen zurück.

Noch erstaunlicher zeigt sich aber die Macht der menschlichen Talente im widrigen (kontrairen) Sturm.

Auf der schwarzen Welle treibt der Orkan den Seemann in den thurmhohen, weißen Schaum gegen den düstern Himmel; das feste Gebäude kracht wider die Wassermauer, als wider einen Felsen. Dort von der Höhe herab zeigt sich ein wildes Feld voll Wasserberge und schreckender Tiefen. Blitzschnell gleitet das Schiff in letztere hinab. Den Wimpel des großen Masts schleudert oft ein Seitenstoß des Sturmes momentan fast ins Meer; aber der trefflich berechnete Bau wirft sich sofort wieder ins Gleichgewicht. Die Winde läuten dabei in den schlaffen Tauen und in dem einzelnen Segel in schnellen Schlägen gleichsam die Todtenglocke. Dennoch sieht der kundige Seemann im hohen Meere dem Orkan entschlossen ins Gesicht, und wendet, damit er nicht zu weit rückwärts getrieben werde, mit Gefahr der gesammten Mannschaft, durch einen einzigen kühnen Ruck der Hand, die gewaltige Masse von vielen Millionen Pfunden herum. In solcher grausenvollen

Lage enterte (1759) sogar der Engländer Hawk das Schiff des französischen Admirals und ward sein Sieger! Oftmals stürzt mit dem Orkan der Donner aus den Wolken herab; aber Franklins Ableitungskette weiset ihn ruhig und unschädlich zu Hause, zum Meere.

Wie vielartig sind dabei jetzt unsere Schiffe; fast mit jedem neuen Zuwachse der menschlichen Kenntnisse und Bedürfnisse haben sich die Gattungen vermehrt. Zwar hatten die Alten gleichfalls mehrere Arten derselben. Sie theilten sich im Allgemeinen hauptsächlich in runde und lange Schiffe; erstere zur Fracht und zum Transport überhaupt, letztere zum Kriege. Von diesen zusammen genommen gab es Kaufmannsschiffe, Fahrzeuge zur Fischerei, und kleinere Lastschiffe; Kähne und Boote: dann Avisschiffe oder Jachten, Kaper und eigentliche Kriegsschiffe. (Nav. Mercatoriae, Piscatoriae, Cymbae, Scaphae, Lembi, Cursoriae, Celoces, Liburnicae, Aphractes, Cataphractes, Biremes, Triremes *).

Sicher sind die Neueren den Alten selbst in jenen beiden Hauptgattungen an Verschiedenheit überlegen; wenn man vor allen die Galeeren, die eigentlichen Ruderschiffe der jetzigen Zeiten, mit in Anschlag bringt. Zugleich führten uns die den Alten für ihre beschränkte Schiffahrt unbekannten Endzwecke zu neuen Modifikationen im Schiffbau. Der Römer sandte keine Schiffe in den hohen Norden, wo nur das Eisboot den Weg

*) Montf. a. a. O. Livre II und III. besonders Chap. V, VI, VII. u. f.

bahnt; auch gieng seine Spekulation nicht auf geographische Entdeckungsreisen; höchstens bei dem Carthaginenser zeigte sich unter Hannos Führung etwas Aehnliches. Aber in unsern letztern Zeiten richteten Cook und andere Weltumsegler ihre Schiffe zu ihren großen Unternehmungen besonders ein. Um dem Seegewürme zu widerstehen, wurde der ganze Schiffsboden mit kupfernen Nägeln bedeckt, oder dafür gänzlich mit kupfernen Platten beschlagen. Ja England bauete sogar Schiffe ganz von Kupfer, da wiederum andere gänzlich von Leder zusammengesetzt wurden, wozu wahrscheinlich die ähnlichen der Alten, besonders die der Grönländer und ihnen verwandter Nationen, die Veranlassung gaben.

Wiederum erfand man in den amerikanischen Freistaaten Schiffe, womit man durch Räderwerk oder durch eine Dampfmaschine gegen den Strom segelte. Der Engländer Day brachte sogar ein Fahrzeug zu Stande, in welchem man sich in die Tiefe des Wassers hinabsenken und sodann wieder in die Höhe steigen konnte. Nur ein unglücklicher Zufall, nicht aber der fehlerhafte Bau der Maschine, verursachte, nach mehreren glücklichen Beweisen seiner Kunst, dadurch den Tod des seltenen Erfinders.

Das Schiff, auf welchem der berühmte Bligh, welcher auf eine fast mirakulöse Art dem Hungertode entgieng, nachmals den Brodbaum aus dem Südmeere nach Westindien führte, glich einem schwimmenden Garten; eine ganze Plantage jenes nahrungsreichen

Baums gieng darauf von einer Welt zur andern *); da la Perouse hingegen den Südländern wieder eine Baumschule von Orangen, Citronen und andern Bäumen des wärmern Europa zuführte. So waren auch die Entdeckungsfahrzeuge der Engländer und Franzosen, in welchen unser Hausvieh gleichfalls jenen Gegenden zugebracht ward, hiezu eingerichtet; auch bauet der Sklavenhändler seine Behälter zum Transport der unglücklichen Schwarzen nach einem besondern Plan.

Dieses Besiegen der furchtbarsten Elemente, und diese Wunderwerke der Schiffsbaukunst, alles dieses zusammen genommen ist man aber der höheren Geometrie schuldig.

Niemanden wird es daher wohl unangenehm sein, einige der seltnen Menschen hier wenigstens genannt zu finden, deren tiefes Denken die Haupttheile des Seewesens zu seiner jetzigen, in der Vorzeit ungeahneten Höhe hinauf führte.

Hatten Cassini, Wargentin, Bailly und la Grange die Theorie der Jupiterstrabanten zur Bestimmung der Länge sehr vervollkommnet, so war die für die Meereslänge ungleich bequemere Methode, mittelst der Distanzen des Mondes von der Sonne oder von bekannten Fixsternen, seit Neuton durch Tobias Maier, Clairaut, Euler, Maskelyne und mehrere lebende Astronomen, worauf Europa stolz ist, zu einer

*) M. s. die Zeichnung in Bligh's Voyage to the South Sea etc. London 1792. T. I. Daraus in Forsters Magazin der Reisen IXr Bd.

bewundernswürdigen Genauigkeit gebracht, und fast zu gleicher Zeit war durch die beinahe unwandelbaren Seeuhren (Timekeepcr) von Harrison, Berthoud, le Roi, Mudge und Emery die Länge für jede Lage des Schiffes bestimmt. Und so gab die durch die zuvor berührten Meßinstrumente leichter zu findende Breite, hiemit zusammen genommen, den Ort des Schiffes auf das schärfste an. Die Linie, oder den Gang des Fahrzeugs, welches weder auf den Mittagskreis noch auf den Aequator segelt, die Loxodromie hatte aber zuvor unser große Leibniz genauer bestimmt. Halley, Euler, Wilke, le Monnier, Churchman u. a. vervollkommneten die Theorie des Magneten.

Neuton, Maclaurin, die Bernoullis, Lalande und La Place brachten nun eine genaue Theorie der Ebbe und Fluth zu Stande. Das Aus- und Einlaufen wird hiedurch dem Schiffer für jeden Zeitpunkt sicher angegeben, und oftmals entgeht er dadurch, so wie durch die richtige Ortsbestimmung und die der Figur der Erde, den gefährlichen Riefen, Sandbänken und Klippen.

Die höhere Mechanik eines Huygens, Eulers, Bouguer, d'Alemberts, Ulloas und Chapmans, entwarf den treflichen Bau des Schiffes, das hiedurch, bei größtmöglichster Belastung, des schnellesten und sichersten Ganges und der bequemsten Richtung fähig bleibt.

Um diese Vortheile dem Seemann noch wichtiger zu machen, sorgten nun die Naturlehre und die Chemie daneben für seine Gesundheit. Die Luft stockt in den

den eingeschlossenen Abtheilungen des Schiffes; sie wird zugleich von den steten Ausdünstungen der eng zusammen gedrängten Menschen und Waaren höchst gefährlich; und das Wasser, welches sich in dem Theile des untersten Bodens des Schiffes, wohin die Pumpen nicht reichen, sammelt (Bilge Water), vermehrt diese Schädlichkeit. Die zweite Giftquelle für den Seemann auf langen Reisen entspringt aus dem Faulen des Wassers und Verderben des Proviants der Schiffe.

Diese beiden Ursachen erzeugen zusammen den Scharbock, die faulichten Fieber und die Ruhr. Sie wüthen hiedurch unter dem Schiffsvolke wie der blutigste Krieg.

Der Admiral Boscawen war es, der zuerst mit dem Ventilator des Hales die Luft der Schiffe reinigte, und dieser Methode folgte bald die des Schweden Triewald nach.

Durch das Lüften der beweglichen Theile des Schiffs, z. B. der Hangematten, und vorzüglich durch das Durchräuchern der Schiffe mit Schwefel, mit Pech, oder noch zweckmäßiger mit Säuren und Schießpulver, widerstand man der Fäulniß noch kräftiger; man vertrieb zugleich die selbst Dinte verzehrenden Kakerlacken (Blatta europaea) und den Mehlwurm.

Hochverdient um die Erhaltung der Seeleute machten sich die neueren Physiker, durch die von ihnen entdeckten Mittel der Fäulniß zu widerstehen und durch die daraus erwachsene Eudiometrie (Luftgüte-Messung). Das genauere Bekanntwerden der durch van Helmont

bereits vor 180 Jahren in Anregung gebrachten *) Gasarten und die Entdeckung der Eudiometrie gaben der ganzen Chemie eine neue Gestalt. Boyle und Hales führten hier gleichsam die Reihe der berühmten Chemiker an. Ihnen folgten Black und besonders Priestley, Bergman und Scheele. Sie eröffneten die neue Laufbahn, auf welcher ein Landriani, Wilke, Fontana, Cavendish, Ingenhouß, de Luc, Magellan, Lavoisier, Morveau, Fourcroy, von Crell, Klaproth, Scherer, Achard, Ackermann, Spaeth und Andere so mannigfaltige und wichtige Vortheile zur Erhaltung unsers Geschlechts erzielten.

Dieses tiefere Eindringen in die Natur der Gasarten brachte denn eine bisher für unmöglich gehaltene Entdeckung zur Wirklichkeit, sie lieh dem Menschen Flügel; er erhob sich von nun an über die Wolken; er durchsegelte die vormals unzugängliche Atmosphäre.

Welch ein Schauspiel, als die talentvollen Mongolfiers und der genauer forschende Charles zum erstenmahl kühn zum Himmel aufstiegen! jene mit Luft, die durchs Feuer verdünnt war, letzterer mit Wasserstoffgas (brennbarer Luft); als Blanchard und Jefferys dem tief unter ihnen tobenden Meere Trotz boten, und nun die beiden großen Gegner, England und Frankreich, der Natur gleichsam zum Hohne, auf die unglaublichste Weise vereinigten.

---

*) van Helmont starb schon 1644. Er kannte und benannte auch bereits drei verschiedene Gasarten, Gas sylvestre, Gas pingue, Gas ventosum.

In einem winzigen, seidenen Kügelchen wagt sich der kühne Aeronaut in das wilde Luftmeer, in die Heimat der Orkane; er erhebt sich noch 7000 Fuß über das höchste uns bekannte Gebirge*), sinkt und steigt nach Gefallen; mißt den ungeheuren Raum unter seinen Füßen, bestimmt ruhig in seinem Schiffchen die Schwere, die Elasticität, die Bestandtheile der Luftschichten und das Colorit der untern Gegenstände **), und sinkt durch Blanchards Fallschirm geschützt, nach Willkühr sanft zur Erde hinab.

Schon hält man eigene Luftrecognoscirungen, selbst den größten Karthaunen unerreichbar ***); kurz zum völligen Beherrschen des unermeßlichen Luftmeers fehlt nur noch das Steuer des Aerostats. Und warum sollte

---

*) Der vorzügliche Physiker Gay-Lussac ertrug im Ballon die dünne Luft von 3500 Toisen (21000 Fuß), er stieg also über 1000 Toisen höher als der Chimborazo den v. Humbold auf 3358 Toisen angiebt.

**) Die größten Verdienste um die Aerostatik haben, außer den schon benannten Männern Cavallo, (er hatte zuerst den Gedanken, Ballons durch Oxygen steigen zu lassen), ferner der Märtyrer derselben, Pilatre de Rozier, Meunier, Kranz, Faujas de St. Fond, Lunardi, Garnerin, Gr. Zambeccari und besonders der Engländer Baldwin, dessen lehrreiche Auffahrt in Chester zuerst ein merkwürdiges und belehrendes Gemählde, ein wahres Panorama der von seinem hohen Augenpunkt sichtbaren Gegenstände entwarf.

Unläugbar kann die Aerostatik auch ferner zur genauern Kenntniß der Atmosphäre und der Meteore führen.

***) Bei der Bataille von Fleurus 1794, recognoscirten die Franzosen die Stellung der kaiserlichen Armee von einem Aerostat, der auch einer auf ihn gerichteten Batterie von 17 Kanonen Trotz bot. Damals ward auch ein eigenes Corps Luftschiffer zu ähnlichen Zwecken errichtet, indeß scheint es doch nicht weiter benutzt worden zu sein.

den menschlichen Talenten diese neue Steuermannskunst noch lange verborgen bleiben? Nil mortalibus arduum est! Des neugebornen Kindes, wartend auf Erziehung und Ausbildung, künftiges Verdienst zu entscheiden ist Thorheit! So ruft der Solon der neuen Welt, der Bändiger des Donners, der weise Fränklin.

Die Ausbeute der Entdeckung der Gasarten ward indeß bis jetzt in dieser Rücksicht der Societät noch nicht so schätzbar, als die Mittel, die dadurch zur Bekämpfung des Scorbuts, des furchtbarsten Feindes der Seefahrer, ja jeder Art der Fäulniß hervorgiengen.

Das deutsche Sauerkraut; die frische Infusion von Malz, zu Zeiten mit Zucker versetzt; die Holzkohle als kräftiges Mittel gegen die Fäulniß, widerstanden jener schrecklichen Pest der Meere. Morveau fügte ihnen das Räuchern mit Salzsäure hinzu, und der Schiffsarzt Roublet *) bei seiner Weltumseglung, mit großem Erfolg, die Sandbäder.

Der Mangel frischer kräftiger Nahrung, in welchem Perouse, als wäre er ein echter Anhänger des Brownschen Systems, den einzigen Feind des Seemanns sieht, ist durch die eingekochten Fleischbrühen (die Bouillon-Tafeln) beträchtlich gemindert; der Mangel des frischen Wassers aber ward im höhern Norden durch aufgethauetes Eis, für alle Zonen hingegen durch Irwins Methode, das Seewasser trinkbar zu machen, und durch verkohlte Wassertonnen fast gänzlich gehoben. Das Feuer zur Küche des Matrosen dient bei Irwins

---

*) Mit la Billardiere.

Methode zum Destilliren, zum Reinigen des Wassers von fremden, am meisten widerstehenden Theilen.

Endlich haben die Entdeckungen und genauen Bestimmungen der vielen Inseln und Landungsplätze ihren höchsten Werth dadurch, daß sie den Reisenden häufig gesundes Wasser und frische Lebensmittel darbieten.

Die Wirkung dieser Hilfsmittel zusammen genommen, übertraf denn auch alle Erwartung.

Vormals war die Sterblichkeit unter den Seefahrenden so groß, daß man auf der kurzen Reise von Holland bis nach Ostindien, oft bis zum Cap der guten Hoffnung, ja bevor man den Aequator erreichte, den zehnten Mann für todt rechnete *).

Jetzt verlor Cook bei seiner zweiten Reise um die Welt, von 193 Mann, während drei Jahren und 18 Tagen, nur vier Mann; drei derselben tödtete der Zufall; den vierten aber eine schon aus England mitgenommene Krankheit. Bei seiner dritten Weltumseglung zählten die beiden Schiffe binnen 4 Jahren und 2 Monaten nur 5 Todte von 192 Mann; hiervon hatten drei abermals krank ihr Vaterland verlassen; auf Rechnung der Reise fiel also nur ein Mann!

La Perouse fand nach einer zweijährigen Reise bei seiner Ankunft in Botanybay auf Neuholland nur einen einzigen Kranken unter 199 Menschen; Marchand verlor sogar, während seiner zweijährigen Reise

*) Hievon überzeugt man sich besonders durch die ältern holländischen Reisen zu Anfange des 17ten Jahrhunderts, z. B. eines Houtman, Sebald de Weert, van der Hagen, Roggeweens u. a.

um die Welt nur einen einzigen Mann. Die Sterblichkeitsrechnung zählt, von 100 Menschen in der Blüthe ihres Alters, auf dem festen Lande in 12 Jahren drei Todte. Unsere Methoden, die See zu bereisen, haben also die Natur gleichsam selbst besiegt. Man umsegelt die Erde um eines längern Daseins gewisser zu sein!

Die Vereinigung der wichtigsten Talente schützte aber nicht bloß das Leben und die Gesundheit auf dem Meere; jede Art von Verlust war dabei vermindert; denn die Wahrscheinlichkeitsrechnung hatte die Lehre der Assekuranz vervollkommnet; und die unglaubliche Verbreitung der Wechselgeschäfte vereinigte Ochotzk und Japan mit Amsterdam und das Innere von Afrika mit London. Brucens von Habessinien aus trassirte Wechsel wurden pünktlich in Lombards Street berichtiget.

Uns schreckt weder die größte Entfernung, noch der ehemals so gefürchtete Aequator; und dieß ist gänzlich das glorreiche Werk der ernsthaften Kenntnisse.

Durch sie allein ist nun dem Kaufmann, dem Spekulanten und dem Schiffreeder sein Kapital gesichert. Dem ersten füllen sie die Magazine mit den Waaren Indiens und allen verscheuchen sie die nächtlichen Sorgen.

Für den reichen Schlemmer lassen sie ununterbrochen neue Befriedigungen seines abgestumpften Gaumens hervorgehen.

Unsere Schönen verdanken ihnen die Perlen und Juwelen beider Welten, die köstlichen Mousseline und

die reichen Schawls; die glänzendste Seide und die feinste Schminke; den Moschus, den Ambra und den alles überduftenden Odour of Roses, kurz das ganze Heer der geborgten Reize, wodurch sie oftmals noch despotischer herrschen, als durch die, welche ihnen die Natur selbst verliehen hat.

Diese drei Klassen zahlloser Mitbürger sollten daher jenen höhern Wissenschaften, wäre es auch nur als unbekannten wohlthätigen Göttern, Hekatomben opfern, und dabei von innigstem Danke durchdrungen, ausrufen: „was wären wir ohne Euch:“

Afrika.

Schon den Alten war dieser Welttheil das Reich des Wunderbaren; und jeder Schritt, den die Neueren darin vorwärts thun, bestärkt jenen Ausdruck.

Welch ein Land muß Afrika seyn! Binnen drittehalb Jahrhunderten entzieht man ihm über 40 Millionen gesunder Menschen, dennoch bleibt es unermeßlich bevölkert. In ein Paar Jahren werden darin 20000 Elephanten erlegt; ganze Haufen reißender Thiere verfolgen unzählbare Heerden großer Gazellen, und auf einer gleichen Anzahl von Quadratmeilen ist dieser Welttheil zehnfach so reich an Arten von Quadrupeden, als unser Europa. Die unförmlichsten Kolossen des Thier- und Pflanzenreichs gedeihen nur hier, und die Heftigkeit des Triebes der Vegetation in Afrika macht gleichsam das Wachsen sichtbar. Die Waldungen strotzen von unzählbaren Arten der brennendsten Gewürze, der nahrhaftesten Leckereien, und der schönsten Färbehölzer; zugleich erzeugen die Eingeweide seiner Gebirge centnerschwere Massen des reinsten Goldes.

Welch ein Land muß Afrika seyn! Die sonderbarsten Menschenracen und Völkerschaften finden sich in ihm vereinigt. Alle Nüancen der Schwarzen und ihre

Ausartung: die Albinos; Neger mit Tigerzähnen; zwergartige Elephanten-Jäger; Menschen- und Heuschrecken-Fresser; Heere streitender Weiber; ungeheure Staaten von einem einzigen Despoten mit eisernem Scepter regiert, neben kleinen Republiken, ja neben patriarchalischen Regierungen; und dennoch ist unter allen der Mensch verkäuflicher Sklav!

Welch ein Land muß endlich Afrika seyn! Es war die Wiege des Handels, der Künste und der Wissenschaften, ja noch jetzt, nach mehreren Jahrtausenden trotzen in beiden Hemisphären riesenmäßige Monumente seiner Kunst der alles zernagenden Zeit!

Und diesen Welttheil von mehr als fünfmal hundert tausend Quadratmeilen, dessen kaum glaubliche Erzeugnisse die Habsucht des Kaufmanns nicht minder spornen, als die Wißbegierde des Forschers, trennt von uns nur ein geringer Arm des Meeres; fast sein ganzer Umriß ist beschiffbar; der Europäer hat darauf zahlreiche Besitzungen, ja in älteren Zeiten war ihm sein Inneres sehr weit bekannt; dennoch ist dieses Wunderland jetzt für uns gleichsam eine unbekannte Welt!

Hieran ist sicher eben so wenig die Furcht vor Löwen und Krokodillen, noch vor dem Neger selbst Schuld, als die Ungeschicklichkeit des Europäers oder die Unmöglichkeit den Atlas und ähnliche Gebirge zu übersteigen.

Die Lage, das Klima, die sonderbare Bildung des Innern, da gerade unter diesem glühenden Himmel Sandwüsten von viel tausend Quadratmeilen dem benachbarten Europäer das reiche Land gleichsam ver-

sperren, und endlich die Eifersucht und Bosheit der Mauren, wiesen bis dahin unsern Forschungsgeist zurück, oder sie lohnten ihn nur spärlich.

Ja wäre Heinrich der Nautiker, der wißbegierige Portugiesen-Fürst, nicht aufgetreten (1414), hätte er nicht sein ganzes Leben rastlos der Entdeckung von Afrika gewidmet, wäre nicht durch ihn Porto Santo und Madera entdeckt und sogar angebauet (1418), wäre nicht das sonst gefürchtete Cap non (plus ultra) umsegelt, das Cap Rescate, das Grüne-Vorgebirge, der Senegal, ja selbst noch in seinem Todesjahre die Küste von Guinea (1460) bis Cap Mesurada (6° 25′ N. Br.) hervorgegangen, hätte er nicht seiner Nation diesen edlen Geist des Entdeckens und kühnen Forschens eingeimpft, wodurch bald darauf die südlichste Spitze von Afrika und die östliche Küste, also fast der ganze Umriß des großen Welttheils ans Licht trat, was wüßten wir sodann wohl von dem nahen Wunderlande? Man überlaufe nur die Karte von Afrika; kaum ist ein Vorgebirge, ein Fluß, eine Küste, welche nicht den Ursprung seiner Entdeckung durch ihren portugiesischen Nahmen ausspricht.

Lange mußte sich nachmals die Erdkunde hiemit begnügen, der Geist der Entdeckung war gleichsam wieder eingeschlummert; nur erst mit dem 18ten Jahrhunderte kam die Zeit seines abermaligen Erwachens.

Wie viel er seit dieser Epoche für Afrika bewirkt hat, davon mag dießmal ein Theil der westlichen Küste dieses Welttheils die Beweise geben. Er wird jedem Leser von Gefühl doppelt wichtig seyn, denn er ist der

Hauptsitz unserer unglücklichen Mitbrüder, der schwarzen Sklaven; und wer wünscht wohl diese nicht bestimmter zu kennen?

Indeß scheint es billig, vor dem Eintritt in den merkwürdigen Welttheil eine Skizze von dem Ganzen zu versuchen.

Allgemeine Ansicht von Afrika.

Ein mit der Spitze gegen Süden gekehrtes Dreieck von mehr als fünfmal hundert tausend d. Quadratmeilen, eine wirkliche Insel, wäre nicht der kleine Erdfleck von etwa 15 deutschen Meilen noch in Aegypten übrig, ein Zeuge, daß Afrika vormals mit der übrigen alten Welt wohl nur Eine ungeheure Ländermasse ausmachte. Afrika erstreckt sich, von Norden nach Süden, von Cap Serrat (37 ½° N. Br.) nicht fern von den Trümmern Carthago's, bis zum Cap d'Aguillas (34° 44′ südl. Br.) also über 72 Grad oder mehr als 1080 d. Meilen.

Bei dieser Lage, innerhalb des heißesten Gürtels der Erde, hat Afrika eine erstaunliche Ausdehnung von Osten nach Westen. Die nördliche Hälfte ist indeß der südlichen an Ländermasse weit überlegen. Nicht bloß läuft es mehrere Breitengrade diesseit des Aequators hinauf, die größte Dimension von Westen nach Osten, von Cap Roxo bis zu dem fast unter gleicher Parallele gelegenen Cap Guardafui, beträgt auf 69 Grad, also

bei dieſer nahen Lage am Aequator *) auf 1020 deutſche Meilen.

Weit weniger gegen Süden geſchmälert, als das ihm gegenüber gelegene Süd-Amerika, hat Afrika nur in Weſten bei Guinea eine tiefe Aushöhlung, tritt aber dafür, etwas nördlicher, tief ins Meer hinein; dahingegen ſind ſeine öſtlichen Küſten weniger hinweg gearbeitet. Es bildet überhaupt die größte, ununterbrochene Landmaſſe unter der heißen Zone.

Auch Afrika hat, wie die übrigen Theile der Welt, bei ſeinem größten Vorgebirge, unweit der Spitze, eine große Inſel **); was aber noch belehrender für die Geologie ſcheint, dieſe Inſeln ſind alle an der Oſtſeite ihres Continents gelegen. Neu-Holland hat unten einmal Van Diemens Land und beſonders Neu-Zeeland; Aſien, beim Cap Comorin, Ceilan; Süd-Amerika, Terra del Fuego und die Trümmern einer größern Inſel, die Malouinen; Nord-Amerika, Neuland (Terre neuve) und höher hinauf Island; endlich unſer Afrika, Madagaſcar nebſt mehreren kleinern Inſeln. Scheint es doch, als hätte eine gleichzeitige, ungeheure Kataſtrophe ſie wie auf einen Wurf von Süden her gebildet! Dennoch wäre dieß wohl zu raſch phantaſirt; indeß ſteht die erſtaunungswürdige Thatſache vor Augen.

Die innere Bildung von Afrika hat merkwürdige Eigenheiten.

---

*) Etwa 12° Breite, wo mithin der Längengrad 1467 d. Meil. enthält.

**) Schon der ältere Forſter hat dieſe Bemerkung gemacht.

Zwar sind ihm, wie den übrigen großen Theilen der Erde aneinander hangende Kettengebirge, die, vielleicht, vom Cap der guten Hoffnung nach mehreren Windungen bis gegen das mittelländische Meer in Norden, als Bergmeridiane, fortlaufen *), während daß andere große Bergketten, von Osten nach Westen, den Parallelen gleich, fortziehen, z. B. der Atlas, und das Gebirge Kong. Versucht man aber die Gebirgsbildung des Inneren, bei unserer Unkenntniß des Landes, lediglich nach den Flüssen einigermaßen zu errathen, so bringt man merkwürdige Naturphänomene hervor. Denkt man sich einen großen Theil von Afrika in Osten und im Westen von hohen Gebirgsrücken gleichsam umdämmt, dann entstehen durch die in den Gebirgen erzeugten, nach beiden Seiten hinabströmenden Gewässer, bedeutende Binnenflüsse, welche nirgends das Meer erreichen. Ob diese Steppenflüsse sich in einander selbst ergießen, oder einzeln in großen Binnenseen sich endigen, oder vom Sande in den ungeheuren Wüsten verschlungen werden, diese Fragen wird dereinst der Forschungsgeist der neueren Jahrhunderte gleichfalls beantworten. Bis jetzt wissen wir nur, daß solche Flüsse vorhanden sind; daß sie zum Theil unter die großen Ströme gehören, und daß durch sie die uns bis vor kurzem unauflöslichen Zweifel, die scheinbaren Widersprüche der Alten, über die einander entgegen laufenden Nigern, zum Theil aufgelöset sind. Man begriff es nicht, wie bei den Alten der Niger bald von Osten nach

*) So dachte sich Gatterer diese Gebirge.

Westen, bale von Westen nach Osten lief. Der kühne Forscher Mungo Park hat es jetzt entschieden, daß während der Senegal, aus dem Gebirge Kong entspringend, von Osten nach Westen zum Atlantischen Meere hineilt, der andere Niger, Nil Abihd *), ein mächtiger Strom, ebenfalls in jenem Gebirge unfern der Quellen des Senegals erzeugt, seinen Lauf von Westen nach Osten fortsetzt, große Länder bewässert und sich vielleicht mit andern Strömen, die mit unserm Nil zusammenhangen, vereinigt, oder sich in Binnenseen verliert.

Wie reich ist aber überhaupt dieser Welttheil an Flüssen! Freilich haben wir nur bis jetzt etwa acht bis neun große Ströme, den Senegal, die Gambia, den Niger, den Rio Grande, den Rio Volta, die Zaire, den Cuama, den Zambeze und den Nil (Aegypt.) kennen gelernt; allein den weiten Mündungen und der Tiefe vieler Flüsse nach zu urtheilen, (denn der Körper selbst ist von den meisten durchaus unbekannt) müssen auch die Binnenländer reichlich bewässert sein. Dieß bezeugt gleichfalls der Lauf und die Höhe der Gebirge. Die Küsten zeigen fast um ganz Afrika eine kaum aufzuzählende Menge minderer Flüsse. Nur allein an der Nordseite, in der Barbarei, konnten keine ansehnliche Ströme zu Stande kommen. Der Atlas, ihr Wasserbehälter, liegt dem Meere zu nahe.

Diese innere Bewässerung ergiebt sich ebenfalls aus der unermeßlichen Vegetation, welche durch die Heer-

---

*) Vielleicht ist indeß noch ein Dritter, eben so benannter, uns noch nicht genug bestimmter Fluß dieses Nahmens übrig.

den der größten Landthiere bewiesen wird, die da lediglich von Vegetabilien leben. Denn wo ist ein Land, das Tausende von Elephanten, hundert Tausende großer Gazellen und Affen ernährt, ohne die Nashörner, Giraffen, wilde Ochsen und Eber zu nennen?

Möge nur der Genius der Erdkunde den Helden Mungo Park bei seiner jetzigen zweiten großen gefahrvollen Unternehmung schützen, und glücklich wieder zu uns führen, dann gehen für uns neue Gebirge, neue Ströme, neue Oasen, neue Erderzeugnisse und neue Völker hervor.

Generalisirt man die Idee einer Insel, dann darf man jedes Land, welches sich durch irgend eine fremdartige Umgebung isolirt findet, mit diesem Nahmen belegen. Und so sind die Oasen fruchtbare Inseln in den vasten Sandmeeren von Afrika; wiederum eine Eigenthümlichkeit dieses mirakulösen Welttheils. Freilich hat Asien ebenwohl erstaunliche Sandwüsten. Die Wüste zwischen Kokonor und Tibet hat über 5 Breitengrade in ihrem kleinsten Durchmesser, demnoch ist sie nicht zu vergleichen mit der großen Wüste von Agimere, welche vom Meerbusen Cutch an fast dem Indus parallel bis gegen Moultan fortläuft; noch weniger aber mit den Sandwüsten Arabiens.

Allein höchstens bieten einzelne Brunnen dem schmachtenden Wanderer und seinen Kameelen eine dürftige Quelle dar, kaum von wenigem Grün eingefaßt. Reiche Landschaften mit Datteln, Pisang, Granaten, oder andern schönen Früchten und dem klarsten, kühlenden Wasser versehen, mitten im großen Sandmeere,

wie uns Curtius den Sitz von Ammons Jupiter und Browne die Oase von Siwah schildert, kennt man bis jetzt nur in Afrika. Zwei andere dieser Oasen, wenn freilich nicht so reizend als die von Ammons berühmten Sonnen-Brunnen, kennen wir an den Gränzen Aegyptens; die kleine Oase etwa am 28sten Breitengrade und die größere etwas besser bekannte südlichere Oase, El-wah. Sie waren bereits den Alten bekannt und wurden von ihnen als Verdammungsorte der Missethäter benutzt, aus welchen es weniger möglich ward zu entweichen, als aus Jakuzk, Nertschinsk oder Botanybay.

Nordafrika schließt aber eine große Anzahl solcher Oasen ein. Golberry lehrt uns, daß man allein in dem Theile der großen Wüste, Sahara, welcher gegen den Senegal hingelegen ist, sieben Oasen zählt, daß aber die ganze Sahara deren auf 32 enthalte, welche größtentheils von Mauren bewohnt werden. Auf das schätzbarste hat die Natur einige Oasen zu großen Steinsalzlagern ausgebildet. Man kennt in den südwestlichen Theilen der Sahara besonders drei derselben: 1) Tegazza oder Tischit; 2) Shingarin, nicht viel südlicher, aber über drei Grad östlicher; 3) Aroan, noch weiter in Osten und fast 2 Grad nördlicher als Tegazza. Dennoch ist das Salz, diese wichtige Würze des Lebens, in dieser ungeheuern Wüste und den umliegenden Gegenden unglaublich kostbar. Oft zahlt man für 1 Pfund Salz $\frac{1}{2}$ Pfund Gold. Die Aermern lecken nur an dem Salze, und wenn man den Reichthum eines Mannes beschreiben will, heißt es von ihm „Er ißt Salz zu seinem Fleische.“

Diese Sandmeere, diese beträchtlichen Gebirge und diese daraus entspringende große Anzahl von Gewässern mußte denn auch vielartige Abwechselung von Witterung, und bei der beinahe stets lothrechten Sonne eine Masse von Naturprodukten aller Art hervorbringen, wie in keinem andern Lande der Erde. Wir werden diese Behauptung bei der Auseinandersetzung der einzelnen Theile von Afrika darzuthun Gelegenheit haben; jezt nur zu dem Verfolg der Umrisse.

Bis etwa zum 17ten Grade südlicher Breite ist es den Portugiesen gelungen, ziemlich genaue Kunde von den Küstenländern zu erhalten; allein jenseit dieser Gränzen zeigen uns die besten Karten eine lange Küste, bis zu den Namaquas Hottentotten, oder gegen den 28ten Grad südl. Breite, bis zu dem großen Orange-Fluß, die sehr wenig besucht, daher sehr wenig bekannt ist, obgleich verschiedene gute Landungsplätze und Bayen dort entdeckt sind.

Von hier aus schmälert sich nun Afrika weiter bis zur äußersten Spitze des Vorgebirges der guten Hoffnung. Hier wurden uns seit dem vergangenen Jahrhundert sehr große Aufschlüsse zu Theil; und jetzt sind wir vom Cap aus selbst bis gegen den 26ten Grad südl. Breite gedrungen.

Der Gebirge Lauf hebt sich bald mit der Südspitze von Afrika wiederum an, allein wie sie jenseit des 30ten Grades fortgehen, ob die Mondsberge der Alten sich mit ihnen höher hinauf vereinigen, und so über dem Aequator die Quellen des Nils in Habessinien erzeugen, dieß alles ruht nur auf Vermuthung.

Wissen wir ja selbst kaum etwas richtiges über die Länder von Sofala, Monomotapa und den darauf folgenden nördlichen Küsten, worin die Portugiesen seit Jahrhunderten wo nicht Herren waren, dennoch bedeutende Besitzungen und Missionen hatten. Wie leicht müßte es ihnen sein, uns von den Ländern genauere Nachrichten zu geben, die wegen ihrer Ruinen der Vorzeit noch wichtiger scheinen, als wegen des erstaunlichen Reichthums ihrer edlen Metalle und übrigen Erzeugnisse. Hatten doch bereits vor ein paar Jahrhunderten die portugiesischen Missionaire schätzbare Bruchstücke hierüber geliefert *).

Merkwürdig bleibt es dann, daß auf dem so eben übersehenen ungeheuern Länderraum, gar keines großen Landsees Erwähnung geschieht. Selbst der berufene See Maravi oder Morevi, welchen die meisten Karten gegen den 10ten bis über den 15 Grad südl. Breite ausdehnen, ist durchaus unbestimmt.

Nicht viel größerer Gewißheit darf sich die Erdkunde bis jetzt in Rücksicht der Länder rühmen, welche vom Aequator bis nach Habessinien gelegen sind. Außer der eigentlichen Küste ist unsre Kenntniß von Zanquebar sehr dürftig; ja der ganz ungeheure Erdstrich vom Vorgebirge Guardafui an bis nach Guinea quer durch nach Afrika hin bleibt noch eine Terra incognita, eine fast gänzlich unbekannte Welt. Selbst die Gebirge scheinen verschwunden zu sein, und außer den Mün-

---

*) Besonders Dos Santos, und in jetzigen Zeiten Thoman.

dungen einiger Flüsse, z. B. des Quilmanzi, ist von diesen auch durchaus nichts bekannt. Denn die wenigen Nachrichten, welche wir über Magadoxo oder Magadascha besitzen, datiren von ältern Zeiten.

Mit dem rothen Meere fängt unsere Erdkunde an ein wenig heller zu sehen.

Dieser schmale und lange Meerbusen war vielleicht vor einigen Jahrtausenden ebenfalls nicht vorhanden, und wäre wohl bei der Katastrophe, die Afrika in eine Halbinsel umschuf, zu einem viel weitern Wasserbecken ausgehöhlt, hätte nicht die längs den afrikanischen Küsten fortlaufende Gebirgskette die Macht der Gewässer gebrochen. Dieß Meer diente seit vielen Jahrhunderten dem Handel und dem Verkehr der Völker. Es war einer der großen Handelswege oder wenigstens das Verbindungsmittel dieser Wege in der ältern Welt; und die Kunde desselben geht daher schon bis zu den frühesten Zeiten hinauf.

Jetzt haben wir besonders den Engländern mehrere genaue Nachrichten von diesem Meere zu verdanken; la Rochettens Karte nach Cappers Angabe liefert wirklich etwas Vorzügliches darüber.

Ebenfalls ist man dem Ritter Bruce viel Verbindlichkeit in Rücksicht Habessiniens schuldig, selbst wenn er mehrere seiner Nachrichten einer bis jetzt noch nicht bekannt gemachten Handschrift verdanken sollte. Wir kennen doch genauer diese Schweiz der heißen Zone, ein Nahme, den dieß Land den vielen ansehnlichen Gebirgen und den daraus entspringenden Flüssen verdankt. Hier ist der Sitz des am längsten berühmten aller großen

Ströme, des gleichsam geheiligten Nils, so wie auch der meisten Flüsse, welche ihm als Nebenwurzeln dienen; sollten gleich westlicher einige aus den wenig bekannten Mondsgebirgen entsprungene sich darin ergießen.

Kein Theil von Afrika hat aber in unsern Zeiten so sehr für die Wißkunde gewonnen, als die Wiege der Künste und Wissenschaften, Aegypten. Freilich hatten selbst die Alten uns bereits viel Lehrreiches darüber hinterlassen; allein ihre Geographie, besonders die physische, stand doch unvergleichbar der unsrigen nach. Fast alle Nationen Europens haben es sich in neueren Zeiten angelegen sein lassen, diesen für die Geschichte der Völker wichtigsten Fleck der Erde aufzuhellen, und selbst, der Engländer und Franzosen ungeachtet, hat unser Landsmann Niebuhr große Verdienste um die Geographie von Aegypten. Sonderbar genug, daß die grause Revolution Frankreichs wenigstens hier zufällig auch etwas Gutes gestiftet hat; schwerlich wären De Rons und seiner übrigen Gesellschafter Werke über Aegypten ohne sie zu Stande gekommen.

Von hier aus bildet das, wahrscheinlich durch lateralen Einbruch der Gewässer entstandene mittelländische Meer den nördlichen Umriß von Afrika.

Der ganze Landstrich der so genannten Barbarei nähert sich in Rücksicht des Klima's bereits den wärmsten Theilen von Europa; selbst die Erzeugnisse geben hievon Beweise, ja sogar der Mensch weicht in Rücksicht seines Colorits nur um einige Nüanzen von dem Spanier, oder Sicilianer ab. Der hohe Atlas, beinahe ununterbrochen von Osten nach Westen längs der Küste

hinlaufend, erzeugt freilich hier, sowohl in Ansehung des Klima's als der Erdprodukte, bedeutende Verschiedenheiten und Abweichungen. Am mindesten erscheint aber dieser Unterschied der beiden Welttheile gerade da, wo sie sich am nächsten stehen; nämlich bei der furchtbaren Terme von Europens Trennung von Afrika, bei Gibraltar. Auf diesem Felsen kommt sogar ein afrikanischer Affe, der Hundskopf (Simia Inuus L.), so gut fort als wäre er hier zu Hause.

Mag dieß hier für den Umriß von Afrika genügen; die Auseinandersetzung seiner einzelnen Theile wird unsere Wißbegierde weit reichlicher lohnen.

Den Anfang machen wir mit Guinea.

Guinea.

Die ganze Küste, auf welcher die europäischen Nationen die größte Anzahl der Sklaven für ihre westindischen Besitzungen einhandeln, wird in Norden durch das weiße Vorgebirge (Cap blanco, 20° 45′ nördl. Br.) in Süden aber durch das schwarze Vorgebirge (Cap negro, 60° 30′ südl. Br.) begränzt.

Diese ganze Küste läßt sich unter dem Nahmen von Ober- und Nieder-Guinea begreifen. Sie beträgt gegen 37 Grade, und, nach ihren vorzüglichsten Krümmungen gemessen, mehr als 950 deutsche Meilen.

Hier anjetzt Ober-Guinea, nämlich der Theil der Küstenländer von Cap blanco bis gegen den Aequator.

Von hier aus hat aber die Kenntniß des Binnenlandes seit diesem letzten Jahrhunderte ganz vorzüglich

gewonnen. Dieß darf man auch deßwegen mit Recht erwarten, weil unter dem halben Hunderte der Flüsse, die in das Westmeer fallen, wenigstens dreißig von sehr bedeutender Größe vorkommen. Trefliche Führer zur Entdeckung des Binnenlandes!

Auch sind es hauptsächlich einige der größern, welchen wir das Wenige, so bis jetzt vom Binnenlande bekannt ward, zu verdanken haben. Wie wäre es uns gelungen, ohne den Senegal und ohne die Gambia einige Aufschlüsse darüber zu erhalten? Indeß haben freilich hieran besonders verschiedene uns jetzt unentbehrlich gewordene Produkte dieser reichen Länder fast noch größern Antheil.

Die Franzosen, welche seit länger als einem Jahrhunderte bereits regelmäßig auf dieser Küste handelten, haben sich ganz besonders um die Erdkunde derselben verdient gemacht. Sie wagen es sogar anjetzt, den Portugiesen das Recht der Entdeckung dieses Theils von Afrika streitig zu machen. Golberry behauptet, die Normänner hätten schon 1364 diese Küste besucht, und sogar 1380, an einem kleinen Flusse unfern von Rio Sestros ein Fort mit Nahmen Klein-Paris angelegt; bis jetzt ist aber Frankreich den Beweis hievon und den Nahmen der ersten französischen Entdecker der Erdkunde schuldig, mithin bleiben den Portugiesen noch ihre bis dahin anerkannten Rechte.

Dagegen hat sich Frankreich der Kunde des Senegals und der an ihm selbst tiefer im Innern liegenden Länder besonders angenommen.

Dieser mächtige Strom, von den Eingebornen Za-

naga, von andern Negern aber Hued-Nigar genannt, daher ihn auch Labat und Adanson Niger nennen, fällt von Norden nach Süden hin, mit einer Weite von mehr als 1800 Fuß, unter 15° 55′ nördl. Breite in den Atlantischen Ocean. Durch die bewundrungswürdige Reise des Engländers Mungo Park wissen wir mit einiger Gewißheit erst seit 1797 etwas bestimmteres von den Zweigen des Senegals, die zu seinem Ursprung führen.

Die französischen Nachrichten, welche der Gouverneur Brue bereits 1716 von dem Lande Bambouc mittheilte, reichten nur bis zu den Katarakten von Felu und Govina. Zwischen beiden befindet sich noch ein dritter. Der von Govina ist von der Mündung auf 150 deutsche Meilen entfernt. Fahrbar ist der Senegal bis Galam, und zwar nur in der Regenzeit.

Mungo Park setzte aber selbst über zwei Ströme, welche mit zu Wurzeln des Senegal gehören, nämlich über den Bafing (den schwarzen Fluß) und den noch östlichern Kokoro.

Der berühmte englische Geograph Rennel hat, nach Parks Angaben, mit großer Wahrscheinlichkeit bestimmt, daß der letzte Fluß zwischen dem 6ten und 7ten Grade, der Bafing aber zwischen dem 8ten und 9ten westl. Länge von Greenwich fließen; daß mehrere kleinere Ströme dazwischen und jenseit derselben jenen Hauptstrom vergrößern, und daß die Quellen des Bafings, als die Hauptquellen des Senegals angesehen, gegen den 11ten Grad der Breite und etwa 6¼

Grad der Länge aus dem großen Gebirge Kong ihren Ursprung nehmen.

Von hier aus richtet dieser Strom seinen Lauf nordwärts. Er steigt, nachdem er jene beiden bedeutenden Wasserfälle überstanden und viele Windungen gemacht, bis zu $15\frac{1}{4}$ Grad der Breite hinauf, läuft mit wenig geringerer Breite gegen 30 deutsche Meilen von Osten nach Westen fort, und steigt sodann auf einmal gegen Süden hinab, bis zu der zuvor angezeigten Mündung. Da diese Einmündung in den Ocean nicht seiner Richtung nach geschieht, so bricht sich die Macht seiner Gewässer, deren Gewalt dennoch noch ansehnlich genug war, zuletzt mehrere Inseln zu bilden; hierunter auch die von St. Louis, dem Hauptsitz der Etablissements der Franzosen. Fürchterlich wird dagegen die Kraft des Stroms bei seiner Mündung gehoben durch die darin gelegene Sandbank (Barre). Hiegegen bricht sich eine dreifache Welle mit solcher Gewalt, daß sie bereits auf 150 Toisen von der Küste fühlbar, und weiterhin selbst sehr großen Fahrzeugen gefährlich wird; daher bedient man sich zu dieser Passage eigener Fahrzeuge (Bateaux de barre) von etwa 60 Tonnen.

Fast scheint es glaublich, daß der daurende Stoß der Gewässer des Senegals von Norden nach Süden, die Küsten von hier bis zum grünen Vorgebirge ausgehöhlt und abgeschliffen hätte; hierdurch ward zugleich Cap Verd noch stärker zugespitzt.

Dieses von seinen ewig grünenden Bäumen benannte Vorgebirge bildet unter 14° 52′ n. Breite und 17° 4′ w. von London, die westlichste Spitze von Afrika.

Eben der große Gebirgsrücken, der die Gewässer des Senegal erzeugt, ist gleichfalls der Vater des zweyten größten Stroms von Guinea, der Gambia.

Fast unter gleichen Breitengraden, aber über anderthalb Grade der Länge westlicher setzt Rennel, den letzten, besonders Parkschen Nachrichten zufolge, die Quellen dieses großen Stroms.

Nur im Allgemeinen hat dieser Geograph dessen Lauf von hier bis nach Medina gegen den 13ten Längengrad bestimmt.

Die Gambia steigt bis dahin stets schief gegen Norden hinauf; sodann läuft sie unter mehreren bedeutenden Biegungen bestimmter von Osten nach Westen, bildet mehrere Inseln, und ergießt sich unter 30° 20′ mit einer Mündung, die beinahe 4 deutsche Meilen hält, beim Cap St. Maria ins Meer. Sie ist von hier aus bis Barraconda mit kleinern Fahrzeugen schiffbar; ein Felsen hemmt hier die Fahrt. Uebrigens ist die Gambia sehr reich an wohlschmeckenden Fischen. An der Mündung, sagt M. Park, giebt es aber viele Hayfische (Squalus), höher hinauf Krokodile und Flußpferde. Das Land umher ist von großer Fruchtbarkeit. Der Casamanco und der St. Domingo sind zwei weniger bekannte, jedoch ansehnliche Flüsse. Den neuesten Karten zufolge ist ersterer schwerlich ein Arm der Gambia. Er ist hoch hinauf schiffbar, und durch ihn sollen die Portugiesen in ein beträchtliches Königreich Cabo vorgedrungen sein.

Zwei Meilen südlicher ergießt sich der St. Domingo ins Meer, der auf 200 Meilen [illegible] dem Binnenlande

strömt; eine Barre macht die Einfahrt höchst beschwerlich. Vielleicht nehmen beide Flüsse ihren Ursprung gleichfalls aus dem Gebirge Kong oder aus einem Seitenzweige desselben.

Von hier aus bis zum Rio Grande ist die Küste beträchtlich zertrümmert. Nicht nur die vielen Flüsse, welche längs dieser Küste sich ins Meer ergießen, sondern wahrscheinlich größere Kräfte, die Kräfte vormaliger Katastrophen, haben hieselbst mehrere, theils mit den Flüssen noch jetzt innigst verbundene, sehr nahe gelegene, theils weiter vom Lande entfernte Inseln geschaffen. Dieß sind die Bissayos Inseln. Sie bilden zusammen einen Archipel von mehr als 16 Inseln (einige Karten geben über zwanzig an), die auf einer Sandbank gelegen und davon umgeben sind, von mehr als 60 Seemeilen im Umfange.

Diese Inseln sind nach Golberry's neustem Zeugnisse volkanischen Ursprungs, und ihr Dasein hängt mit den großen Katastrophen zusammen, welche Afrika vom Cap Blanco bis zum Cap Palmas soll erlitten haben. Fünf dieser Inseln sind nur durch Arme einiger Flüsse vom Continente getrennt. Hierunter ist besonders Bissao und Bedlam berühmt.

Die erste, die größte von allen, hat eine sehr gute Rhede, und die von Bächen bewässerten Thäler gewähren ihr bei dem heißen Klima die treflichsten Früchte. Weintrauben, Drangen, Citronen gedeihen hier neben jenen tropischen Früchten, deren wir zuvor bei den Inseln des grünen Vorgebirges gedachten. Von den Citronen giebt es eine kleine, aber der Gesundheit sehr zu-

trägliche Art; sie ist die Frucht einer Liane. Die reichen Weiden liefern das größte Hornvieh, und der Reis und die Hirse bekommen vortreflich. Die Portugiesen haben auf Bissao ihre Hauptniederlassung und treiben von hier aus einen einträglichen Handel sowohl mit dem, den vulkanischen Boden vorzugsweise liebenden Färbemoos (Orseille, Lichen tinctorius), als mit Elfenbein, Wachs, vegetabilischer Butter *), Baumwolle, Gewürzen, Gold und Sklaven.

Bulam (zwischen dem 10ten und 11ten Breitengrade und 15 Grad w. Länge von London) ist wegen des neuen englischen Etablissements seit 1792 berühmt worden. Es war ganz nach dem Plan von Sierra Leona berechnet. Der Hafen ist geräumig, die Landung leicht, das Klima, für diese Lage, nicht übermäßig heiß **). Eine Gesellschaft von Menschenfreunden in England nahm sich vor, mit Genehmhaltung ihrer Regierung, hier ein Etablissement anzulegen, das auf die Abschaffung des Sklavenhandels abzweckte. Sie hatte von den natürlichen Herren von Bulama ein großes Gebiet nicht eben durch Mord und Todtschlag, das heißt durch Eroberung an sich gebracht, sie hatte es ihnen abgekauft und die Absicht läßt einst das glückliche Fortkommen dieser neuen Kolonie wünschen. Unter den vom Lande entferntern Inseln dieses Archipels sind besonders Kazegut und Casnaboc, wegen ihrer Größe und Einträglichkeit erwähnungswerth.

---

*) M. s. weiter unten.

**) M. s. weiter unten über Sierra Leona.

Der Rio Grande, welcher sich diesem Archipel gegenüber ergießt, führt den Nahmen nicht ohne Grund. Die neusten Karten setzen seinen Ursprung in die Gebirge von Sierra Leona unter dem 9ten Breitengrade, nach andern noch südlicher. Er soll, wie Golberry behauptet, 300 Meilen (Lieues) durchlaufen, und nach Demanet auf 80 Meilen landeinwärts schiffbar sein. Oberhalb eines Wasserfalls, der sich noch 10 Meilen höher findet, führt er den Nahmen Donzo. Man handelt auf demselben mit der Nation der Analons.

Weiter nach Süden ist die Küste minder zerschnitten, denn die kleinen Inseln de los Idolos (I. de Los) kommen in Rücksicht ihrer geringen Größe kaum in Betracht, ob sie gleich, merkantilisch angesehen, von Bedeutung sind, wie dieß derselbe Fall mit der Insel Lamara ist, Die Etablissements der Engländer auf den Idolos, z. B. die auf Factorey Point u. a. sind auch besonders deßhalb schätzbar, weil sie sich dort die Civilisation der Neger sehr angelegen sein lassen. Sie unterrichten sie, sagt Golberry, in allen Arten von Arbeiten, und es ist ihnen gelungen den Negern viel Nacheiferungseifer einzuflößen.

Die Flüsse Mitombo und Bunk bilden bei ihrem Zusammentreffen den wegen des menschenfreundlichen Etablissements der Engländer jetzt vorzüglich berühmten Strom Sierra Leona. Da wo sie sich vereinigen, beträgt ihre Weite bereits 3 Meilen (Lieues); bei der Mündung der Sierra Leona aber gar 7 Meilen *).

---

*) Von diesem Etablissement weiter unten.

Der Mitambo oder Bence kommt weit aus dem Binnenlande; er ist so ansehnlich, daß er noch 7 Meilen vor seiner Mündung über eine Meile breit und 7 Klafter tief ist.

Noch dauert die Auszackung der Küsten bis zum Flusse Sherbro fort; auch zeigt sich noch die nicht unansehnliche Insel St. Anna, vormals Sherbro, sodann wird das Ufer schlichter bis zum Cap Palmas (4° 10′ Br. und 12° 30′ w.L.). Auf dieser bedeutenden Strecke finden sich außer vielen kleinen Flüssen, die beiden ansehnlichen Ströme, Mesurado und Sestos. Den ersten lassen die neuern Karten weit aus dem Gebirge Kong herabströmen; der letzte hat wenigstens eine ansehnliche Mündung.

Von Cap Palmas an biegt sich plötzlich die Küste nach Osten, läuft in dieser Richtung über 200 deutsche Meilen fort, steigt sodann bei Benin einige dreißig Meilen nach Süden herab und läuft abermals auf 50 Meilen nach Osten bis zu dem großen Busen von Calabar, fast in horizontaler Richtung *).

Dieser großen Strecke gehöret denn die bereits seit langer Zeit gewöhnliche Eintheilung in die Körner- (Pfeffer-) Küste, in die Zahn-Küste, in die Gold- und in die größere Sklaven-Küste.

Diese Eintheilung, augenscheinlich von den Produkten hergenommen, die man lokal hier oder dort mehr oder weniger einkauft, läßt sich dennoch nicht so genau

*) Die neuern Karten weichen hier von Danville etwas ab.

nehmen, da fast die 4 Theile zusammengenommen eben dieselben Erzeugnisse liefern.

Die Pfeffer- oder Malaguette-Küste erstreckt sich bis zum Cap Palmas. Von hier hebt die Elfenbein- (Zahn-) küste an, sie läuft auf 50 Meilen bis zum Cap de tres Puntas fort; ein Theil derselben bis Cap la Hou, (5° 10′ n. Br.) ist wegen ihres übeln Benehmens gegen die Europäer von Letztern mit dem Nahmen der Küste der bösen Menschen (malos gentes) belegt. Ob die Neger nicht alle ihnen bekannt gewordene Nationen von Europa so nennen würden, wenn sie bei uns landeten?

Die darauf folgende Goldküste fängt beim d'Anville vom Flusse Sueiro an und endigt bei dem Rio Volta. Dann folgt die große Sklavenküste, welche sich bis nach Benin hinabzieht. Eigentlich gehörte dieser Nahme schon den vorhergehenden, denn sie liefern gleichfalls die uns schändende Waare, jedoch ist dieser Handel bei Ardrah, Whidah und Calabar freilich wohl am stärksten.

Auf dieser ganzen, so willkührlich getheilten Küste von Oberguinea findet sich zwar eine sehr große Anzahl von Flüssen, allein unter diesen sind nur besonders merkwürdig und beträchtlich der Sestre, wo die Portugiesen zuerst den Malaguette-Pfeffer kennen lernten, und der noch ansehnlichere St. Andreas Fluß. Wir kennen nur seine Mündung; allein es ergießt sich ein anderer, weit aus Norden herabströmender Fluß in ihn und bildet eine große Wassermasse an dem reichsten, mit vielen Ortschaften und schönen Wiesen besetzten Ufer.

Des Marchais zieht diesen Fleck der Küste allen übrigen zur Anlegung eines Forts und Handelsplatzes vor.

Der folgende Theil der Küste, die Zahnküste, zeichnet sich durch zwei ansehnliche Flüsse aus; durch den Rio Sueiro da Costa und den Rio Volta. Den ersten läßt Römer jenseit des 15ten Breitengrades aus zwei verschiedenen Armen entspringen, und neuere Karten geben ihm unter dem 5ten Grade eine beträchtliche Mündung; einige Meilen landeinwärts befindet sich darin eine nicht unbedeutende Insel.

Der Rio Volta gehört zu den großen und merkwürdigsten Flüssen der ganzen Küste. Römer läßt ihn aus mehreren gegen den 19ten Breitengrad entspringenden Flüssen entstehen. Isert rechnet doch nur etwa 50 Meilen von seiner Mündung bis zum Ursprung; vielleicht nimmt er aber nur erst dort jenen Nahmen an, der, da er das Springen oder die Schnelligkeit seiner Gewässer anzeigt, wohl nur durch mehrere in ihn dort hineinfließende Flüsse entstehen mag. Anderthalb Meilen vor seiner Mündung bildet er einen bedeutenden See, der 15 Meilen lang und 12 breit ist; hierin ein ganzer Archipel von mehr als 100 kleinen Inseln; auf einer der größten, Adda, haben die Dänen eins ihrer ältesten Forts. Die Ufer der eine Viertelmeile weiten Mündung sind romantisch durch die herrliche Vegetation, durch die vielen Vögel der Wälder und durch die großen Wasserthiere, Flußpferde und Krokodile. Diese machen die Fahrt freilich gefährlich; sie wird es aber gleichfalls besonders durch den reißenden Strom und die Barre, indeß ist er in Osten hievon frei.

Weiter nach Osten zeigt sich der Fluß Lagos; er ist vielleicht eben so groß, als der Rio Volta; allein seine Quellen kommen nicht so hoch aus Norden, der Fluß entfernt sich weniger von der Küste, entspringt mehr gegen Westen hin. Die Whidah Küste ist sonderbar gebildet; die Flüsse, vorzüglich der Euphrat, haben eine schmale Landenge von Westen nach Osten in verschiedenen Richtungen abgeschnitten, und mit ihren Armen durchzogen. Das Land ist flach, und das Gebirge hier an der Sklavenküste weiter vom Meere entfernt, als zuvor bei der Goldküste.

Auch die folgende Küste, die von Benin, ist der vorhergehenden ähnlich, und mit mehreren kleinern Flüssen durchschnitten. Allein der Hauptfluß, der Benin selbst, strömt viel höher von Norden herab. Der Fluß Formoso oder Benin, auch Argon genannt, ist sowohl wegen seiner Größe, als wegen der Schönheit der umhergelegenen Länder wichtig. Inseln, welche darin schwimmen, machen die Fahrt unbequem, auch ist die Luft daselbst sehr ungesund und daher die Sterblichkeit, besonders der Fremden groß. Den neuern Karten zufolge scheint dieser Fluß Benin nur ein Arm des größern, südlichern Flusses Formoso zu seyn. Weiter hinab zeigt sich die Küste durch kleinere Flüsse zerschnitten, die mit einem Binnensee in Verbindung stehen, der zu dem Neu-Calabarflusse führt.

Nach einer Strecke von etwa 10 Meilen stößt man auf das Cap Formosa, von wo das horizontal nach Osten laufende Seeufer durch viele kleinere Flüsse getheilt, von der bedeutenden Neu-Calabarbay tiefer ausgehölt

wird. Sie und die Flüsse gleiches Nahmens, so wie die noch weiter östlich gelegene Bay von Old Calabar, sind als Hauptsitze des unglücklichen Sklavenhandels berühmt genug. Die Bay von Alt-Calabar tritt mit einer sehr weiten Mündung hoch ins Land hinauf, und bildet mit dem Rio del Rey (Königsflusse) eine beträchtliche Landzunge. Hier fängt das hohe Land von Ambozes an sich zu zeigen. Gebirge von einigen tausend Fuß Höhe geben dem Ganzen ein andres Ansehen, und eine Bergkette nicht sehr fern vom Gestade, zieht sich gegen den großen Fluß Gabon unter der Linie hin. Von hier aus kommt man zu dem sehr hervorstechenden Cap Lopez, womit wir Oberguinea beschließen können.

Zu dem Außerwerke von Oberguinea gehören unstreitig die Inseln des Grünen-Vorgebirges (Cap Verde), nebst ein Paar kleinen gegen den Aequator hin gelegenen Inseln.

Die Gruppe der ersteren, zwischen $14\frac{1}{2}$ und $17\frac{3}{4}$ Grad der Breite und 21° 31′ — 24° 31′ w. L. von Greenw. hält, wenn man die nackten Felsen mitrechnet, 14 Inseln. Andere zählen sogar 20, wovon die der Küste nächste, Majo, etwa 70 Meilen davon entfernt ist. Wahrscheinlich hat das unterirdische Feuer großen Antheil an ihrer Bildung, wo nicht gar an ihrem Dasein. Noch jetzt ist der Vulkan auf der Insel Fuego (Feuer-Insel) lebendig; er wirft große Felsstücke und Ströme Lava aus, und viele der übrigen sind gleichfalls sehr gebirgig und felsig.

Die bedeutendsten dieser Inseln sind St. Jago

St. Antam, St. Vincent mit einem guten Hafen, die Insel Sal, wegen des vielen aus dem Meerwasser gewonnenen Salzes, das besonders bisher nach Brasilien verführt ward, St. Johan, Fuego, Majo, Porto-Praya, die Residenz des portugiesischen Gouverneurs, Brava mit einem guten Hafen; die gesammte Bevölkerung beträgt 42000 Menschen, fast nur Neger und Mulatten.

Der Hauptfehler dieser schönen Inseln ist der Mangel an frischem Wasser. Daneben verfließen oftmals mehrere Jahre ohne Regen. Als Staunton auf seiner Reise nach China die größte dieser Inseln, St. Jago, besuchte (1792), war der Himmel seit drei Jahren verschlossen gewesen; auch hatten viele Einwohner die Insel gänzlich verlassen, viele waren umgekommen. Uud dennoch sind diese Inseln fruchtbar. Die größten Gewächse der Tropen, der ungeheure Baobab, die Kokospalme, die Asclepias gigantea und andere, trotzen im glühenden Sande der Hartnäckigkeit des Himmels, und Citronen, Pisang, Tamarinden, Ananas, Melonen, Wein, Zuckerrohr gedeihen neben dem Maiz und andern eßbaren Produkten der Wendekreise. Wahrscheinlich ersetzt der nächtliche Thau einigermaaßen den Mangel.

Freilich ist jene Dürre nur zufällig, auch trift sie nicht alle Inseln zu gleicher Zeit; denn im Ganzen genießen sie die Vortheile der Jahrszeiten der übrigen tropischen Länder. Die Regenzeit hebt mit dem Ende des Junius an und endigt im November, da dann die Atmosphäre heiter und trocken wird. Gegen das Ende

der Regenzeit treten die Winde, welche zuvor südlich waren, nach Westen und endlich werden sie nördlich.

Sehr tief gegen den Aequator hin finden sich in der Bucht von Guinea 4 kleine Inseln, Fernand Po, die Prinzen-Insel, St. Thomas, sie berührt die Mittellinie, und 20 Minuten jenseit derselben Annobuon, weil sie am Neujahrstage (1473) von den Portugiesen entdeckt ward.

Die Fruchtbarkeit dieser Insel ist außerordentlich; alle so eben benannte Früchte gedeihen treflich; das Zukkerrohr auf der einzigen Insel St. Thomas bringt jährlich 3 Millionen Pfund rohen Zucker; Wadström zählt sogar den Zimmtbaum unter die dortigen Produkte. Dagegen ist das Klima ungesund; St. Thomas ist wegen der stets geschwollenen Beine berüchtigt, die dortigen Nebel sind äußerst stinkend und schädlich; die höchsten Theile der Gebirge, bewohnt von sogenannten Maron (entlaufenen) Negern, sind in steten Nebel gehüllt. Diese Inseln sind auch deßhalb der Schiffahrt nützlich, weil man dort gute Hafen findet, und zugleich Erfrischungen erhalten kann.

Dieß wird zur Kenntniß der Küste von Guinea hinreichen.

Allgemeine Bemerkungen über das Klima, die Winde, die Bildung des Bodens und die Fruchtbarkeit.

Der Lage dieser Länder zufolge darf man im Allgemeinen hier das Klima der Wendekreise erwarten.

Nur die Verschiedenheiten der Bildung des Landes, der Gebirge und des mindern oder tiefern Hineintretens

des Meeres in die Küste, wie auch die größern oder geringern Flüsse bringen darin Abwechselungen hervor.

Die Jahrszeiten theilen sich der Lage nach überhaupt in zwei Theile; in die nasse und trockne Zeit.

Die Macht der lothrechten Sonne fördert dann eine unglaubliche Ausdünstung, sie hebt eine so ungeheure Masse Wasser in die Höhe, daß dadurch ein ihr proportionirter Niederschlag vom Himmel in dauerndem Regen herabströmt.

Wadström bemerkt, daß am Senegal *) in vier Monaten, vom Junius bis Ende September, 115 Zoll Regen, das Gevierte von dem in England, diese Zeit herabfällt. Die acht übrigen Monate sieht man, vom 21sten Breitengrade bis zum Aequator, kaum einen Tropfen Wasser aus den Wolken fallen **). Dann ist die Erdrinde völlig ausgedörrt und hart, und gleichsam todt. Sobald jene Regengüsse anheben, bedeckt sie sich mit kriechenden Thieren, Gewürm, Insekten, Krabben. Die ersten Regen sind äußerst schädlich. Was sie berühren, wird in kurzen schimmlich und geht in Fäulniß; wollene Zeuge bekommen Flecke, woraus sich Würmer erzeugen. Selbst das stärkste Leder wird davon angegriffen.

Die Gluth der Sonne ist furchtbar. Adanson bezeugt, daß man im Sande Eier siede, und daß die Hitze die nakte Fußsohle des Negers aufreisse.

In den Monaten April, Mai und Junius stand das Thermometer im Schatten zu Mittage auf 28½ Grad

---

*) Wadstroem S. 55.

**) Golberry II. 222.

Reaumur oder 96° Fahrenh. Dieß war auch der Fall an der Gambia. Auf Sierra Leona stieg es sogar bis auf 102. Ja Golberry fand es in den 4 folgenden Monaten zu Mittag im Schatten auf 33° Reaum. oder 106 Gr. Fahrenh. und auf Sierra Leona war es zur nämlichen Zeit noch zwei Grad höher, also auf 108 Grad.

Dieser Theil der Küste scheint indeß ungleich heißer zu sein, als das eigentliche Guinea. Denn Isert fand auf der Goldküste in den dänischen Etablissements, obgleich viel näher an der Linie, die höchste Hitze im Schatten nur 93½ Gr. Fahrenh. Freilich ist auch hier dem Europäer sehr heiß, denn das Thermometer sinkt dann nie unter 80 Grad herab; nur im März fiel es einmal bis auf 69°.

Die Ursache dieses Unterschiedes, nämlich der größern Hitze des Senegals und der Gambia, liegt wohl nicht allein an dem dortigen Sande, sondern hauptsächlich darin, daß Afrika dort die größte Ausdehnung von Osten nach Westen hat, und die Ostwinde, ehe sie den Senegal erreichen, über den ganzen heißen Welttheil und über viele Sandwüsten wehen.

Den Druck der Luft oder vielmehr ihre Elasticität zeigte das Barometer an der Goldküste ziemlich gleichförmig. Isert fand das Queckfilber auf 29½ Zoll englisch Maß, seinem Ausdrucke nach, wie genagelt. Während ganzer sechs Monate sahe er das Barometer nur um $\frac{1}{10}$ eines Zolles sich verändern.

Dieß ist aber desto mehr zu bewundern, da hier die heftigsten Stürme wüten.

Die Winde sind zwar im Ganzen entweder westlich oder östlich, man genießt dabei allgemeiner heiterer Luft. Allein plötzlich entstehen jene furchtbaren Tornados oder Travados. Es steigen nämlich aus Südosten Wolken empor und verfinstern nach und nach den Himmel. Man fühlt widrige Schwüle, die eine weit höhere Hitze am Menschen äußert, als das Thermometer sie angiebt. Die ganze belebte Schöpfung schweigt, sie harrt ängstlich auf das Kommende. Der Sturm beginnt, stürzt die Negerhütten um und reißt die Schiffe von Anker. Die Luft wird plötzlich auf 8 Grad kälter, der Regen stürzt unter den furchtbarsten Donnerschlägen und Blitzen herab. Indeß dauert ein solcher Tornado gewöhnlich nur 2 Stunden, wird hingegen der Orkan nicht von Gewitter begleitet, so wütet er stärker und länger.

Ein zweiter merkwürdiger Wind ist der Harmattan. Er tritt nach der Regenzeit ein, besonders zu Ende des Decembers, und bläst aus Nordost oder Nord; daher nennen ihn die Schwarzen den Landwind, Terreno. Er ist unglaublich scharf, schneidend und trocknend. Kein Mensch darf sich ihm Stunden lang aussetzen; die Neger zittern wie im Fieber, und ihre Haut bedeckt sich gleichsam mit einem weißlichen Schilfer. Man gab zum Versuche eine Ziege 4 Stunden dem Harmattan Preis und das Thier kam um.

Der Harmattan trocknet zerschmolznen Zucker oder Salz sehr schnell; die Landseen versiegen, und er läßt in den vom Seewasser zuvor überschwemmten Tiefen nur das Salz cristallisirt zurück.

Alle Holzmöbeln, ja die Schiffsplanken trocknen so sehr zusammen, daß die Fugen Fingerweit auseinander treten, die Schiffswände außerhalb des Wassers klaffen so weit, daß man die Hand darzwischen bringen kann. Bei diesem Winde, der gewöhnlich nur einige Tage anhält, zeigen sich keine Gewitter; dennoch ist der Himmel dabei bedeckt und die Atmosphäre trübe; es herrscht ein trokner Nebel. (Isert.)

Bei dem allen ist der Harmattan nicht ungesund, ja die Fieber und andere bösartige Krankheiten, welche sich in der nassen Jahrszeit erzeugt hatten, hören mit diesem scharfen trocknen Winde auf.

Zwar entsteht dadurch allgemein Husten, die Lippen werden aufgerissen und oft die Augen entzündet, allein dieß ist nicht anhaltend, man kann diesen Uebeln durch Besprengung der Zimmer mit Wasser zuvorkommen, und im Ganzen ist der Harmattan der Arzt, der Erhalter des Menschen, denn er giebt der durch die Regenzeit erschlafften Fiber neue Spannkraft.

Die nasse Jahrszeit bringt am Senegal dagegen nicht nur Ruhren hervor, sondern vorzüglich bösartige Nervenfieber; ferner den Tetanos, einen Krampf oder eine allgemeine Convulsion, und den troknen Bauchschmerz, der die Eingeweide auf eine furchtbare Art zusammenzieht *).

Auf Guinea zeigt sich außer den angeführten Uebeln noch besonders das Gaas oder Gatto, eine Art Eiterbeulen oder große Pusteln, welche den ganzen Leib

*) Golberry Afrika II. S. 223 u. f.

bedecken. Der Arzt Isert glaubt*), sie seien venerischen Ursprungs weil sie eben den Mitteln, wie jene Krankheiten weichen.

Allen Ländern der ganzen Küste ist aber der hinreichend bekannte Guinea- oder Fadenwurm (Vena medinensis) eigen, den man durch erweichende Mittel und durch langsames Herauswiuden auf eine kleine Rolle, heilet. Der berühmteste Arzt in Rücksicht der hiesigen Krankheiten, schreibt den Guineawurm dem Wasser zu. Um die Eier oder Brut davon zu tödten, soll man es zuvor faulen und durchseihen lassen**).

Die dort ankommenden Europäer sind überdieß noch einem schnell tödtenden Friesel ausgesetzt, das mit Kopfweh und Erbrechen anhebt und schon nach zwei Tagen den stärksten, kraftvollen Jüngling ins Grab stürzt.

Uebrigens sind die hiesigen Fremden großen Theils selbst die Urheber vieler Krankheiten. Sie leben, sagt Isert, wie in Europa; genießen eine Menge Fleisch und starke Getränke, da sie durch vegetabilische Nahrung und Wasser, höchstens Wein, den Eingebornen gleich, sich lange gesund erhalten würden. Man hat beobachtet, daß, so bald man am Senegal nur Wein anstatt der starken Getränke genoß, die Garnison dort gesund blieb, ja dadurch bei endemischen Fiebern gerettet ward. Bemerkenswerth ist es, daß die saftvolle Jugend dem Klima minder widersteht, als ein schwäch-

---

*) Isert S. 242.

**) Dr. Lind of the Diseases of hot Climates p. 60.

licher magerer Körper. Im Allgemeinen sind aber auch hier die morastigen Länder, z. B. die Whidah-Küste, den Fremden am gefährlichsten. Die höhern Gegenden fanden Isert und Mathews sehr gesund.

Bei einer so großen Ausdehnung der Länder muß der Boden sehr viele Abwechselungen zeigen.

Vom Cap Blanco an, sagt ein aufmerksamer Beobachter *), bis zur Gambia, ist der Boden sandig, da aber der Sand häufig aus zerriebenen Muscheln besteht, so ist dennoch die Fruchtbarkeit groß. Oftmals zeigen die weiter landeinwärts gelegenen Gebirge Basalt, oder auch entschieden vulkanische Stoffe, z. B. das hohe Land um Cap Emanuel, Goree und Cap Rouge, und diese gewähren dann einen sehr fruchtbaren Boden. Von Thonerden bemerkte Mathews besonders eine weiße seifenartige Erde. Sie wird zum Waschen gebraucht, ja selbst von den Negern gegessen.

Daß aber auch hier die Natur sich ähnlich bleibt, ergiebt sich daraus, daß Isert fast alle unsere Hauptsteinarten, den Schiefer, den Granit, den Gneis auf Guinea sahe. Ebenfalls ist auch, wie fast auf der ganzen Oberfläche der Erde, das nützlichste aller Metalle, das Eisen, hier verbreitet. Dieß erhellet nicht nur aus der sogleich folgenden Beschreibung einiger Binnenländer, sondern Mathews giebt auf Guinea den ma-

---

*) Wadström Observations on the Slave-Trade und Descr. of some Parts of the Coast of Guinea. London 1789. 8. p. 39.

gnetischen Eisenstein *) und weißes, weiches Eisenerz an.

Sei indeß die Abwechslung der Erd- und Steinarten dieser Länder noch so groß, alle gewähren sie, die einzigen großen Sandwüsten ausgenommen, eine ungeheure Vegetationskraft. Die fruchtbare, vegetabilische Erdschicht bedeckt hier in weit dickerer Masse den Boden, als in Europa **). Ein solches Erdreich, getrieben durch die Allgewalt des lothrechten Strahls und durch die Ströme des Himmels, schafft einen Ueberfluß und Reichthum von Leben jeder Art, wovon der Bewohner, selbst der schönsten Gegenden unseres Welttheils, kaum einen Begriff hat. Und woran dem Menschen vorzüglich gelegen ist, hierunter ist nur allein die Summe der ihm theils als Nahrungs-, theils als Heilmittel dienenden Producte unübersehbar.

Was nur die Tropenwelt Großes, Schönes, Schmackhaftes und Nutzbares hervorgehen lassen kann, gedeihet in dieser Weltgegend auf das vollkommenste. Hier steht der Riese aller Pflanzen, die Adansonia *), neben den majestätischen Palmen. Und wie weit umfassend, wie wichtig und vielfach ist nicht der Nutzen dieses edelsten Geschlechts, ja nur der der einzigen Kokos-Palme!

Das Holz dient zum Grund- und zum Festungsbau; das Mark giebt nebst den am Gipfel weich gewordenen Holzfasern den eßbaren Palmkohl oder Palmhirn; aus der Blumenkolbe erzielt man den treflichen Palmwein den Towak; mit einem Seil um den Leib und um den,

---

*) Mathew Voy. to the Riv. Sierra Leona. p. 52.
**) Golberry II. 262. der Uebersetzung.
***) M. s. weiter unten.

oft 60 Fuß hohen Schaft des Baums gespannt, wagt es der gewandte Neger, deshalb den geraden prächtigen Stamm zu ersteigen; dieser Wein gewährt gleichfalls Zukker, Arak und zuletzt Essig; die Nuß giebt den erfrischendsten Trank, nämlich das Cocoswasser und, älter, die Milch; bewahrt man diese länger, dann erzeugt sich ein Rahm, und hieraus das berühmte Palmöl (Calappus-Oel), es ist, als Butter benutzt, eßbar und dient eingerieben das Haar und den Körper glänzend zu machen, gegen die Insekten zu schützen und die zu starke Ausdünstung unter den Tropen zu mindern und zu erleichtern. Der Kern der Nuß gleicht an Geschmack und Eßbarkeit unsern Mandeln, zerschnitten liefert er ein noch feineres Oel. Selbst die Schale der Nuß gewährt zwiefachen Nutzen; sie dient zu Gefäßen und Trinkgeschirren, und ihre äußern Fasern geben den treflichsten Hanf (Coir); die daraus gefertigten Taue übertreffen, wie Forrest bezeugt, unsere Schiffsseile an Elasticität und Stärke; das große Baumblatt deckt, unsern Tafelschiefern gleich, die Häuser, giebt Sonnenschirme und Siebe, ja in Malabar ersetzt es unser Papier; die Sägespäne des Holzes mit Kokossyrup und Wasser vermischt, benutzt, nach einigen warmen Tagen, der Färber zum Schwarzfärben der Leinwand.

Daneben zählt Rumph vielartige Arzneikräfte der Kokospalme zu, und wenn gleich der Volksglaube und die Unkunde ihren Werth hierin zu hoch anschlagen, so verschaft dennoch das Oel und die Milch Linderung der Schmerzen, sowohl äußerlich bei der Gicht als innerlich

bei heftigen Husten, und das Dekokt der Wurzeln nutzt bei Fiebern und Ruhren.

Welch ein unschätzbarer Baum ist hiernach diese einzige Palme! Sie allein reicht für den Haushalt des Gesunden und des Kranken unter den Wendekreisen hin.

Aber Guinea erzeugt viele Arten dieses majestätischen Geschlechts; wahrscheinlich gehört hierunter der Baum, welcher die hier so berühmte Kola-Nuß trägt. Sie wird von den Afrikanern, ja selbst von den dort lebenden Europäern eben so benutzt, als die Areca-Nuß in Ostindien. Hier gedeihen ferner die Papajen, Tamarinden, Granaten, Drangen, Pisangs und Feigen mehrerer Arten, die Ananas, viele Sorten Baumwolle, 5 Arten Pfeffer, das Zuckerrohr, der treflichste Indigo, das Drachenblut und der Talgbaum, auf 14 Arten der besten Färbe- und Tischlerhölzer, worunter auch Ebenholz; endlich zweierlei Hirse, dreierlei Maiz, Reis und viele der besten Gemüsarten und sonstige Gartengewächse, das Ningi, woraus ein bitteres Bier gebraut wird, der unzählbaren Arzneipflanzen nicht einmal zu gedenken.

Die Fruchtbarkeit des Erdreichs ist in den meisten Gegenden so groß, daß man dreimal erntet, ja die Vegetationskraft wird gleichsam sichtlich; das von ganzen Heerden Antilopen abgeweidete hohe Gras zeigt sich bereits nach einer einzigen Nacht zollhoch über der Erde!

Der überschwengliche Reichthum der animalischen Welt übertrift wo möglich das Pflanzenreich.

Wer vermögte sie aufzuzählen die großen und kleinen Thierarten, die hier die Waldungen beleben. Wie viele Arten Gazellen ziehen in Heerden von mehreren Tau-

senden und werden von großen Haufen reißender Thiere, Löwen, Leoparden, Unzen, Jackhalle und Hyänen gefolgt. Selbst der hohe Camelopard ist diesem Lande nicht fremd *).

Ganze Rudel von Elephanten, die ungeheuren Flußpferde, Tausende von Affen, die wilden Eber und Büffel, Schlangen von 40 Fuß Länge und nicht viel kleinere Krokodile halten den Reisenden in steter Furcht.

Das Gebüsch neben ihm und die Erde unter seinen Füßen wimmelt von Termiten **), Ameisen, Skolopendern, Spinnen, Klopaten und Raupen, während daß die vorüberziehenden Heere von Heuschrecken oft großen Wolken gleich, die Sonne verdunkeln †); der Glanz der schönsten Käfer und Schmetterlinge ergötzet ihn, vorzüglich weiden sich sein Auge und sein Ohr an den tausendfachen Schönheiten des Waldgefieders. Welch ein wunderbares Schauspiel gewähren hier die Wipfel der höchsten Bäume!

Der schöngefärbte Kourbalos, ein kleiner Vogel, durch Bildung und Nahrung nahe mit dem Eisvogel verwandt, schwebt mit kaum glaublicher Thätigkeit über dem Wasser, trägt die mit dem gezähnten Schnabel erhaschte Beute in sein kunstreich gebildetes Nest. Aus Thon und Reisig geknetet, hängt dieß in der Form eines Flaschenkürbis mit einem langen Halse an den äußersten

*) Dieß bezeugt M. Park.

**) M. s. nachmals.

†) Adanson.

Zweigen herab. Die mütterliche Besorgniß lehrte diesen künstlichen Bau. Oftmals überlistet der boshafte Affe den talentvollen Vogel. Der Affe merkt die Zeit des stärkern Wachsthums der Jungen. Sie füllen sodann das Nest bis zu dem Halse und nun schüttelt der Affe vom nächsten, stärkeren Zweige das schlanke Reiß, die Jungen stürzen herab und werden seine Beute.

Es ist falsch, sagt Isert, daß die Vögel der heißen Zone nicht singen. Guinea hat außer andern Singvögeln eine Art Nachtigall *) die der unsrigen nichts nachgiebt; allein sie entzückt das Ohr im December so gut als im Mai. Und was für einen Anblick bieten die an Schönheit der Bildung und der Farben unvergleichbaren Touraco's (Cuculus Persa) oder die treflichen Eisvögel der Gambia dar! Nicht minder die herrlichste Gestalt des ganzen Vogelheers, die Numidische Jungfrau (Ardea Virgo), und die prachtvollen Kronvögel (Ard. pavonina) und Flamingos (Phoenicopterus ruber), die vielen Papageien **), der schöne Whidah Vogel (Emberiza paradisea), die vielartigen Tauben, weißen Amseln, Fasane, Perlhüner, Spechte, Raubvögel und der doppelschnabelige Hornvogel (Buceros Rhinoceros). Ganze Scharen der großen röthlich weißen Pelekane treiben auf dem mächtigen Strome viele Arten Fische zu ihrem Fange mit den Flügeln zusammen.

Auch das Meer wird von einer unangeblichen Zahl

---

*) Unstreitig eine verschiedene Art Motacilla.

**) Isert zählt an der Goldküste 6 Arten; sie fliegen heerdenweise.

großer Fische und großer Seethiere, Wallfische, Hayen u. a. belebt.

Der Meeresgrund bietet die schönsten Korallen, Muscheln, Krebse, und das wunderbar gestaltetste Seegewürm dar.

Dieß sei im Ganzen eine kurze, für diese Absicht genügende Anzeige dieses reichsten Landes.

Ehe wir dessen Urbewohner im Allgemeinen ansehen, darf man mit Recht fragen, wie weit geht denn, von den Küsten aus, unsere heutige Kenntniß der Binnenländer? Was ist uns durch die Thätigkeit des letzten Jahrhunderts hievon überhaupt kund worden?

Vom Senegal her zeigt sich hier zuerst das berühmte Goldland Bambouc.

Schon zu Anfange des 18ten Jahrhunderts (1716) drang ein kühner Franzose von der Mündung des Senegals über 100 Meilen ins Binnenland. Durch Compagnon wurden, aller Widerrede seines Nachfolgers (des Verf. der Voyages au Pays de Bambouc. Bruxelles 1789.) ungeachtet*); die goldreichen Berge von Bambouc entdeckt; und hiedurch auch zugleich die dazu gehörende Gegend längs dem Hauptstrome hin.

Zwei Wege führen zu diesem reichen Lande; der

---

*) Dieser anonyme Verf. beschuldigt ihn, er habe publié les impostures les plus absurdes, und muß dennoch in den Hauptsachen mit ihm übereinkommen. Compagnon stand unter dem damaligen Gouverneur vom Senegal oder Fort Louis, Andre Brues, der uns schätzbare Nachrichten über die Länder am Senegal geliefert hat. Der Gouverneur Brue legte das Fort Joseph in Galam an. Ueberhaupt haben wir den ältern Nachrichten der Franzosen über die Länder um den Senegal viel zu verdanken.

eine auf dem großen Strome des Senegal selbst, der andere, kürzere, ist der Landweg. Der Letzte ist wegen der vielen Krümmungen des Flusses, welcher kaum 5 Meilen *) in gerader Linie fortläuft, über 80 deutsche Meilen kürzer als der erste.

Diesen unternimmt man nur in flachen Fahrzeugen. Die dichten Waldungen und die seichten Stellen zwingen oftmals die Reisenden das Schiff zu ziehen. Man erstaunt, wie die Neger diese harte Arbeit mit Gesang, Tanz und steter Fröhlichkeit verrichten.

Die vielen umgestürzten massiven Bäume machen große Schwierigkeiten, die oft plötzlich hervorbrechenden Ungewitter verwandeln einzelne Landspitzen in schwimmende, schön beschattete Inseln, welche gegen das Fahrzeug treiben, und bringen, da selbst die Ankertaue zerreißen, die Reisenden in Todesgefahr; dennoch bleibt auch hiebei der Neger heiter.

Auf den ersten Meilen der Fahrt zeigt sich nur eine monotone sandige Fläche. Bald darauf tritt man in das Gebiet des Brak's oder Kaisers von Hoval, und nun ändert sich die Scene.

Lamiral fand (1786) gleich darauf eine ihm völlig neue Natur. Die hohen Ufer des mächtigen Stroms beschränken das Auge auf den Himmel, das Wasser und auf den majestätischen antiken Wald. Dieser wimmelt vom schönsten Gefieder, und wenn das Ohr sich an dessen melodischem Gesang ergötzt, wird es oft widrig unterbrochen, durch das Gekrächze vieler tausend Affen

*) 25 auf den Aeq. Grad.

und durch das Ziſchen der, dieſe und die Vögel verfolgenden Schlangen. Unter ſich ſieht er den furchtbaren Krokodil und hört das Schnauben des coloſſalen Flußpferdes, (Hippopotamus L.) und in der Ferne ſchreckt ihn, beſonders zur Nacht, das furchtbare Brüllen des Panthers, des Löwen und der Hyäne. Wird das Ufer flacher, dann ſtaunt er über die luxurirende Vegetation des oft auf 156 Fuß hohen Ceiba's (Ceiba Bombax) neben dem Rieſen aller Pflanzen, dem Baobab *), auf welchem der mächtige Ntann horſtet **); über die majeſtätiſchen Palmen und die unzähligen unter ihren Schatten blühenden Gewächſe; die Luft duftet theils angenehm theils widerlich von ihren Blüthen. Hier lauert, wie das ſtärkſte Ankertau cylindriſch aufgewunden, die Giganten-Schlange (Boa constrictor) auf einen Hirſch oder Panther, denn ſelbſt dieſen zerbricht die Muſkelkraft des gräßlichen Thiers, wenn ſie ihre Spirale entwickelt, alle Knochen, ſie leckt die Glieder eben, und ihr Geifer macht das Verſchlucken dann leicht. Hier zeigen ſich Rudel von Elephanten, von Gazellen; hier weidet der pagodenähnliche Camelopard, der ſchnelle Straus und das große Wildeſchwein (Sus aethiopicus) mit fußlangen Fangzähnen; faſt auf alle dieſe friedlichen Thiere machen jene größern Würger Jagd.

Lamiral war Augenzeuge eines ſchrecklichen Kampfs

---

*) M. ſ. weiterhin die Beſchreibung.

**) Ein Adler von erſtaunlicher Größe, wovon Adanſon nur das Neſt ſahe, und hieraus urtheilte, der Vogel könne nicht viel kleiner ſein als der Straus.

zwischen einer Löwin und einem starken Eber. Nach dem furchtbarsten Widerstande besiegte endlich die Löwin den starken Gegner und nur erst dann trat der männliche Löwe, bis dahin ruhiger Zuschauer des Kampfs, hinzu, um an der harterrungenen Beute Theil zu nehmen.

Hier zeigte sich die Natur des Katzengeschlechts. Auch unsere Hauskatze greift die Ratte nicht in Gemeinschaft an; sie sieht dem Streit ihres Gleichen ohne Stöhrung zu.

Der Elephant allein genießt hier unangefochten der reichen Nahrung. Seine Größe, seine Macht und seine über Alle herrschende Vernunft gebietet ihnen Ehrfurcht. Auch wandelt er selbst ruhig und auf sich selbst trauend sogar vor dem Menschen vorüber. Nur die ängstliche Sorgfalt der Mutter macht deren Nachbarschaft gefährlich. Mehrmal sahe man, wie eine säugende Elephantenmutter gegen Menschen wüthete, die der Zufall ihr zu nahe brachte. Sie umschlang sie mit dem Rüssel und schleuderte die Erdrückten auf 100 Schritt von sich.

Unter so bewundernswürdiger Abwechselung rückt nun die Wasserreise weiter fort und man gelangt nach Podor, einem der wichtigsten Handelscomtoire (escales) Frankreichs; hieselbst hebt das Land der unabhängigen Fulier an.

Es lohnt der Mühe, den hiesigen Handel und das wichtige Produkt, welches ihm hier zur Grundlage dient, genauer kennen zu lernen. Vormals bestand der Handel der Franzosen am Senegal in Gold, Elfenbein,

Gummi und vorzüglich in Sklaven. Die Revolution hob, vielleicht nur zu ungestüm, den Sklavenhandel auf, und das Gummi verblieb seitdem der wichtigste Gegenstand des Handels.

Das Gummi vom Senegal ward vor der Mitte des vergangenen Jahrhunderts für schlechter als das arabische gehalten, und daher nicht sehr geachtet. Die genauen Untersuchungen, welche damit, unter der Leitung der Akademien Frankreichs, in vielfacher Richtung vorgenommen wurden, zeigten das Gegentheil, ja sie gaben ihm sogar den Vorzug.

Der Werth des Gummis ist so umfassend und mannigfaltig, daß der Absatz, und also dieser Handel seitdem erstaunlich zunahm. Man kann den Nutzen dieses zähen Baumschleims unter drei verschiedene Abtheilungen bringen.

Es dient als Nahrungsmittel, als Arznei und endlich für den Fabrikanten und Künstler.

Als Nahrungsmittel bedienen sich desselben hauptsächlich die Mauren, die Besitzer der Gummiwälder und der umliegenden Wüsten. Die Aermeren lassen es ohne weitern Zusatz im Munde schmelzen; ein gleiches ist der Fall bei den Hottentotten und Buschmännern am Cap. Die Vermögendern genießen es in Milch aufgelöset oder in den Saucen an Ochsen- und Kameelfleisch; auch bereiten sie Tafeln davon, die unsern Bouillontafeln gleichkommen, und sich sogleich mit Wasser in eine nährende Substanz auflösen.

Als Medicament ist es eins der treflichsten Mittel zum Besänftigen, Lindern und Heilen. Golberry

sahe einen Engländer, der 25 Jahr am Blutspeien gelitten, völlig dadurch geheilt, daß er keine andere Nahrung als täglich 4 Unzen in Milch zerlassenes Gummi genoß. Auch dient es den Negerinnen und Weibern der Mauren mit dem glücklichsten Erfolge zum Stillen der Blutflüsse. Und in wie vielen andern Krankheiten nutzt es anjetzt der Arzneikunde! Nicht nur in Brustbeschwerden, selbst bei der Ruhr, in den geringern Graden des venerischen Uebels und in den Krankheiten der Blase ist es wichtig. Zugleich gebraucht es der Apotheker als ein Verbindungsmittel der ätherischen Oele, des thierischen Fettes, des Kampfers, ja sogar des Queckſilbers mit Wasser.

In weit größern Massen wird es aber für unsere Fabriken wichtig. Fast bei allen Färbereien und bei den Seidenfabriken braucht man es in großer Menge, eben wie bei der Appretur der Seide. So hat man es bei den Linons, Gazen und Hüten nöthig; auch ist der Verbrauch des Gummi in den Conditoreien nicht geringe. Nach den Tafeln, welche Labarthe über die Einfuhr des Senegalschen Gummi in Frankreich von mehrern Jahren geliefert hat, betrug die ganze Summe vom Jahre 1799 fast auf anderthalb Millionen Pfund (1, 478614), welche in Frankreich auf beinahe 3 Millionen Livres werth war. An Ort und Stelle kostet das Pfund gegen 15 Sous; in Friedenszeiten ward das Pfund in Frankreich fast für 3 Livres, in Kriegszeiten aber bei den Kleinhändlern zwischen 7 bis 8 Livres verkauft.

Dieß nur allein für Frankreich; jetzt denke man sich die Fabriken und den Verbrauch in England, Holland, Italien und Deutschland!

Nun zu dem Ursprunge dieser kostbaren und einträglichen Waare.

Das Pflanzengeschlecht der Acacien, Arten der Sinnpflanzen oder Mimosen. (Polyand. Monogyn. L.) liefert dieselbe.

Die beiden Arten derselben, welche uns hier besonders angehen, sind: 1) Mimosa Nilotica, der ächte Schotendorn; und 2) Mim. Senegal. L. die Senegal-Sinnpflanze. Die erste lebt hauptsächlich in Aegypten und Arabien, die zweite ist die unsrige.

Beiden Bäumen gab die Natur eine so übermäßige Menge schleimigen Saftes, der an der Luft zu einem harten Gummi erstarrt, daß er zu gewissen Jahrszeiten regelmäßig die Baumrinde zersprengt und in großen, hellen Tropfen herabfließt; ein Phänomen, welches unsere Pflaumen- und Kirschbäume, nur in weit geringerer Menge zeigen, und zwar gewöhnlich in einem kranken Zustande.

Unsere Mimose (Mim. spinis ternis intermediis reflexa, floribus spicatis L.) bildet unweit des Senegals im sandigen Boden mehrere beträchtliche Waldungen; dennoch wachsen auch einzelne Bäume näher an der Mündung des Flusses hin; und diese erreichen eine bedeutendere Höhe als jene. Adanson hat sich um das Geschlecht der Gummibäume besonders verdient gemacht, er giebt auf 40 verschiedene Arten an. Die Blackwallischen Tafeln, besonders die T. 372. geben keine zureichende Auskunft darüber.

Der Baum ist etwa 18 bis 20 Fuß hoch und hält selten über 3 Fuß im Umkreise. Er ist krumm und

schlecht gewachsen. Die Rinde ist glatt und dunkelgrau, das Holz dicht und hart. Die Stacheln zu Anfange der gefiederten Blätter sind länger, als bei dem ägyptischen Schotendorn; auch ist die kleine Blüthe weiß und nicht gelb, wie bei jenem. Sie ist fünfblätterig und das Pistill verwandelt sich in eine Schote von 3 bis 4 Zoll Länge, die mehrere runde Körner enthält.

Es giebt besonders drei Waldungen im Südwesten der großen Sandwüste Sahra zwischen dem 18ten und 22sten Gr. der Breite und 16° —17½ Gr. westlich von Paris gelegen *), welche uns die größte Quantität des Senegalischen Gummi liefern. Der, welcher der Küste am nächsten steht, und 20 fr. Meilen östlich von Portandic liegt, heißt Sahel, der nordlichste ist der Wald El-Hiebar (gewöhnlich auf den Karten Lebiar) und liegt vom Fort Podor 30 solche Meilen; der Wald Al-Fatac liegt am weitesten nach Osten und mehrere Meilen weiter von Podor; sie sind unter einander etwa 10 Meilen entfernt.

Golberry schätzt die ganze Ausbeute aus allen auf zwei Millionen Pfund.

Die Bäume selbst, obgleich von ein und derselben Art, variiren dennoch in Ansehung ihres Gummi. Die eine schwitzt ein weißes, die andere ein röthliches Gummi; und hienach machen die Mauren die Eintheilung. Adanson giebt indeß 5 verschiedene Varietäten an, wovon 2 Arten rothes und drei weißes Gummi geben.

---

*) Den Karten zufolge liegen sie von 16 bis 17¹° Breite; wahrscheinlich unrichtig.

Die Mauren, die Eigenthümer jener drei Waldungen, zerfallen in drei Stämme; in die Trarshaz, oder, wie Demanet schreibt, Terarza, der mächtigste unter ihnen; 2) die Brackuaz oder Bragena und 3) Ouled-el-Haghi oder Auladelhagi. Von dem Auswurf aller hat sich ein Räuberstamm gebildet, dessen Hauptgeschäft, da er keinen Antheil an diesen Waldungen genießt, darin besteht, die am Strande Verunglückten zu berauben, und zum Verkauf hinweg zu schleppen. Brisson, dessen unglücklicher Schiffbruch auch bei uns bekannt genug ist *), ward ein Opfer dieser Barbaren. Man hat es bisher vergeblich versucht, mit ihnen einen Vertrag zur Erhaltung der verunglückten Schiffe abzuschließen.

Nach der Regenzeit, gegen die Mitte des Novembers, fangen die Bäume an das Gummi auszuschwitzen. Die Tropfen erhärten nach 14 Tagen zu einer hellen, durchsichtigen, im Bruche glänzenden Substanz; je heller, reiner und größer, desto höher ist ihr Werth. Man hat Tropfen gesehen von 6 Zoll Länge und helle wie Krystall. Demanet führt eine zweite Ernte an, welche im März fällt; sie soll erkünstelt werden, indem man die Bäume mit Messern ritzt; Golberry schweigt hiervon gänzlich.

Zu Anfange des Decembers verlassen die Mauren ihre Heimat, die Oasen der Wüste; nur die Greise und die kleinern Kinder bleiben dort zurück. Es ist eine

---

*) Unter dem Titel: Histoire du Naufrage et de la Captivité de Mr. Brisson etc. Geneve 1789.

sonderbare Scene, wie dieser große Heerzug von beiden Geschlechtern und vielen hundert Thieren die öde Fläche bedeckt, und die Luft von den tausend Stimmen wiederhallt. Die Fürsten und Oberhäupter reiten auf Pferden und Kameelen, die Geringern auf Ochsen, oder sie gehen daneben her.

Nach einem Marsch von 10 bis 12 Tagen gelangt jeder Stamm zu seinem Walde und schlägt dort sein Lager auf. Die Ernte dauert sechs Wochen. Sodann gehen nur allein die Oberhäupter mit ihren Lieblingsfrauen zu den Handelsplätzen, um für ihre Nation den Handel abzuschließen. Die Mauren äußern bei dieser Gelegenheit die boshafteste Chikane, die der Europäer nur durch Geduld und Festigkeit überwindet. Ist endlich der Handel abgeschlossen, dann bricht das ganze Heer nach Podor, und den übrigen Comtoiren auf. „Den Tag, wo die Mauren eintreffen, sagt Gol„berry, hört man bereits in der Ferne, gegen Mor„gen hin, das Getöse der heranziehenden Haufen, die „in Staubwolken eingehüllt sind, und gegen Mittag „ist die ungeheure traurige Fläche der Wüste, wo zu„vor kein lebendes Geschöpf entdeckt war, mit Wei„bern, Männern, Kindern, Kameelen, Pferden, „Ochsen und Ziegen bedeckt.“

Das Gummi wird nach Cantaren gemessen und verkauft; und jedes Fahrzeug zum Gummi-Handel hat seinen Cantar; so nennen die Mauren ein hölzernes, viereckiges Maas, das bei 18 Zoll Höhe, einen Fuß im Durchmesser hält. An dieses Holz ist eine lange Rinne von Segeltuch, welche bis auf den Boden des Schiffs

hinabreicht, befestigt. Beim Einmessen wird der Cantar durch ein Querholz verschlossen, das man, so bald er gefüllt, als einen Schieber hinweg zieht, um das Gummi hinablaufen zu lassen. Hiebei gesteht aber Golberry selbst ein, daß die Franzosen durch mähliges Vergrößern des Maßes des Cantars, sowohl im Durchmesser, als in der Höhe des Randes, die Mauren auf das unverzeihlichste hintergehen; denn bey aller sonstigen Schlauigkeit haben diese nicht Sinn genug, den Betrug zu merken. Dennoch ist er so beträchtlich, daß das Cantar jetzt (1787) 2000 Pfund Gummi faßt, da es 60 Jahr zuvor nur 500 enthielt! Wie schändlich wird jetzt dem Afrikaner seine Chikane beim Handel vergolten!

Auf diese Art erhandeln die Franzosen in Podor, und auf den näher zur Mündung gelegenen Comtoiren im Senegal jährlich zwischen zwölf und funfzehn hundert Tausend Pfund Gummi für Eisen, Tuch, Pulver, Gewehre, Metallwaaren, Corallen, aber vorzüglich gegen indianische Zeuge, Guimees genannt, welche mit Indigo gefärbt werden. Ein Cantar Gummi von 2000 Pfund kostet funfzehn Stück solcher Cattune, das Stück 7—8 Ellen lang und ^{1} Elle breit.

Doch erhalten die Oberhäupter noch beträchtliche Geschenke von allerlei europäischen Waaren *). England soll außerdem von den Mauren, über Portendic, noch gegen 600000 Pfund Gummi erhandeln.

*) Auch hierüber sowohl, als über den ganzen Handel hat uns Brue (1716) bereits richtig belehrt, wenn gleich nicht so vollständig.

Nach dieser Erörterung über ein so wichtiges Produkt dieser Länder, gehen wir jetzt von Podor weiter zum Lande Galam.

Podor ist nun schon in Süden von dem Elfenbein- oder Morfil-Flusse in jene große Insel eingeschlossen, welche dieser dünne Strom mit dem Senegal bildet.

Dieses lange schmale Eiland hebt gegen dem See Cayor über an. Dieß ist ein ovaler See oder wohl nur eine Lagune, (17° 20′—17° 48′ Breite und 3° 20′—3° 40′ östlich von Ferro) länger als 10 d. Meilen, und mehr als halb so breit, der hauptsächlich den Ueberschwemmungen des Senegals in der Regenzeit sein Dasein verdankt, so wie dieß an der Südseite des Stroms der Fall ist mit dem kleinern See Pani-Foul. Brue suchte durch den Fluß Cayor, der von dem Senegal als Kanal dahin führt, in jenen See zu kommen. Der Fluß ist 15 Seemeilen lang, und bis zu dem Dorfe Ingrim, ja bis nach Queda, also etwa $\frac{3}{5}$ des Weges gelang es, ihn zu befahren, allein hier war dieser natürliche Kanal so flach, und so sehr von Schilf verwachsen, daß man zurückkehren mußte. Das ganze Land um den See ist sehr fruchtbar, steht aber unter der Herrschaft der Mauren.

Der kleine Fluß Morfil nimmt in Westen seinen Anfang bei der Escale (Handelsplatz) le Coq, etwa unter $3\frac{1}{2}$ Grad östl. von Ferro, und endigt gegen Goumel, der Residenz des Oberherrn der ganzen Insel, des Seratics der Fulahs, oder vielmehr beider Inseln, denn bei Navi sondert ein Querarm des Flusses die Insel Bilbas, oder Bilbos, davon ab.

Die ganze Strecke hält auf 65 fr. Meilen, bei einer Weite von 3 Meilen. Der Fluß Morfil (Elfenbein), wegen der großen Menge sich dort findender Elephanten so genannt, scheint als ein Kanal einer heftigen Ueberströmung des Senegals ausgegraben zu sein, denn er hebt von ihm an und endigt in ihn.

Das Königreich des Siratic, eines Mauren, dehnt sich aber noch weiter nach Osten hin aus, stets an der Nordseite des großen Stroms.

Dreißig Meilen (lieues) vom Ende der Insel Bilbos nehmen die kleinen Staaten der Serrawoullis Neger ihren Anfang: sie machen das Königreich Galam aus, das nach der Hauptstadt benannt ist, in der Landessprache hingegen den Nahmen Kadschaaga führt. Luft und Klima ist hier reiner als gegen die Küste hin; das Land gewährt durch den Senegal reizende Aussichten.

Hier haben die Franzosen seit langer Zeit das Fort St. Joseph erbauet; es dient ihnen zum Schutz ihres dortigen Handels, und erleichtert den Eintritt in Bambouc.

Nicht weit hinter St. Joseph ist der berühmte Sturz des Senegals, der Fall Felou oder Caignu gelegen. Der Felsen Felu versperrt den Fluß. Das Wasser stürzt 10 Fuß hoch herab; in der nassen Jahrszeit hört man bei starkem Wasser das Geräusch auf 10 Meilen weit.

Golberry behauptet, Sego, die Hauptstadt von Bambarra, liege nur 140 Meilen von Felu,

indeß haben wir von diesem Wege keine bestimmte Nachricht, etwas mehr kennen wir von Bambouc.

Was uns jetzt durch Campagnon, durch jenen anonymen Reisenden *) und zuletzt durch den Engländer Houghton und Golberry davon bekannt geworden ist, enthält etwa folgende Hauptbemerkungen von diesem Goldlande.

Bambouc liegt **) südlich von Galam und in eben dieser Richtung vom Senegal selbst etwa 10 franz. Meilen zwischen dem $14\frac{1}{4}$° und $12\frac{1}{2}$ Grad südl. Breite und 7—8 Grad der Länge von Ferro. Der Fluß Faleme, der sich in den Senegal ergießt, aber in der trocknen Jahrszeit versieget, macht seine westliche Gränze. Es soll sich von Norden nach Süden auf 36 Meilen erstrecken und um die Mitte etwa 28 Meilen breit sein. Hiernach rechnet Golberry seine Fläche auf 1000 Q. Meilen.

Es ist ein gebirgiges Land; das bedeutendste Gebirge erstreckt sich unter dem Nahmen Tabaura (Compagnon schrieb Tambaawra) gegen 40 Meilen, und aus ihm entspringen die beiden Hauptflüsse des Rio d'Oro ***), der westliche, und der östliche Colez; jener ergießt sich in den Faleme, dieser in den Senegal.

Das Gebirge Tabaura bildet oberhalb des Dor-

---

*) M. s. vorhin.

**) Nach Golberry's neuesten Nachrichten; er hatte sie von den Engländern an der Gambia erhalten.

***) Unstreitig von den Portugiesen so benannt, denn auch dieß Land ward von ihnen entdeckt und besessen.

fes gleiches Nahmens einen Winkel, dessen Schenkel eine dreieckige Ebene einschließen; hierin finden sich bis jetzt die wichtigsten Goldbergwerke, dennoch giebt es auch deren längs des Faleme. Der größte Theil dieser Berge selbst ist kahl und unfruchtbar. Das meiste Gold findet sich unweit dem Natacon (Campagnon schrieb Netteco). Ein kleinerer isolirter Berg Natakon, unweit des Dorfes gleiches Nahmens, am linken Ufer des Riod'oro. Dieser Berg besteht aus thonigem, fetten Erdreich, ist gut beschattet, und enthält einen großen Reichthum des edlen Metalls. Ueberall legt man Schachten an, oder vielmehr man gräbt Höhlen von etwa 30 bis 40 Fuß ohne alle Vorsicht; und diese gewähren ein von Goldblättern und Goldstückchen durchdrungenes Erdreich. Sie stürzen, aus Mangel an Unterstützung, oftmals zusammen, und ersticken die Arbeiter. Die Weiber gewinnen aus dem, auf Leitern heraufgeförderten Erdreich, durch Zerstampfen und mehrmaliges Waschen der zerstampften Erde das Gold, wozu ihnen ein kleiner von dem Berge herabströmender Bach, oder Marigot, sehr behülflich ist. Je tiefer der Schacht ist, desto reicher ist der zu Tage geförderte Schmirgel an Golde. Ein Sack von 10 Pfund dieser Erde, welchen sich die Engländer zu verschaffen wußten, und der bereits alle Grade der Goldwäscherei durchgegangen war, enthielt dennoch so viele Goldtheilchen, daß die ganze Erdmasse noch davon schimmerte! Der kleine, wahrscheinlich angeschwemmte Berg Natakon von etwa 300 Fuß Höhe muß daher in seinem Innern unermeßlich reich sein. Das Gold ist gediegen, und

wird von den dortigen Schmieden, die zugleich Goldschmiede sind, kalt zu mehreren Arten Putz, Ringen für die Arme und Ohren, und zwar nicht schlecht verarbeitet. Der ungenannte französische Reisende behauptet, er habe beim Hinabsteigen in diese Mine gefunden, das Muttergestein des Goldes sei ein harter Schmirgel, der aderförmig in einer Marmorart fortlauft.

An eben diesem Goldflusse (Colez-Rio-d'Oro) etwa 15 Meilen (lieues) unterhalb Natakon, unweit des Dorfes Semayla, findet sich ein anderer an Golde reicher Hügel von 200 Fuß Höhe, und etwa 2000 im Umkreise. Das Bergwerk selbst hat den Nahmen des Dorfes und des Bachs Semayla. Das Gestein, worin sich das Erz findet, ist ein weit härterer, eisenhaltiger Schmirgel in festen rothen Marmorflötzen. Daher wird es den unwissenden Bambukanern weit schwerer zu bearbeiten, und die Grube steht, ihrer Meinung nach, dem Bergwerk zu Natakon nach. Versuche, die ein gewisser Pelaye damit 1730 angestellt hat (er ward um der Bergwerke willen von der französisch-indischen Compagnie dorthin gesandt), scheinen indeß das Gegentheil zu beweisen. Achtzig Pfund der Wasch-Erde von Natakon gaben 180½ Gran Gold, zwei Unzen der gereinigten Erde von Semayla hingegen 21 Gran. Pelaye schloß aus seinen Versuchen, daß 10 Pfund dieser Erde so viel Gold geben würden, als 40 Pfund von der ersten Grube; er konnte indeß die Probe nur im Kleinen anstellen. Das Gold selbst ist, den Proben des berühmten Mineralogen le Sage zufolge, von der ersten Güte.

Noch zwei andere Gruben, die von Nambia und von Kombadyrie oder Combadirire, sind berühmt, indeß erwähnt Compagnon mehrerer andern im Lande.

Bambouc muß außerordentlich reichhaltig an Golde sein; denn einmal führen fast alle Bäche Goldkörner und Goldblättchen, ferner liefern seine Bergwerke nicht nur fast alles Gold, was über Tombuctu durch die Caravanen nach der Barbarei und nach Aegypten kommt, sondern daneben die erstaunliche Quantität des Geschmeides, welches man unter den Negern und Mulatten der umherliegenden Länder und dieser ganzen Küste so vielfach verarbeitet antrifft, und endlich noch vieles, was die Europäer am Senegal und der Gambia einhandeln. Dabei sind die Bergwerke bis jetzt völlig unkundig bearbeitet worden, so daß man nie auf einen Gang des Erzes selbst gestoßen ist. Wie erstaunlich würde die Ausbeute in den Händen sachkundiger Europäer werden.

Bambouc besitzt aber noch mehrere schätzbare Produkte. Es hat treffliches, malleables Eisen, das wie Silber klingt; die Bambukaner verstehen es, ihm durchs Hämmern alle Formen zu geben.

Ferner hat das Land schönes Vieh, viel Honig, woraus ein sehr starker Meth gebrauet wird, und Wachs; auch liefert es sowohl letzteres, als rohe Häute zum Handel; endlich finden sich, nebst den Getreide- und Gemüsarten, die Erdeicheln, Erdnüsse (Arachis hypogaea) und die tropischen Produkte der Nebenländer, besonders der Schih oder Butterbaum *).

*) M. s. hievon weiter unten.

Ob nun aber die Sonderbarkeiten des Thierreichs, welche Campagnon hier will gefunden haben, z. B. die schneeweißen Affen mit rothen Augen (etwa wie der Mico von Süd-Amerika), die völlig weißen Wiesel, und das Thier mit 7 Hörnern und erstaunlich hohen Beinen Ghiamala sich wirklich daselbst befinden, dieß muß die Zeit lehren. Wahrscheinlich ist das letztere Thier die unrichtig beschriebene Giraffe, denn dieses wunderbar gebildete Thier lebt bereits in diesen nordlichen Binnenländern von Afrika.

Das ganze Land besteht aus drei Abtheilungen, aus den Königreichen Bambouc, Salaba und Konkudu, in so fern es drei verschiedene Oberherren oder Könige (Siratics) hat. Der König von Bambuc ist indeß von größerm Ansehen als die beiden übrigen, da die dort jetzt einträglichste Goldgrube Natakon und mehrere der reichsten Gruben in seinem Reiche gelegen sind.

Diese Fürsten oder Könige haben übrigens nur eine unbedeutende Macht. Unter ihnen stehen nämlich die Farims oder Oberhäupter jedes einzelnen Orts, eine Würde, die ebenfalls bedingungsweise erblich ist; diese Farims haben sehr großen Einfluß, schließen auch jeder für seine Dorfschaft den Handel mit den Fremden ab, und ob sie gleich selbst wieder von dem Volke abhangen, müssen sie dennoch zugleich von dem Siratic, der Form nach, bestätigt werden. Der König wagt es zwar zuweilen, einen dem Volke gehässigen Farim abzusetzen, allein nur allein mit Zuziehung des Rathes Bentaba; auch besitzt der König, der nach Golberry

zu Farbanna residirt, nur Ländereien wie alle übrige Einwohnnr, und da die Großen es unter ihrer Würde halten persönlich zu arbeiten, so hängt er hauptsächlich von Geschenken seiner Unterthanen ab, und von dem, was sie für ihn erarbeiten wollen. Daher fehlt ihm auch eine stehende Kriegsmacht. Aus allem sieht man, daß Bambouc aus aristocratischen Republiken besteht, die aber bei dringender Gefahr sofort sich zur Vertheidigung des Reichs innigst verbinden und gegen den Feind aufstehen. Indeß ist der Bambukaner träge und furchtsam, und wird daher häufig von den räuberischen Nachbarn z. B. den Negern von Cassa, überfallen und geplündert.

Bambouc unterscheidet sich noch dadurch von den Nebenreichen, daß es keine Marabouts, oder mohamedanische Priester unter sich leidet, obgleich der Ismaelism gleichfalls durch die vormaligen Marabouts dort Wurzel gefaßt hat. Die Marabouts wurden deßhalb vertrieben, weil man entdeckte, daß sie den boshaften Anschlag gemacht hatten, die Könige und Großen zu ermorden, um sich aller Goldminen zu bemächtigen.

Die beiden Nebenländer von Bambuk, welche uns seit dem letzten Jahrhundert etwas genauer bekannt wurden, sind im Westen Bondu und in Nord-Osten Cassou.

Bondu ist von den Fulah-Negern *) bewohnt, nach den Mondingos das ansehnlichste Volk in diesen Theilen von Afrika. Sie sind strengere Muhame-

*) M. s. weiter unten die Beschreibung.

daner als jene, und daher gegen Fremde rauher, sonst von Natur gutartig und eine der fleißigsten Nationen von Afrika *), deßhalb aber besonders Handelsleute, weil Bondu in der Mitte zwischen dem Senegal und der Gambia gelegen ist, und daher der Sammelplatz der Sklavenhändler, die nach dem Innern handeln, geworden ist. Bondu hat mehr bedeutende Städte, z. B. die Gränzstadt Tallika von Galam aus; ferner Fattecondu die Hauptstadt. Auch die Bonduer machen zuweilen Einfälle in das Goldland. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts überfiel der König von Bondu, (die Regierung ist hier monarchisch) die trägen Bambukaner und zwang sie, mehrere Städte längs dem Faleme an ihn abzutreten. In Bondu war es, wo der Major Houghton auf Zulassung des Königs geplündert ward.

Das Königreich Casson, nördlich vom Senegal, hat mehrere große Städte. Mungo-Park führt bei seinem Eintritt in Casson sogleich zwei davon an, Tisi und Medina. Der Weg führt über beträchtliche Anhöhen nach Kuniakari, dem damaligen (1796) Sitz des Königs von Casson. »Dieß Reich,« sagt Mungo Park, »hat eine weit größere Anzahl »von Städten und Dörfern und großen Strecken an»gebauten Landes, als ich je zuvor in Afrika gesehen »hatte. Von der großen Anzahl der Einwohner kann »man sich einen Begriff machen, daß der König von

---

*) M. s. weiter unten.

»Casson durch das Aufgebot der Kriegstrommel 4000 »Krieger zusammenbringen kann.«

Auch diese Negerkönige führen häufig Kriege unter einander. So war jetzt der Krieg zwischen Bondu und Casson ausgebrochen, und ein anderer zwischen Kaarta und Bambarra ward erwartet.

Wir bringen die Nachrichten von diesen beiden letzten Reichen nebst denen von Ludamar hier sofort bei, da sie von Mungo Park wirklich besucht sind. Sie enthalten dasjenige, was wir von den, vom Senegal und der Gambia aus, am weitesten entfernten Ländern von Afrika, nur erst durch diesen merkwürdigen Reisenden in Erfahrung gebracht haben.

Kaarta gränzt in Westen an Casson. M. Park fand das Land auf dem Wege von Casson sehr gut angebauet und bevölkert, obgleich es nicht unbedeutende Höhen hat, aus welchen der Krieko entspringt, der sich in den Senegal ergießt. Das Dorf Lakarago macht die Gränze beider Reiche. Die Aussicht von dem hiesigen Scheidegebirge zeigte in Süd-Osten die Gebirge von Fulada, vor ihnen aber ein romantisches Thal, hinter welchem dann die sandige Ebene von Kaarta ihren Anfang nimmt. Die Lebensmittel standen hier in so geringem Werth, daß der Reisende sie oftmals umsonst erhielt. Park ging durch eine Menge Dörfer, die, ob sie gleich damals wegen Ausbruch des Krieges mit Bambarra verlassen standen, dennoch die Bevölkerung hinreichend anzeigten. Die erste große Stadt von dieser Seite ist Karankalla, hierauf folgt die Hauptstadt Kemmu. In diesem Lande ward

der bereits unter den Alten berühmte Lotus als eine bedeutende Speise benutzt. Der Lotus (Rhamnus aculeis geminatis altero recurvo foliis ovato-oblongis Linn.) ist eine der Pflanzen, die selbst das graueste Alterthum unter die nützlichsten zählte. Homer läßt bereits den Ulysses zu den Lotophagen reisen; dieser und seine Gefährten fanden den Lotus als Speise vortreflich*). Herodot legt das Vaterland der Lotophagen in den Theil von Lybien, welcher zu dem heutigen Tripolis gehört **). Er bezeugt, daß diese Völker gänzlich von dieser (angenehmen) Frucht lebten, ja daß sie sogar Wein daraus bereiteten ***). Plinius giebt eine umständliche Beschreibung von dem Lotus, seinem Gebrauch und von seinen Arzneikräften ****). Mungo-Park fand, daß der Lotus-Strauch der Wüste schmälere Blätter hat, als der bei der Ortschaft Turda in Kaarta. Die mehlige kleine gelbröthliche Frucht ist von köstlichem Geschmacke. Die Frucht wird geerntet, indem man an den Strauch schlägt, und die herabfallenden Beeren auf ein dazu ausgebreitetes Tuch sammlet. Nachdem sie einige Tage in der Sonne getrocknet, wird sie gelinde gestoßen, bis der mehlige Theil sich vom Kerne trennt. Dieß Mehl wird mit Wasser vermischt, und zu kleinen Kuchen geformt, die man nur an der Sonne trocknet, da sie dann dem

---

*) Odyss. IX. v. 84 u. f.

**) Sie nahmen einen so großen Erdstrich ein, daß man sie in Lotoph. orientales et occident. theilte.

***) Herodot. Melpomene. Ed. Steph. 123.

****) Lib. XIII. Cap. 17. et Lib. XXIV.

besten Honigkuchen gleichkommen. Die Kerne werden in Wasser gelegt und geschüttelt; hiedurch spült sich das noch übrige Mehl davon los, und theilt dem Wasser einen süßen, angenehmen Geschmack mit; dieß mit gestoßener Hirse vermischt, giebt eine Art Grütze, die man Fondi nennt. Man nimmt sie in Ludamar zum Frühstück. Da der Lotus gleichfalls in dem südlichsten Italien, besonders Sicilien, gut bekannt ist, so hat wohl nur der Ueberfluß des Landes an so vielen eßbaren Vegetabilien ihn unbenutzt gelassen.

Von Turda gelangte der Reisende nach der ansehnlichen Stadt Foninkidi und bald darauf zu der Gränzstadt Dscharra (Jarra).

Sie gehört bereits zum maurischen Königreich Ludamar; die Häuser sind von Stein und Lehm gebauet, die Einwohner, größtentheils Neger, zahlen den räuberischen Mauren hohen Tribut, um nur ihren Plünderungen zu entgehen.

Der Mauren König Ali ertheilte dem Engländer zwar die Erlaubniß durch seine Staaten ruhig reisen zu dürfen, allein schlecht hielt der treulose Maure sein Wort.

Mungo Park ging zu der Stadt Sampaka, er hatte auf dem Wege noch Gelegenheit natürlichen Salpeter zu bemerken, der sich in einer Lache nach Austrocknung durch die Sonne von selbst kristallisirt; er ist indeß schwächer, als der unsrige, wahrscheinlich weil er unreiner bleibt.

Von hier reisete er noch ungestört durch ein Paar Ortschaften, und ward von den gutmüthigen Negern

wohl aufgenommen, als plötzlich ein Trupp vom König abgesandter Mauren unsern Reisenden zwang, mit in das Lager des Ali zu gehen, weil seine erste Sultanin, Fatime, einen Christen, einen Weißen sehen wollte. Wie er diesem boshaften Volke endlich entrann, und was er hier im Lager zu Benaura erlitten, gehört zu den nachmaligen Bemerkungen über die Mauren; wir setzen jetzt die Reise durch Ludamar weiter fort. Der Weg ins Königreich Bambarra war zwar mit vielen Ortschaften besetzt; indeß enthielten dennoch die an die Wüste gränzenden Waldungen eine Menge Antelopen, Eber, Strauße und reißende Thiere. Hierunter zeigten sich nun auch Löwen. Die Hirten und alle Neger, welche nicht von den Mauren verdorben waren, nahmen den Weißen gutmüthig auf, und so gelangte er endlich zum Ziel, und sahe seine unglaubliche Anstrengungen und Gefahren belohnt durch — den Anblick des gegen Osten fließenden Nigers.

Dieses für die Erdkunde so wichtige Phänomen zeigte sich ihm auf dem Wege zur Hauptstadt von Bambarra. „Geo affilli! Seht da das Wasser, riefen ihm „die Neger zu.“ Der Strom floß so breit, als die Themse bei Westmünster, in der Morgensonne glänzend, langsam von Westen nach Osten. So war denn das bestätigt, was uns bereits Herodot, jedoch nur mit Ungewißheit erzählt *), das aber nachmals

*) Herodot. Euterpe. 45. ed. Steph. Er sagt: Einige aus der Nation der Nasamoner (sie bewohnten die R. Cyrenaicam nordwärts von Lybien, also Tripolis) seyen auf einer Entdek-

Leo, der Afrikaner, genauer bestimmte *). Auch versicherte sich Park durch das Zeugniß aller, von ihm deshalb befragten, Neger.

Die Hauptstadt Sego ist an diesem großen Strome gelegen; und eine eigene Fähre über den Fluß ernährt durch die deshalb zu zahlenden Ueberfuhr-Gelder, eine Menge Neger.

Die Hauptstadt Sego besteht aus vier Theilen, oder verschiedenen Städten; zwei derselben, Sego Korro und Sego Bu, sind am nördlichen Ufer des Nigers, oder wie ihn die Neger nennen, des Joliba (des großen Wassers); Sego-Su-Korro und Sego-Sih-Korro am südlichen Ufer gelegen.

Hohe Erdmauern umgeben sie, und mehrere der von Thon aufgeführten viereckigen Häuser mit flachen Dächern haben 2 Stockwerk, und sind von außen geweißt. Ueberdieß finden sich in jedem Theile der Stadt Moscheen. Die Straßen sind, da hier gar kein Fuhrwerk üblich ist, zwar eng, allein in jeder sonstigen Absicht hinreichend breit.

Die Bauart der Kähne oder Fähren, um über den Niger zu setzen, ist höchst sonderbar. Jeder besteht aus zwei der Länge nach zusammengefügten großen Bäumen, so daß sie bei geringer Breite außerordentlich

---

kungsreise ins Innere von Afrika zu einer großen Stadt gekommen, welche an einem großen Flusse gelegen, der von Westen nach Osten floß.

*) Leo afr. lib. prim. pag. 7. ed. Elzev. Sunt qui dicant, jam dictum Fluvium in Occidente ex quodam monte scaturire, atque Orientem versus fluendo etc. gerade wie Mungo Parks Angaben es jetzt bestätigen.

lang sind. Dennoch sahe M. Park 4 Pferde auf einmal übersetzen.

»Der Anblick dieser ansehnlichen Stadt, sagt Park, »die Menge Kähne auf dem Flusse, das Gedränge des »Volks, der Anbau der ganzen umliegenden Gegend, »alles dieß zusammengenommen, deutet auf einen Grad »von Kultur und Wohlstand, den ich im Herzen von »Afrika nicht vermuthet hatte.«

Hier hatte indeß unser Reisende die Kränkung, daß ihm der Uebergang über den Fluß zur andern Seite der Stadt, woselbst der König wohnte, von Mansung dem Könige von Bambarra versagt ward; dennoch war er so edel, ihm zu seiner weitern Reise einen Sack mit 5000 Kauries*) zu schicken. Er durfte es indeß nicht wagen nur einmal bis Dshenne, einer großen maurischen Stadt einige 30 d. Meilen weiter nach Osten vorzudringen. Doch suchte er auf diesem Wege soweit als möglich zu kommen. Er fand in diesem Theile des Königreichs Bambarra den Butterbaum ganz vorzüglich häufig, auch sahe er hier zum erstenmale eine Giraffe, und lief nicht wenig Gefahr von einem großen Löwen. Das Thier, vielleicht völlig gesättigt, ließ den Reisenden ruhig ganz nahe vorbeireiten.

Die Mondingoische Sprache hörte nun auf, und in den wenigen Ortschaften, welche er noch weiter nach

---

*) Hier gelten nämlich, so wie fast in den mehresten Theilen von Afrika, diese Seeschnecken (Cyprela Moneta) statt des Geldes. Park rechnet 250 zu 1 Schilling, also 7—8 Gr. Das Geschenk betrug mithin etwa 1 Guinee.

Osten zu besuchen wagte, ward entweder nur Bambarrisch geredet, oder er hörte mehrere, ganz verschiedene, ihm völlig unverständliche Mundarten reden.

Nur erst nach vielen Bitten setzte man M. Park zum nördlichen Ufer des Flusses über; er kam nach einer zweiten Ueberfahrt hier noch etwa zwanzig d. Meilen weiter zu der Stadt Silla, die am südlichen Ufer des Joliba gelegen ist. Allein nun fand er die Schwierigkeiten so groß, und die Gefahr von den fanatischen Mauren, welche im weitern Binnenlande gänzlich die Herren spielen, ermordet zu werden, so gewiß, daß er es gerathen hielt, den Rückweg zu nehmen.

Seine Rückreise rechtfertigt sich noch mehr dadurch, daß einmal seine Gesundheit beträchtlich durch diese dauernde Strapazen und Sorgen gelitten hatte, daß ihm von jetzt an die Kenntniß der Sprachen entging, und daß die ihm noch übrigen Kauries nicht hinreichten, ihn bei weiterem Vordringen zurück zu bringen. Die Erdkunde wäre daher höchstwahrscheinlich durch ein ferneres Wagestück aller dieser schätzbaren Nachrichten beraubt worden. Sie hätte weder die Auflösung des großen Problems über den Niger oder Joliba erhalten, noch auch die schönen wichtigen Beobachtungen der vielartigen dortigen Negernationen und anderen Produkte.

Mungo Park erweiterte indeß die Geographie dieses völlig unbekannten Landes noch sehr bedeutend, indem er durch mühsames Ausfragen vernünftiger und bereiseter Neger folgendes darüber einzog.

Ostwärts von Silla liegt zwei Tagereisen (etwa

60 engl. Meilen) auf einer Insel im Joliba die Stadt Dshenne (Jenne). Sie ist die volkreichste Stadt im Reiche Bambarra. Nach einer gleichen Distanz ostwärts von hier gelangt man zu einem See Dibbih, der schwarze See; der Joliba bildet ihn durch Theilung seiner Gewässer; er soll so beträchtlich sein, daß ein Kahn, der ihn von West nach Osten übersegelt, während eines ganzen Tages das Land aus den Augen verliert.

Aus diesem See tritt der Niger in verschiedenen Armen hervor; sie umfassen ein bedeutendes Eiland, Dshinbaala genannt, das von Negern bewohnt wird. Nach Wiedervereinigung der beiden Arme des Joliba fließt er nun fort zur großen Stadt Tombuctu; ihr Handelshafen Kabra ist noch eine Tagereise östlicher. Die ganze Entfernung von Dshenne bis Tombuctu beträgt zwölf Tagereisen.

Wie sehr war es daher zu bedauern, daß Mungo Park nur etwa 16 Tagereisen davon entfernt, diesen höchst merkwürdigen Sammelplatz fast aller Caravanen des Centralhandels von Afrika nicht erreichen konnte. Möge der kühne trefliche Mann auf seiner jetzigen zweiten Reise endlich diesen wichtigen Zweck glücklich erreichen!

Zehn Tagereisen weiter gelangt man auf dem großen Flusse, oder längs seinen Ufern zu einem eben so bedeutenden Handelsort, zu der Hauptstadt des nach ihr benannten großen Königreichs Hussa.

Kaufleute, welche in Hussa selbst gewesen, bezeugten, daß sie größer sei, als Tombuctu, daß

aber die Neger größern Einfluß auf die Regierung hätten, als die Mauren.

Den weitern Lauf des Nigers oder Joliba's kannte keiner von denen, die Park darüber befragte; sie sagten nur, er ginge bis an das Ende der Welt. Wie viele Völker mag dieser große Strom noch in Verbindung setzen, da nach der Aussage der Kaufleute, daß die Sprachen der von Osten nach Hussa und Tombuctu kommenden Handelsleute gänzlich von der Bambarrischen, und allen ihnen bekannten Nebenländern verschieden sind. Da man indeß unter diesen und noch tiefern Parallelen, weder am rothen Meere, noch auch selbst in den südlichern indisch-afrikanischen bis zum Aequator, keinen Ausfluß irgend eines großen Stromes kennt, so scheint es nur drei mögliche Fälle zu geben, nämlich, entweder der Niger verliert sich in, uns unbekannten, Sandwüsten, und versiegt dort; oder er bildet einen großen, gleichfalls bis dahin unbekannten Landsee, sei es der auf einigen Karten angezeigte See Burnu, oder der Paulus Nuba des Ptolemäus; oder drittens, er fällt mit dem Nil irgendwo in Süd-Osten zusammen.

Von den Ländern, welche um die hier zuletzt von Park bereiseten Reiche gelegen sind, erhielt er von den Kaufleuten nur folgende kurze Nachrichten*).

Das auf der Insel, welche die Theilung des Nigers hervorbrachte, gelegene Reich Dshinbala soll

*) Von den weiter östlich gelegenen Ländern findet sich künftig paßlichere Gelegenheit zu reden.

durch seine Moräste und vielfache Gewässer gegen die Mauren gesichert, zu einem guten Lagerplatz der Kaufleute dienen, die nach Tombuctu handeln.

Diesem südlich liegt das bedeutende Reich Gotto, vormals in mehrere kleine Staaten getheilt, jetzt durch die Kühnheit eines der Oberhäupter derselben in ein einziges Reich verwandelt, das selbst dem König von Bambarra furchtbar ist.

Im Westen von Gotto folgt Bädu, jetzt zinsbar an Bambarra. Im Südwesten von Bädu trifft man eine wilde Nation. Ihr Reich heißt Maniana, und die Aussage aller Neger, welche Park zu befragen Gelegenheit hatte, stimmte darin überein, daß seine Bewohner grausame Menschen sein, die nicht nur dem Feinde nie das Leben schenkten, sondern selbst widrige Gastmähler von Menschenfleisch hielten.

Auf der Rückreise sahe Mungo-Park anfänglich längs dem Niger hin außer mehreren kleinern Ortschaften die beiden großen Städte Sansanding und Yamina. Er verließ endlich den Niger, der sich tiefer nach Süden senkte, gänzlich, und kam zu der Stadt Kamalia. Diese ganze Gegend ist nun bereits gebirgig, und zeigt Eisenstein, und in Schiefer eingesprengten Quarz.

Kamalia, (der Karte nach etwa 6 Gr. westl. von Greenwich bei 12° 40′ nördl. Br.) lag an Felsenhügeln, woselbst die Einwohner eine ansehnliche Quantität Gold sammeln.

Vielleicht ziehen sich die goldhaltigen Gebirge Bam-

bucs von Nordosten herab bis hieher, und laufen wohl noch tiefer zu dem großen Quer-Gebirge Kong.

Kamalia ist den Karten nach gerade in der bedeutenden Kluft gelegen, die weiter in Süden die Gewässer der großen Ströme des Senegals und des Nigers theilen. Geht man nämlich von hier aus nur einige Grade südlicher, so gelangt man zu dem Theile des Gebirges von Kong, der in Westen die Quellen des Senegals, und nicht fern von dort, fast unter gleicher Breite, die des Nigers enthalten soll. Dieß ist unstreitig einer der merkwürdigsten Flecke von Afrika, und alles dieses war bis zu Mungo Parks Entdeckungsreise durchaus unbekannt.

Hier in Kamalia fand aber auch Park den gültigsten Beweis der Redlichkeit eines Negers Karaf; obgleich muhamedanischer Religion, nahm er ihn liebreich auf, schützte und pflegte ihn mehrere Monate, ja er setzte sogar in das bloße Wort eines Christen so viel Zutrauen, daß wir diesem edlen Neger-Kaufmann allein die glückliche Heimkehr, mithin alle die Früchte zu verdanken haben, wodurch M. Park unsere Kenntnisse bereichert hat, denn ohne ihn kam der Europäer schwerlich zu uns je zurück.

Die Reise brachte ihn nun zu einem wichtigen Zweige des Senegals, zu dem Kokoro. Auch dieser an Fischen, aber auch an Krokodilen reiche Fluß, entspringt aus dem Kettengebirge Kong, hat sich hohe Ufer ausgeschliffen, in welchen er zur Regenzeit auf 20 Fuß Höhe steigt, dagegen nachmals kaum eine Mühle zu treiben vermag.

Bald jenseit des Flusses, hinter der Stadt Kinikaturo endigt das Gebiet der Mandingoer. Hier hebt die Wildniß Dschalonka an. Das Land ist von mehreren Flüssen durchschnitten, die zum Senegal gehen, und reich an Wildpret; die Einwohner, die Dschalonker werden, wie die Mandingoer, von einzelnen Häuptern (Mansas) regiert.

Sie kamen endlich zu dem schwarzen Flusse, dem Bafing, dem Hauptarm des Senegals. Ueber ihn gingen sie auf einer von Bambus verfertigten, hängenden Brücke. Zwei schlanke Bäume reichen von einem Ufer zum andern, aber nur die Wurzeln ruhen auf den Felsen des Ufers, die Zweige schwimmen auf dem Wasser selbst, und sind mit trocknen Bambus bedeckt. Man erlegt hier einen geringen Zoll, weil bei steigendem Wasser diese Brücke in jedem Jahre weggeschwemmt wird, und daher erneuert werden muß.

Dorfschaften sind hier häufig, allein die Einwohner, die Dschalonker, fallen oftmals die Caravanen an, um sie zu plündern. Es klingt sehr befremdend, wie in diesen so fruchtbaren Ländern oftmals der Hunger wüthen kann. Schon zuvor hatte M. Park ein trauriges Beispiel, daß eine Mutter ihr eigenes Kind verkaufte, um nur etwas Maiz zur eigenen Subsistenz zu erhalten; und auch hier ward der Mangel an Lebensmitteln äußerst drückend. Die reiche Natur veranlaßt den trägen Neger, nur so viel Land zu bearbeiten, als gerade zu seiner Nahrung nothwendig ist. Treten nun verheerende Stürme, Brandschäden oder gar Krieg ein, so kann freilich eine Hungersnoth auf kurze Zeit möglich werden.

In der Stadt Malakotta fand die Caravane, welche besonders aus Sklavenhändlern (Slathis) nebst den zusammengebundenen Sklaven, größtentheils aus Bambarra, bestand, sehr gute Aufnahme. Die Einwohner sind hier sehr thätig, verfertigen trefliche Eisenwaaren und kochen Seife aus den Erdnüssen (Arach. hypogaea) durch Zusetzung einer Lauge von Holzasche.

Beim weitern Vorrücken nach Westen gingen sie bald darauf über den Bali (Honigfluß), gleichfalls ein Arm des Senegals, und kamen nun an den hügeligten und an Golde reichen Distrikt von Kokondu, offenbar schon zu Bambouc gehörend. Das Gold findet sich aber hier in weißem Quarz. In einer der hiesigen Städte, Dindiku, sahe Park einen weißen Neger, Albinos. Seine Haut war welk, und die Einwohner sahen ihn für krank an. Jetzt traten sie in die zuvor angeführte Provinz von Bambouc, Satadu genannt, und gingen sodann über den Faleme, der in dieser trocknen Jahreszeit leicht durchzuwaten steht.

Es war eine Merkwürdigkeit, hier einen Mandingo-Neger zu treffen, der sich durch vieljährigen Handel mit Europäern so bereichert hatte, daß er der Herr eines ganzen Dorfs, Medina, geworden; seine Gebäude hatte er völlig nach Art der an der Gambia gewöhnlichen, englischen, aufgeführt und eingerichtet. Auch ließ er die Speisen in zinnernen Schüsseln auftragen.

Eine Tagereise weiter kommt man zur Hauptstadt Däntila, die hier Baniserile genannt wird. Noch zwei bedeutende Städte, Dschulifonda und Kirwa-

ni, lagen auf ihrem Wege; bei der letzten zeigten die Einwohner vorzügliche Thätigkeit in Eisenarbeiten und ihrem Ackerbau; sie düngen hier sogar das Land, dieß war dem Engländer bis jetzt noch nirgend vorgekommen. Von hier hub die Wildniß von Tenda an; sie erfordert zwei Tagereisen. Der dichten Waldung und der Dickigte von ungeheuren Bambus ungeachtet, finden sich nur selten Wasserplätze. Hier hausen dann die großen Raubthiere; eine Weibsperson ward aus der Caravane, wahrscheinlich von Löwen, weggeholt. Mit der Gegend um die beträchtliche Stadt Tambaconda westwärts der Wüste hört der Shih oder Butterbaum auf; weiter nach der Küste zu sieht man ihn nicht mehr. Der nächste Fluß fließt zur Gambia, die Gegend ist hügeligt und voll von Affen und Raubthieren, die Bäche sind sehr fischreich.

Jetzt passirten sie den Nerikо, den man als die Gränze des westlichen Landes (Küstenlandes) ansah, und daher den Uebergang über denselben besang. Bald darauf folgt ein Morast Tumbi Turila von lehmichtem Boden; er ist eine Tagereise weit, und hat schon verschiedenen Reisenden das Leben gekostet; die Karavane betrat nun das Reich der Wulli.

Barrakonda ist uns schon aus ältern Reisenden, besonders durch Stibbs (1724) bekannt*). Nicht viel weiter ging bis dahin unsere Kenntniß, denn die beiden Wasserfälle, welche Stibbs damals höher stroman besuchte, sind nur einige Meilen weiter nach Osten.

---

*) Allg. R. III. 70 u. f.

Man sieht hieraus, wie viel wir Mungo Park zu verdanken haben.

Die Hauptstadt des Königs der Wullis, Medina, welche etwa 250 englische Meilen von der Küste entfernt ist, hatte Houghton, und nach ihm Park schon auf seiner Hinreise besucht. Obschon dieß Königreich viel Mauren enthält, so ist dennoch die Regierung in den Händen der Heiden (nicht-muhamedanischen Neger). Der König bezeugte sich äußerst gütig gegen die Britten. Das Land hat einen Ueberfluß an Lebensmitteln; Houghton sagt, man könne dort mit 10 L. St. jährlich ganz bequem seine Haushaltung führen.

In der nächsten Stadt Tendakonda genoß nun M. Park bereits einen Vorschmack der glücklichen Rückkehr zu den Seinigen. Hier lebte nämlich eine alte Negerin Camilla, welche sich lange in den englischen Faktoreien aufgehalten, dort englisch gelernt, sich Vermögen erworben, und ihr ganzes Haus englisch eingerichtet hatte. Auch kam ihm hier bereits der Engländer Ainsley von der nächsten englischen Faktorei in Pisania entgegen.

Pisania, ein Negerdorf an der Gambia, woselbst ein englischer Arzt Dr. Lindley nebst ein paar englischen Faktoren wohnten, erreichte er Tages darauf und ward von seinen Freunden als ein vom Tode Erstandener aufgenommen.

So sind wir mit diesem kühnen Reisenden, dem ersten Europäer, der bis zu dem Niger vordrang, von den Binnenländern aus zu dem zweiten großen Strome dieser reichen Küste, zu der Gambia zurückgekommen.

Wir erwähnen hier noch einiger Länder zwischen den Mündungen des Senegals und der Gambia, bevor wir die zweite Reise gegen das Binnenland von dieser Küste aus anzeigen.

Das Königreich Cayor, welches von dem Damel als erblichem Beherrscher regiert wird, hält auf 2000 (franz.)*) oder 760 d. Q. Meilen, und soll von 180000 Menschen bewohnt sein; also etwa nur 236 Menschen auf die Meile. Es wird uns besonders wegen des Handels, den die Franzosen von ihren Etablissements am Cap Verde von der felsigten Insel Goree aus hieselbst treiben, merkwürdig.

Etwas südlicher folgen die beiden kleineren Staaten, erstlich das Reich Sin, wegen des Königs, Bur-Sin genannt, sodann Salam, eben deßhalb Bur-Salam betitelt.

Durch die Nachrichten, welche uns der Franzose Repentigny vom Jahre 1786 über das letztere größere Reich gegeben hat, wissen wir, daß die Macht und der Reichthum des Königs nicht unbedeutend sind, daß sein erster Minister dort nur den Titel Alkier (Alcair) führt; daß er der einzige König dieser Gegend ist, der seinen Rang mit Pracht und Würde behauptet; daß das Militair besser, als das der Nachbarn disciplinirt, und daß das Land selbst fruchtbar und sehr bevölkert ist.

Südlicher fangen die Länder der Jalofen an; ferner folgt Yany, worin Pisania gelegen ist, und

*) Golberry II. 67.

die Besitzungen der Engländer an der Gambia. Es ist hinreichend anzuzeigen, daß die Engländer seit langer Zeit hier mehrere Comptoire errichtet haben; daher verdanken wir ihnen hauptsächlich alles, was wir von den hiesigen Binnenländern wissen. Jobson machte bereits 1620 eine Reise auf der Gambia über Barrakonda hinauf. Ihm folgten andere unter König Carl II. Regierung. Besonders wichtig sind die Nachrichten des Stibbs (1724) und Moores (1735). Die Engländer hatten schon damals Faktoreien in Fatotenda bei den Wullis.

Die Hauptnation ist hier jetzt die der Mandingoer, doch sind die Fulahs eben wohl nicht unbedeutend*). Uebrigens rechnet man auf mehr, als zwölf verschiedene kleine Staaten an der Gambia.

Der bedeutendste Handel ist auch noch jetzt in den Händen der Engländer, wenn gleich die Franzosen gleichfalls einige Faktoreien an der Mündung der Gambia besaßen.

James Fort ist das wichtigste Etablissement der erstern, und Albreda, ziemlich diesem gegenüber, der letztern.

Hier ist die Mündung des Stroms nur eine franz. Meile breit, diese Weite behält er aber fast bis Pisania; weiter zum Meere hin aber sechs.

James Fort, auf einem Felsen fast mitten im Flusse gelegen, hält 440 Fuß in der Länge und 216 in die Breite. Es ward mehrmals von den Franzosen

*) Von beiden Nationen weiter unten.

genommen, aber im Frieden stets wieder abgetreten. Der Handel der Engländer ist hier so beträchtlich, daß Golberry ihn nur auf drei Monat zu 6 Millionen Livres anschlägt. Außer Sklaven, Gold, Baumwolle, Gummi, Elfenbein, schönen Holzarten und andern tropischen Produkten kommt hier auch das Drachenblut häufig vor.

Albreda, nur etwa 6000 Fuß von James Fort, am nordlichen Ufer der Gambia, ist eine so ansehnliche Ortschaft, daß man darin auf 7000 Menschen zählt. Es hat regelmäßige Gassen, und ist gut verpallisadirt.

Die zweite Reise unserer Zeiten, welche uns etwas über die Küsten hinaus das Land kennen lehrte, ist abermals von Engländern unternommen.

Der König eines großen Stamms der Fulah-Neger in Nordosten von Sierra Leona, aufmerksam gemacht auf das berühmte neuere dortige Etablissement *) äußerte ein Verlangen mit den Engländern in Handelsverbindungen zu treten. Zwei im Dienste der Sierra Leona Compagnie stehende Engländer, Watts und Winterbottom, traten sogleich, um dem Könige Genüge zu leisten, die Reise zu ihm an. Sie schifften sich auf dem nicht unbedeutenden Flusse Nunnez oder Nuna Tristan, gegen den 10ten Breitengrad, ein, und segelten bis zu der Stadt Kokundi. Von hier traten sie die Reise zu Fuße an, mit Dolmetscher und

*) M. s. weiter unten.

Führer zusammen 20 Mann, tiefer landeinwärts, und fanden einen weit beträchtlichern Verkehr, als sie vermuthet hatten, einen Tauschhandel mit Reiß und Elfenbein gegen Salz, das aus höher liegenden Ländern herbeigeführt war. Das Land war volkreich, die Städte lagen oft nur ein bis zwei Meilen auseinander, und überall nahm man die Weißen, als ein nie gesehenes Phänomen, mit großer Gastfreiheit auf. Sechzehn Tage lang ging die Reise in dem fruchtbaren Lande fort, während welcher Zeit sie über drei kleine Flüsse gesetzt hatten, wovon der eine, den Berichten nach, zur Gambia, also nordlich fließen sollte. Dieß scheint desto merkwürdiger, weil nach Rennels Karten das Gebirge Kong diesen Erdstrich von dem nordlichen trennt. Nun gelangten sie nach Laby, einer Stadt des Königs von 5000 Einwohnern, 40 d. Meilen von dem Ausladungsort am Nunnez. Von hier gingen sie tiefer nach Süden zur Hauptstadt des Königreichs Fula. Diese Stadt heißt Timbo, und ist von 7000 Menschen bewohnt. Das Königreich hält 70 Meilen von Westen nach Osten, und 40 von Norden nach Süden. Wenn gleich, im Ganzen genommen, der Boden des Landes steinigt ist, so hat dennoch ein Drittel davon gutes Erdreich, und das Klima ist überhaupt trocken und gesund. Die Wärme ist zwar am Mittage 90° Fahr. allein sehr früh Morgens war das Thermometer bis aus 51° gesunken. Dieß muß mithin den Negern, die bereits nach M. Parks Bestätigung bei 69° frieren, ein hoher Grad der Kälte scheinen. Wahrscheinlich verursacht das nahe Gebirge Kong diese kalte

Witterung, wenn anders das Land nicht etwa selbst hoch gelegen ist.

Der Anbau ist gut, und die Industrie und Kultur überhaupt größer, als an der Küste. Es giebt hier gute Arbeiter in Silber, Eisen, Holz und Leder. Auch ist der Luxus schon bedeutend; das silberne Geschmeide einzelner Frauen ward auf 120 Thl. geschätzt. Die Religion ist die Muhamedanische; die Marabuten oder Priester haben hier fast in jedem Orte Schulen angelegt; und unter den Vornehmen sind Bücher der Religion und der Rechtsgelehrsamkeit nicht selten.

Der König ist völlig unabhängig, besonders in Rücksicht der Strafen, und Zulassung und Hemmung des Handels, und soviel sich aus dem Betragen des damaligen Regenten schließen ließ, hatte dieser gerade Verstand genug, um seine Gewalt nicht zu misbrauchen. Unter ihm steht ein Deputirter oder Vicekönig. Auch hier werden die Kriege hauptsächlich deßhalb geführt, um Sklaven zu bekommen, vermittelst deren der König dann europäische Waaren eintauschen kann. Er nahm hiebei die Religion zum Vorwande. Ich führe nur Krieg gegen Menschen, die nicht zu Gott beten, sagte er, gestand indeß, daß er den Menschenhandel aufgeben werde, sobald er europäisches Gewehr und Pulver gegen andere Landesproducte einhandeln könne *).

Die Engländer wurden vom Könige so freundschaftlich entlassen, daß er einige von seinen angesehenen Männern mit ihnen nach Freetown in Sierra

*) M. s. das Weitere hiervon beim Sklavenhandel.

Leona sandte, um den Handel mit ihnen einzurichten. Der Rückweg durfte nur unter einer Begleitung von 600 Fulahs angetreten werden. Er ging durch das Land der Susies, längs den Ortschaften Nyngu Alfaja, Suju, Kissi u. a. indeß ward alles in Güte abgethan, ja die Susies erlaubten sogar auf die Zukunft den Weg nach Sierra Leona durch ihr Land.

Diese Expedition giebt uns Nachricht über mehrere tiefer gelegene Binnenlande. Die Fulahs haben nämlich selbst mit Tombuctu Verkehr, obgleich die Reise von Laby dorthin vier Monate erfordert. Zwischen beiden Reichen liegen, der Aussage der Fulah's zufolge, die 5 Staaten, Buria, Manda, Segu, Susundu und Genah *). Dieß letzte Königreich und Tombuctu selbst sollen hievon die reichsten seyn.

Weiter hinab gegen Süden sind die Binnenländer von Ober-Guinea nur von einem Punkte aus etwas besser bekannt worden, nämlich von dem Theile, den wir die Sklavenküste nennen, und abermals durch einen Engländer. Denn was uns der Neger Olaudah Equiano, gewöhnlich unter dem Nahmen Gustav Wasa bekannt, vom Innern des Königreichs Benin angezeigt hat, ist so wenig und so unbestimmt, daß die Länderkunde von Afrika dadurch kaum etwas gewonnen hat.

In ältern Zeiten kannten wir unfern der Küste die Reiche Ardra und Whidah als selbstständige Staa-

*) Hr. Hofr. Bruns nimmt letzteres für Dschinne' an. S. dessen schätzbare Erdbeschreibung der entferntesten Welttheile, 5. Theil S. 208.

ten. Seit dem Anfange des letzten Jahrhunderts (1708) wurden sie nebst andern mehr landeinwärts gelegenen Provinzen von Guadja-Trudo, dem Könige von Dahome, erobert, und dessen Staaten einverleibt. Der König von Dahome, jetziger Nachfolger jenes Eroberers, residirt gewöhnlich höher im Lande, in Abomey.

R. Norris, einer der Hauptagenten der englisch-afrikanischen Compagnie, fand es erforderlich, bei dem Könige selbst eine Audienz zu haben. Er reisete daher am 1sten Februar 1772 von Griwih, dem Hauptorte der Provinz, etwa zwei Meilen von der Küste, woselbst die Franzosen, Portugiesen und Engländer Faktoreien haben, und wo der Vicekönig von Dahomey residirt, nach der Königsstadt Abomey. Die Reise ist bei einer geringen Abweichung nach Westen, gegen Norden hin gerichtet. Nachdem Norris durch den Vicekönig einen Dolmetscher und sechs Hammack-Träger*) nebst andern Trägern für seine Bagage erhalten hatte, ging die Reise zuerst durch eine fruchtbare Ebene nach Xavier, der ehemaligen Residenz der Könige von Whidah. Diese damals reiche Stadt ist nur 1½ Stunde von Griwih entfernt. Nach einem Marsch von 2 Stunden passirten sie einen kleinen aber reißenden Fluß; er war vormals die Gränze von Whidah; dessen reiche hohe Ufer, die Lieblingsorte der Elephanten, sind mit schönen Waldungen besetzt. Gleich dahinter liegt die Stadt Tori.

*) Hängematten.

Die Einwohner wurden von dem Anführer der Begleitung des Engländers beschuldigt, sie seien Anthropophagen. Abermals zwei Stunden weiter kamen sie zur Ortschaft Azomey und nach einem gleichen Marsch zur Stadt Ardrah, der ehemaligen Hauptstadt eines angesehenen Staats. Noch jetzt zeichnet sie sich aus durch die Menge der umher gepflanzten Palmbäume, woraus die Einwohner eine Menge Oel ziehen und nach Whidah in großen Calebassen, jede zu 5 bis 12 Gallonen, zum Verkauf bringen.

Der König von Dahomey und einige Große haben hier Landsitze, die aber nur selten besucht werden; unserer Carawane ward einer derselben eingeräumt. Bei ihrem Aufenthalt hieselbst hinderte die Menge Hyänen, (denn was Norris Jackhall und die Einwohner Twitwit nennen, sind, seiner genauern Beschreibung zufolge, ganz entschieden Hyänen) sie durch ihre scheußlichen Stimmen am Schlaf.

Von hier kamen sie nach Havi und bald darauf nach Whyhow. Ein alter Caboſſier (Oberbefehlshaber) nahm die Reisenden sehr gastfreundschaftlich auf. Er war ein großer Jäger, und unter den jagdbaren Thieren befand sich dann auch, wie Norris behauptet, das Agouti, hier die Buschkatze genannt. Wahrscheinlich ist dieß eben so wenig das Agouti von Amerika, als der Twitwit der Jackhall; denn Norris gesteht ja selbst, dieß vermeinte Agouti sei gefleckt, und viel größer als das Agouti; auch zeigt sich dieß Thier in Amerika nicht in Rudeln, oder großen Familien zusammen, wie das hier sogenannte Agouti.

Es verdient aber dieß afrikanische Thier die Aufmerksamkeit der Naturalisten.

Der nächste Ort Appay war nur anderthalb Stunden entfernt. Gleich darauf nahm der große Wald seinen Anfang. Der Weg durch denselben war so enge, daß Norris nicht einmal in der Hängematte konnte hindurch getragen werden. Selbst die schnellesten Fußgänger haben 5 Stunden nöthig, diesen Wald zu durchschneiden, und hiezu bedarf es dabei vieler Vorsicht. Die Träger führen des Nachts Laternen; die ganze Mannschaft von 30 Negern blies auf Hörnern, sang und rief sehr laut auf, feuerte auch zugleich ihre Musketen ab. Dieser sonderbare Lärm wird dann auf das fürchterlichste erhöhet durch das Brüllen der großen Raubthiere, das Krachen und Rasseln der Elephanten, die das Unterholz zerbrechen, durch das grelle Geschrei der aufgejagten Affen, und das vielstimmige Geplappere der erschreckten Papageien.

Die Waldung endigt sich im Norden mit der Ortschaft Agrimi. Bald hierauf kamen sie zu der zwei Stunden weiter gelegenen ansehnlichen Stadt Calmina. Sie hält etwa 15000 Einwohner, und wird öfters vom Könige besucht. Sein dortiger Palast nimmt mit den dazu gehörenden Gebäuden etwa so viel Fläche ein, als St. James Park, und ist gänzlich mit einer hohen Erdmauer eingefaßt. Es ist beinahe ein Viereck, wovon die Seite 1700 Fuß beträgt.

Norris erreichte die Königsstadt Abomey von hier nach einem Wege von zwei Stunden. Das dazwischen liegende Land, völlig von aller Holzung frei, steht

in höchster Kultur; da die Heerstraße gerade ist und hoch liegt, so ist die Aussicht sehr angenehm. Zwischen Calmina und Abomey hat der König ein Landhaus und das daneben gelegene Dorf Dahwi war der Ursitz der Familie des jetzigen Regenten *).

Herr Norris erfuhr, das ganze Land bilde einige 80 Meilen weit hinter Whidah, bis auf einige Sümpfe und Flüsse, eine große mit Gras bedeckte Ebene, welche nur von einzelnen Gruppen von Bäumen und Waldungen unterbrochen wäre. Von der Küste aus steigt es sanft auf einige 30 Meilen in die Höhe, ehe man Hügel gewahr wird; hinter diesen Hügeln kannte man kein großes Kettengebirge. Der Boden ist zu oberst sandig, hierunter liegt ein fettes fruchtbares Erdreich, und nicht ein Steinchen, so groß als eine Wallnuß, trifft man darin an.

Man kann daher schließen, daß das hohe felsige Land, oder die Gebirgskette, welche, wie wir sogleich sehen werden, von hier westlich auf der andern Seite des Rio Volta sich zeigt, entweder keine Gebirge von sehr beträchtlicher Höhe enthalten, oder völlig westlich laufen muß. Der dänische Arzt Isert, ein mehr naturkundiger Beobachter, theilte hierüber folgende Nachrichten mit.

Seine Reise dorthin ging vom dänischen Fort Christiansburg gegen Nordwesten. Er gelangte am 7. Junius 1786. zu dem zwei d. Meilen davon entfernten

*) Weiter unten s. m. die Aufnahme des Engländers und die dazu gehörenden Feste.

Dorfe Aschiama, woselbst die vornehmen Ursu-Negern ihren Sitz haben, oder, wie sie sie nennen, ihre Rossar-Plätze. Dieses Dorf ist auf einer Anhöhe angenehm gelegen, so daß die Europäer oftmals Lustreisen hierher machen; indeß fehlt auch hier noch zu Zeiten, wie an der Küste, der Regen.

Ein Paar Meilen höher landeinwärts hebt nun eine Bergkette an. Die Natur nimmt hier eine ganz andere Gestalt an. Felsen von Granit, Gneus und Schiefer *) werden hier von hohen Bäumen und dichtem Unterholze bedeckt, und diese steinigten Anhöhen sind mühsam zu erklimmen. Das Erdreich selbst ist nicht mehr jener Sand der Küstenländer, es besteht aus guter Gartenerde. In diesem romantischen Gebirge liegt auf 8 d. Meilen vom Strande die große Negerei Abodee. Der Weg blieb, wie zuvor, ungebahnt und ging nun durch die Dörfer Tiasso, Schentema, Tutu, Mampon, Otaky, Manno, Mansenq; sie liegen jedes nur eine halbe Meile von einander entfernt. Im letzten treffen alle Wege von Assianthee und Akim, von der Küste aus, zusammen, deshalb hat der König hier einen Zolleinnehmer hingesetzt. Eine ganze Meile weiter gelangte dann der Reisende nach einem bedeutenden Orte, Kommong, dem Sitz eines Kabossier, der über alle jene Ortschaften gesetzt ist, und daher auch von den europäischen Faktoreien als Herzog betitelt wird. Die Lage und die Gegend dieses Orts sind romantisch. Berge, Klippen und Thäler wechseln auf das angenehmste

*) Kalchgebirge fehlten gänzlich.

mit einander ab, und das frische Wasser, welches aus einem nahe gelegenen Felsen hervorspringt, ist helle, wie Kristall und treflich. Hier fand Isert Bäume von ungeheuerm Wuchs. Es sind nicht Adansonien (Baobab), vielmehr eine besondere Art, 15 Fuß im Durchmesser. Schade, daß die außerordentliche Höhe der Zweige es verhindert, Blätter davon zu erhalten, denn die Neger erklettern keinen Baum, den sie nicht zu umklaftern vermögen. Ferner fanden sich, außer verschiedenen Pfefferarten, ein ganzes Heer neuer Pflanzen. Von Palmen zeigte sich nur die Oel- und Wein-Palme; eine neue Art Aloe, die Einwohner verfertigen daraus Seile; eine neue Citronenart, auch eine unbekannte Schmarotzerpflanze, die ganz Blume ist (?) und von den Negern gegen das venerische Uebel gebraucht wird; neue Rohrarten, von hohem starken Wuchs. Kurz die Natur ist auf diesen Gebirgen gänzlich von der an den Küsten verschieden.

Mit dieser kleinen Reise endigt sich dann leider unsere bessere Kenntniß des Binnenlandes. Wie unbedeutend für das Ganze!

Der vom Meere am weitesten abstehende Punkt, welchen ein Europäer bis jetzt von dieser Seite landeinwärts erreicht hat, die Stadt Silla, ist von der Küste nur etwas über 15 Längengrade, unter dieser Breite also nur wenig über 200 d. Meilen entfernt; denn die drei übrigen hier beigebrachten Reisen drangen bei weitem nicht so weit ins Innere. Dennoch beträgt dieß etwa ein einziges Viertel der Dimension des wichtigen Welttheils vom atlantischen bis zum rothen Meere.

Indeß haben die vier Excursionen, besonders die von Mungo Park, viel bedeutendes über die Länder von Afrika, noch weit mehr aber über ihre Bewohner gelehrt. Zu diesen gehen wir daher jetzt, mit etwas bestimmteren Vorkenntnissen, hinüber.

Der Mensch.

Der Fremde und die Urbewohner von Guinea.

Vorläufige Bemerkungen über die Bevölkerung von Afrika und besonders von Guinea.

Ein tropisches Klima und ein Boden, der, wie wir zuvor sahen, von allen organischen Wesen strotzt, wird sicher nur allein in Rücksicht des Menschen sich nicht verläugnen. Afrika, im Ganzen genommen, muß, wie die heißen fruchtbaren Regionen Asiens, einen Ueberfluß an Menschen besitzen. Und so hat sich dieser Welttheil, seit den ersten Landungen der Portugiesen, stets gezeigt. Aller Orten sahen sich diese ersten Entdecker der Küsten von einer übermäßigen Menge schwarzer Bewohner umgeben.

Zwar glaubte man bei Entdeckung der sandigen Küsten unweit des Senegals und der dahinter gelegenen ungeheuern Sandwüsten, daß das Binnenland, völlig den tropischen Ländern der übrigen Erdtheile unähnlich, einer großen Population unfähig sei. Allein die weitern Fortschritte der Erdkunde von Afrika zeigten bald, daß jene Wüsteneien nur einen geringen Theil des Ganzen

betrugen. Setzt man nämlich die große Sahara selbst auf 60000 Q. Meilen, so wäre dieß nur etwa ein Neuntel des großen Tropenlandes.

Und dennoch sahen wir, daß sogar diese Wüsteneien theilweise reichliche Nahrung für eine beträchtliche Anzahl Einwohner darbieten.

Auch hätten uns die Nachrichten der Alten, z. B. des Herodots und nachmals des Edrisi und Leo Africanus, von dem bessern Zustande des Innern Afrika's belehren können.

So wenig wir auch noch bis jetzt von dem Innern dieses Wunderlandes kennen, so ergiebt sich schon daraus, daß die Meinung derer, welche annehmen, Afrika, obgleich mehr als dreimal so groß als Europa, enthalte nicht die Hälfte der Einwohner unsers Welttheils, ungegründet sei.

Wie kann Afrika, das seit einigen Jahrhunderten jährlich gegen 100000 gesunde Menschen nur allein durch den Skavenhandel verliert, ein wenig bevölkertes Land sein? Im Gegentheil muß hier ein Ueberfluß an Menschen Statt haben. Und wenn gleich, verschiedenen Nachrichten zufolge, auf einigen Theilen derjenigen Küste, welche die größte Menge schwarzer Sklaven liefert, anjetzt eine mindere Population bemerkt wird, als vormals, so kann man dennoch dem Ganzen noch jetzt den Reichthum an Einwohnern nicht absprechen *).

Einige politische Arithmetiker setzen, jedoch ohne

*) M. s. weiter unten den Sklavenhandel.

gültige Beweise, die Menschenzahl für ganz Afrika nur auf 150 Millionen.

Golberry nimmt Afrika zu 576000 Q. Meilen*) an und glaubt sich berechtigt, dessen ganze Population auf 160 Millionen Menschen annehmen zu dürfen.

Wenn man mit einem unserer vorzüglichsten Geographen**) ganz Europa fast auf 180000 Q. Meilen setzt und dieser Fläche 165 Millionen Einwohner zugesteht ***), dann bliebe hiegegen ein Tropenland, das mit allen Nahrungsmitteln so überschwenglich versehen ist, nur sehr dürftig bevölkert. Ja dieß wäre noch stets der Fall, wenn man mit andern Geographen 200 Millionen Menschen in Afrika rechnete. Wäre aber jene kleinere Population wirklich von der Wahrheit nicht weit entfernt, dann zeigte sich die erstaunliche Präponderanz der Kultur. Denn wie dürftig wäre Europa ohne diese, und wie dürfte sich ohne sie unser, großentheils an willkührlichen Produkten armer Erdtheil, dem im Ueberfluß schwelgenden Afrika zur Seite stellen?

Dieß mag für jetzt über diesen Gegenstand hinreichen, wir gehen nun zu der Beschreibung der Einwohner von Guinea.

a) Ihr Aeußeres.

Der Theil von Afrika, welchen wir hier zu Guinea rechnen, ist hauptsächlich von zwei Menschenracen be-

---

*) 15 auf den Aeq. Grad.

**) Gaspari's vollständiges Handbuch der Geographie S. 527. 179234 Q. Meilen.

***) Ebend. S. 543.

wohnt; von Mauren und von Negern. Jene sind Fremde, diese die Urbewohner. Zwar haben sich die ersteren besonders seit dem siebenten Jahrhundert unglaublich in Afrika vermehrt, weit darüber verbreitet, und viele mächtige Negervölker unterjocht. Allein hier dürfen sie dießmal nicht unser Gegenstand sein. Wir werden sie in ihren Hauptsitzen zu betrachten Gelegenheit haben. Der Hauptstrich, welchen sie in diesen Theilen von Afrika einnehmen, fängt, Mungo Parks Nachrichten zufolge, mit der Mündung des Senegals an, und bildet gleichsam eine schmale Zone von Westen nach Osten, quer nach Habessinien hinüber. Von hier aus greift die Herrschaft dieser fanatischen bösen Fremdlinge über die gutmüthigen Neger mit jedem Jahre weiter um sich.

Diese letztern gehen uns hier indeß nur allein an. Sie zeichnen sich durch ihre Religion, ihre Lebensart und ihren Charakter nicht weniger von den boshaften Mauren, ihren Unterdrückern, aus, als durch ihre Gestalt.

Der Neger hat, bei einer mehr oder minder schwarzen Farbe, eine dicke sammetartig anzufühlende Haut; einen eigenen, stark riechenden Schweiß, und größtentheils krauses Wollenhaar, gewöhnlich von schwarzer, zuweilen von röthlicher Farbe. An dem schmalen zusammen gedrückten Kopfe tritt der Untertheil des Gesichts weiter, als bei den übrigen Menschenracen hervor, und giebt dadurch dem Neger, bald mehr bald minder, einige Aehnlichkeit mit dem Affen.

Die geplätschte Nase und die hoch aufgeworfenen

rothen Lippen, so gewöhnlich sie auch bei den Schwarzen vorkommen, sind ihnen dennoch nicht durchaus allgemein eigen. Es giebt Neger mit erhabenen Nasen und fein gebildeten schwarzen Lefzen. Hingegen haben sie fast durchgängig schön geordnete, weiße Zähne, die sich bei ihnen durch Hülfe eines wohlriechenden faserig gespaltenen Holzes stets gesund und glänzend erhalten; wozu freilich ihre einfache Lebensart sehr vieles beiträgt.

In der Physiognomie des Negers ist indeß mancherley Abwechselung; bald rohe, bald sanftere Züge; bald große, bald kleinere Augen von verschiedenen Farben; bald ein gescheidtes, bald ein stumpfsinniges Gesicht; und es giebt Neger, deren Züge selbst verfeinerte Europäer für schön erklären würden.

Mit geringer Ausnahme einzelner Völker sind die Neger von gesundem, starken Körperbau. Sie haben eine breite Brust und starke Schenkel, nur ist gewöhnlich ihr längeres Bein etwas einwärts gebogen, und ihr Fuß, vielleicht durch das stete Barfußgehen, sehr breit.

Aeußerst gelenk und kraftvoll übertreffen sie unter der heißen Sonne die Europäer in jeder Art von körperlicher Arbeit. Ja, sie übertreffen ebenfalls die unter gleicher Zone einheimischen Westindier; und hierin liegt wohl ein Hauptgrund zur Beibehaltung der Afrikaner in den westindischen Besitzungen.

Auch das weibliche Geschlecht ist großer Anstrengungen fähig, wird auch, wie bei den meisten rohen Völkern, von den Männern zur harten Arbeit gemißbraucht. Selbst während ihrer Schwangerschaft, ja

sogleich nach ihren Kindbetten, welche ihnen freilich nicht sehr schwer fallen, bearbeiten sie sogar in ihrer Heimath, als freie Menschen, das Feld.

Die Negerinnen sind nicht ohne Annehmlichkeit; sie sind mit dem lebhaftesten Auge bei vielen Völkern sehr gut gebildet; und ihr Busen ist nicht durchgängig so widerstehend gefüllet, daß sie dem Kinde auf dem Rükken der Mutter die Brust reichen könnten.

Eine schöne Jalofin oder Fulah, oder eine artige Mandingo, welche groß, leicht, schlank und gut gebauet ist, und die bloß ihre natürliche Corpulenz hat, zeigt zwischen ihrem zwölften bis vierzehnten Jahre eine Art Schönheit, die in Europa völlig unbekannt ist.

Ihr großes, zärtliches und sanftes Auge strahlt von Wohlwollen, Sanftheit und Wollust. Der Mund ist schön geformt, und von mittelmäßiger Größe. Sie haben, wenn sie gut gebildet sind, einen kleinen ovalen Kopf, einen geraden, langen fein gerundeten Hals; die Linien vom Halse bis zu den Schultern, dem Rükken und dem Busen sind außerordentlich schön. Diejenigen haben keine Vorstellung von ihren Reitzen, welche glauben, um eine junge Negerin zu mahlen, habe man nur Schwarz oder Nüanzen des Schwarzen nöthig. Dieses Schwarz ist selbst klar und durchsichtig, weil in diesen Jahren ein Rosenroth durchschimmert, und jede heftige Leidenschaft bemerkbar macht. Wenn man daher in Europa von einer schönen Hautfarbe sagt, sie sei eine Mischung von Lilien und Rosen, so darf man von

den afrikanischen Schönen behaupten, ihr Teint sei eine Mischung von Ebenholz und Rosen *).

b) Geist und Charakter.

Eine brennende Sonne, ein dadurch ewiger Strom von Licht und Kraft; stets der heftigste Drang zum Wachsen und Vermehren; dieß ist die Natur des Vaterlandes der Schwarzen.

Hier gebiert die Macht des Klima's hohe Sinnlichkeit. Wilde Leidenschaften strengen pausenweise Geist und Körper an; beides sinket hiedurch zur Erschlaffung hinab, und Sucht nach Ruhe tritt an ihre Stelle. Hohe Indolenz flößt also schon die Muttermilch dem Neger ein, und übermäßige Sättigung erzeugt Gleichgültigkeit.

Was steht auch nicht seinem Gaumen, ja allen seinen Sinnen auf das Bequemste zu Gebote? Kaum rührt er die Erdscholle um, so geben vielfache Getreidearten ihm hundertfältig die Einsaat zurück. Ohne Anbau schießen für ihn die saftigsten Früchte und feinsten Wohlgerüche hervor; der einzige Palmbaum gewährt ihm den erquickendsten Wein, eine wohlschmeckende Nahrung, einige Theile seines Hausraths und fast die ganze Bedeckung seines Körpers und seiner Wohnung; seine dickere Haut macht ihm daneben mehrere Widrigkeiten erträglich.

So groß ist die Trägheit des Negers, daß er, dem Adanson und ähnlichen gültigen Zeugnissen zufolge, auf seinem reichen Boden zuweilen Hunger leidet; ja

*) Golberry II. S. 307.

sich sorglos den Anfällen der reißenden Thiere preis giebt.

Diese Indolenz hält freilich die Ausbildung der Geistesanlagen beim Neger in seinem Klima zurück; allein sie beraubt ihn derselben durchaus nicht.

Hier einige der unläugbarsten Beweise, wie fast jede Art der Industrie und der Kenntnisse, wo nicht stets von ganzen Negervölkern, doch von sehr vielen Individuen mit glücklichem Erfolge bearbeitet werden.

Schon in den frühesten Zeiten ihres Bekanntwerdens mit den Europäern, besaßen mehrere Negernationen verschiedene Zweige des rafinirtesten Kunstfleißes. Dahin gehört vorzüglich die ganze Bearbeitung des so schwer zu erzielenden Eisens. Als Compagnon 1716 nach Bambouc vordrang, fand er, daß die Einwohner dieses goldreichen Landes aus ihren Eisenminen ein sehr brauchbares Eisen zu schmelzen, und es in Kessel und sonstiges Geräth zu verarbeiten verstanden.

Jetzt bestätigt und erläutert uns Mungo Park diese merkwürdige Thatsache. Bei Kamalia, noch 50 Meilen weiter landeinwärts, verschmelzen die Neger ihr selbst gegrabenes Eisen in hohen Oefen; bedienen sich dazu ordentlicher Blasebälge und verfertigen daraus fast mit europäischer Geschicklichkeit brauchbare Instrumente und anderes Hausgeräth; ja Golberry bezeugt, daß eben diese Eisenschmiede sehr artiges Geschmeide von Gold und Silber arbeiten.

Für das zweite wichtigste Gewerbe halten die Neger, ihren Bedürfnissen gemäß, das Lederbereiten. Die Karavankihs oder Lederbereiter, ziehen dort im

Binnenlande umher, und verstehen die Kunst das Leder dadurch sehr schnell zu gerben, daß sie die Haut zuerst in eine Auflösung von Holzasche und Wasser einweichen, bis zum Abgehen des Haars, und sich darauf der zerstoßenen Rinde des Baums Guh zum adstringirenden Mittel bedienen. Sie machen durch häufiges Reiben und Klopfen zwischen Steinen das Leder so weich als möglich.

Rindshäute werden zu Sandalen verarbeitet; sie erfordern nicht so viel Mühe als die Schaaf- oder Ziegenfelle, welche man zu Köcherdecken, zu Scheiden für Amulete (Saffis) oder zu allerlei Schmuck verbraucht. Diese Felle werden gewöhnlich gelb oder roth gefärbt. Gelb, mit der Wurzel, welche Mungo Park wieder entfallen war; roth, mit den gepülverten Halmen der Hirse.

Auch in der Weberei haben es die Neger weit gebracht, obgleich die Breite ihres Gewebes nur sehr schmal ist, und daher häufiges Aneinandersetzen der Stücke erfordert. In den Königreichen Whidah und Benin verfertigen sie auf ihren sehr eingeschränkten Werkstühlen trefliche Zeuge, die den besten europäischen Waaren nichts nachgeben.

Auch sind die Neger sehr gute Bierbrauer. Mungo Park trank bei ihnen so treffliches Bier, welches er dem besten englischen völlig zur Seite setzt. Es wird aus Korn (Holcus spicatus) gebrauet; dieses malzt man, wie bei uns den Weizen; statt des Hopfens bedient man sich einer Wurzel von angenehmer Bitterkeit.

Das Erdreich bringt dort Salpeter hervor, hieraus verfertigen die Neger Schießpulver, das freilich dem unsrigen bis jetzt an Güte sehr nachsteht.

Unter den vier Hauptnationen, welche sich von den Mündungen des Senegal und der Gambia aus tief in das Innere verbreitet finden, nämlich den Felups, den Jalofen, den Mandigoern und den Fuliern oder Fulahs, zeichnen sich die letzteren durch Reinlichkeit, Betriebsamkeit und richtigen Verstand vorzüglich aus.

Der Fulier, schwarzgelb, von feinen Gesichtszügen und weichen längern Haaren, treibt den Ackerbau mit entschiedenster Sorgfalt. Außer dem türkischen Korne (Maiz) baut er auch Hirse, Reis, Erbsen und andere Küchengewächse. Er hat große Pflanzungen von Baumwolle und Tabak, und zieht daneben treffliches Hornvieh, wie auch Pferde, Ziegen und Schaafe. Morgens und Abends giebt die Heerde fette Milch; doch genießen die Fulahs sie nur gesäuert, und die dicke Sahne wird in Kürbisschalen zu Butter gerührt. Diese wird über dem Feuer von allen Unreinigkeiten gesäubert, und sodann in irdenen Gefäßen aufbewahrt. Die Hitze des Klima's und der Mangel an Salz sind Schuld, daß daraus kein Käse gemacht wird.

Ihre weiße Kleidung, von den Frauen aus eigener Baumwolle verfertiget, halten die Fulier ebenfalls so reinlich, wie ihre Wohnungen selbst.

Moore hat uns durch eine schöne Zeichnung einen anschaulichen Begriff von der Ordnung gegeben, welche in den Städten dieses schätzbaren Volkes herrscht. Die

Straßen sind weit und regelmäßig, und die Häuser, obgleich nur von Thon, mit einem Strohdache gedeckt, werden von den Frauen stets sauber gehalten. Die Palisaden um die Stadt schließen sich, zum besseren Schutze, schieflaufend gegen einander. Innerhalb dieser ersten Einfassung stehet der kostbarste Anbau von Baumwolle. Außerhalb derselben aber auf der einen Seite der Maiz; auf der andern hingegen hält abgezäunt das aus den reichen Weiden zu Hause getriebene Vieh sein Nachtlager. In der Mitte dieser Hürde ist ein höheres Wachthaus errichtet, zum leichteren Entdecken und Verscheuchen der wilden Thiere oder der Räuber. Das Ganze umschließt endlich eine dichte Einfassung von starkem stachlichten Gesträuch.

Bei dieser größeren Summe der Gewerbe ist dann gleichfalls der Hausrath der Fulier reichhaltiger, als bei den meisten übrigen Negern. Denn bei letzteren besteht er gewöhnlich nur in einigen hölzernen Sesseln, auch wohl einer Bank, Calebassen-Kürbissen (vom Calebassier; Crescentia Cujete L.), Töpfen, einem eisernen Kessel, Hürden zur Schlafstelle und Matten zum Deckbette.

Dieser Geist haushältrischer Thätigkeit und Vorsorge ist es, wodurch die Fulahs den übrigen Negervölkern gleichsam zum Asyl dienen. Von ihnen erhalten letztere, wenn Trägheit oder unvorhergesehene Unglücksfälle sie mit Mangel und Dürftigkeit strafen, alle Arten von Lebensmitteln. Selbst sehr tief ins Innere von Afrika verbreitet, leben die Fulahs theils in größern, theils in kleinern Völkerschaften; und obgleich ihre Regierungsform hin und wieder, wie zum Beispiel in

Bondu, monarchisch ist, so bleibt sie dennoch aller Orten sehr gemäßigt, und gewinnt dadurch die Achtung aller übrigen Negernationen. Gastfreiheit ist bei ihnen zu Hause, und nur durch die Religion Mahomeds, welche sich bei ihnen angesiedelt hat, ist jene gutmüthige Aufnahme des Fremden um etwas gemindert. Indeß gewinnen sie auf der andern Seite durch diese fremde Religion die Enthaltsamkeit von starken Getränken, und einen ordentlichen Unterricht ihrer Jugend, die von den Priestern in den Schulen zum Lesen und Schreiben und Erlernung des Korans angehalten werden. Bei diesen friedlichen Eigenschaften sind indeß die Fulahs tapfere Vertheidiger des väterlichen Herds, und berühmt als Jäger der Elephanten, die ihren Pflanzungen so großen Schaden zufügen.

Schon zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts erregte ein Fulier durch seine seltenen Gaben die Aufmerksamkeit Englands. Job Ben Salomon, nach seinem Familien-Namen Jallo genannt, ein Enkel des Oberpriesters Ibrahim, welcher die Stadt Bondu im Reiche Galam erbauet hatte, ward von seinen Vater, dem jene Würde erblich zugefallen war, nach der Gambia gesandt, um dort Papier und andere europäische Bedürfnisse gegen Sklaven einzuhandeln.

Bei der Rückkehr nach seiner Heimath überfielen ihn, gerade als er seine Waffen abgelegt hatte, Mandigoer Räuber, machten ihn zum Gefangnen, und verkauften ihn an einen Sklavenhändler, der ihn nach Maryland in Amerika führte. Die Härte seines dortigen Herrn zwang ihn zu entlaufen, und ob er gleich

wieder ergriffen ward, so entdeckte man dennoch bei dieser Gelegenheit seinen Ursprung und seine unglückliche Gefangennehmung. Er ward gelinder gehalten und ein Engländer, den sein Schicksal rührte, machte ihn von seinem Herrn los und führte ihn mit sich nach London.

Hier nahmen sein schönes Ansehen, sein anständiges Betragen und seine seltnen Fähigkeiten jedermann für ihn ein. Er besaß nämlich nicht nur ein so starkes Gedächtniß, daß er den ganzen Koran bereits seit seinem 15ten Jahre auswendig wußte, und ihn in England dreimal aus dem Kopfe niederschrieb; sondern er hatte ein schnelles und richtiges Fassungsvermögen. Nach einer einzigen Zerlegung einer Taschenuhr verstand er sogleich ihren ganzen Bau sehr richtig; und ein Modell von einer Kornmühle, welches man nur einmal vor ihm zerlegte, setzte er auf das vollkommenste wieder zusammen. Obgleich ein Muhamedaner, beurtheilte er dennoch unsere Religion mit eben so vieler Klugheit als Ehrfurcht. Selbst die königliche Familie (1734) ward von ihm auf das angenehmste unterhalten und entließ ihn mit ansehnlichen Geschenken. Durch seine vielen Wohlthäter stieg sein Vermögen auf 500 Pfund Sterling. Hiemit zahlte er sein Lösegeld zurück und kam als ein bemittelter Mann, zum Erstaunen der Fulahs, mit Ruhm und Ehre wieder zu den Seinigen, denen er, weil noch kein als Sklav verkaufter Schwarzer zurückgekehrt war, ein Wunder schien. Er beschrieb sein Schicksal selbst, und Bluet ließ den Aufsatz darüber drucken.

Der Neger hat nicht bloß gezeigt, daß er, wie fast jede Nation, selbst rohere Völker nicht ausgeschlossen,

einen entscheidenden Hang zur Dichtkunst hege, sondern er hat Beweise gegeben, daß er bei einiger Gelegenheit, seine seltenen Anlagen zur Poesie zu entwickeln, sich darin dem kultivirtesten Europäer gleich setzen könne.

Ein Negermädchen von acht Jahren ward 1761 in Afrika geraubt, von einem Sklavenhändler nach Amerika geführt, und an Herrn J. Wheateley in Boston verhandelt. In sechs Monaten erlernte dieß Kind, welches nach seinem Herrn Phillis Wheateley genannt ward, das Englische; fand auch bei der guten Behandlung in der Familie ihres Herrn Gelegenheit, sich einige Fertigkeit im Lateinischen zu erwerben. Ihre Talente für die Dichtkunst entwickelten sich gleichfalls schnell; 1773 machte sie auf Zureden und Unterstützung ihrer Frau 38 Gedichte öffentlich bekannt. Eine Strophe aus den Gedanken über die Einbildungskraft mag zum Beweise des Genies dieser Schwarzen dienen; durch die Güte eines unsrer vorzüglichsten Dichter theile ich sie deutschen Lesern in einer schönen metrischen Uebersetzung mit.

Thoughts on Imagination.

Now here now there the roving *fancy* flies,
Till some lov'd object strikes her wandring eyes,
Whose silken fetters all the senses bind,
And soft captivity involves the mind.
Imagination! who can sing thy force
Or who describes the swiftness of thy course?
Soaring through air to find the bright abode,
Th'empyreal palace of the thundring God,
We on thy pinions can surpass the wind
And leave the rolling Univers behind:
From star to star the mental optics rove,
Measure the skies, and range the realms above,
There in one view we grasp the mighty whole,
Or with new worlds amaze th'unbounded soul.

Hier, dorthin irrt der Flug der Phantasie,
Bis ein geliebter Gegenstand ihn hemmt,
Deß seidne Fesseln alle Sinne binden,
Deß Fülle sanft die ganze Seel' umfaßt.
Einbildungskraft! wer singet deine Stärke
Und wer beschränkt die Schnelle deines Flugs?
Die Lüfte theilst du, strebst zum höhern Sitze,
Zum lichterfüllten Thron des Donnrers auf.
Auf deinem Fittig eilen wir den Winden
Zuvor, und lassen hinter uns den Erdball.
Von Stern zu Stern schwärmt des Geistes Auge,
Mißt Himmel, und vertheilt das Wolkenreich,
Das mächt'ge Ganze faßt ein einz'ger Blick,
Der Geist, entfesselt, staunt vor neuen Welten.

Eschenburg.

Auch bei dem unkultivirten Neger selbst zeigen sich schätzbare Spuren des dichterischen Geistes. Sie haben herumziehende Barden (Gourits), welche die Thaten der Großen oder auch das Lob und die Geschichte eines jeden sie interessirenden oder belohnenden Mannes aus dem Stegereif besingen; und Mungo Park giebt ein schönes Beispiel des Dichtertalents und zugleich der Gutmüthigkeit des schönen Geschlechts in Afrika. Als dieser kühne Reisende an einem ungestümen Abend, hungernd und von allen verlassen, sich zum Uebernachten unter einen Baum zu setzen gezwungen sah, erregte er das Mitleid einer vorbeigehenden Negerin. Sie führte ihn gutmüthig in ihre Hütte, zündete eine Lampe an, breitete eine Matte vor ihm aus, setzte ihm einen gebratenen Fisch zum Abendessen vor, und deutete ihm an, er könne sich nun ohne Sorgen schlafen legen.

Während seines Nachtlagers fuhren die weiblichen Hausgenossen seiner Wohlthäterin fort, Baumwolle zu spinnen, und eine derselben sang nun folgendes Lied

nach einer sanften und klagenden Melodie, wovon die übrigen die letzten Worte der Strophe als Chor begleiteten:

Die Winde sausten, der Regen fiel.
Der arme Weiße, matt und verdrossen,
Kam und setzte sich unter unsern Baum.
Er hat keine Mutter mehr, die ihm Milch bringt;
Keine Frau, die ihm Korn stampft.

Chor.

Beklaget den Weißen; keine Mutter hat er mehr, die ihm Milch bringt; keine Frau, die ihm Korn stampft!

Aus den früheren Zeiten verdient folgendes Zeugniß für die Fähigkeiten des schwarzen Frauenzimmers mehr bekannt zu seyn. Der General-Direktor der französisch-afrikanischen Compagnie am Senegal, Brue, fand im Jahre 1701 bei dem Negerkönige von Barrah ein seltenes schwarzes Frauenzimmer, welches man Signora Belinguera nannte. Groß und schön gebildet, dabei von den ausgezeichnetsten Geistesgaben, fesselte sie sowohl den Neger als den Europäer; damals beherrschte sie den König von Barrah. Sie redete mit großer Vollkommenheit französisch, englisch und portugiesisch, und schrieb auch diese Sprachen geläufig. In dem geschmackvollsten Anzuge und in einem schönen Hause, das völlig nach europäischer Art meublirt war, empfing sie den General Brue. In gleichem Styl fand er das Mittagsmahl; aber während daß die Gäste sich sowohl den Palmwein als den Punsch nur zu sehr schmecken ließen, genoß sie selbst fast nur Wasser und unterhielt die Tafel auf eine so interessante Art, daß der Franzose gesteht, man sey sehr glücklich gewesen, wenn

man sich durch einige Geschenke von diesem gefährlichen Frauenzimmer habe losreißen können.

Für die ernsthaften Wissenschaften sind in den uns näherliegenden Jahren besonders zwei Neger als vorzügliche Köpfe berühmt worden. Banneker, ein Frei-Neger in Amerika, studirte in den wenigen Stunden, die ihm sein Acker frei ließ, Fergusons und unsers Tobias Mayers astronomische Werke, und ward bald ein vorzüglicher Mann in der Sternkunde; er gab Proben davon in dem von ihm herausgegebenen Kalender. Fuller zeigte selbst noch in seinem siebenzigsten Jahre eine erstaunliche Fertigkeit im Kopfe zu rechnen, worin überhaupt die Neger in ihrem Vaterlande den weißen Handelsbedienten Bewundernng abzwingen. In einer halben Minute beantwortete er die Frage, wie viel Sekunden ein Mann von 70 Jahren 17 Tagen und 12 Stunden durchlebt hätte, durch die Zahl 2210 Millionen 500800. Und da einer der Gesellschaft, der diese Aufgabe auf dem Papier nachgerechnet hatte, behauptete, er habe Unrecht; antwortete Fuller: Massa (Herr) ihr habt nicht gehörig auf die Schaltjahre Acht gehabt; da es sich dann nach gehöriger Berichtigung fand, daß die Rechnung des Negers genau mit der Wahrheit zutreffe.

Wir haben Neger gehabt, welche wegen ihrer Talente in die Akademie der Wissenschaften zu Paris aufgenommen wurden; andere kennt man als vorzügliche Aerzte, Musiker, Prediger, Ingenieure, Doktoren der Weltweisheit und vorzügliche Schriftsteller; von letztern sind vor kurzem Saucho und Vassa in England berühmt worden.

Treffliche Anlagen zur Kultur finden sich also bei vielen Schwarzen, so wie bei den Weißen. Allein unter jenem brennenden Himmel wird sich der glücklichste Keim der Geisteskraft schwerlich zu großen Arbeiten und Unternehmungen von daurender Anstrengung erheben. Keinen Cäsar oder Neuton, keinen Peter I. oder Leibnitz, wird das innere Afrika wohl jemals hervorgehen lassen. Ja wir werden nachmals Gelegenheit haben zu bemerken, daß die Race der Neger im Ganzen genommen, selbst im Körperlichen nachsteht.

Dem Neger, gleichgültig gemacht durch die steten Schönheiten, die sein Klima Jahr aus Jahr ein in schwelgerischer Mannigfaltigkeit seinen Sinnen vorhält, ists genug im Schatten der hohen Palme die milde Luft einzuathmen, und beim Dampfen seiner Pfeife nach geringer Anstrengung ein mäßiges Mahl mit seinen Weibern zu theilen.

So wie aber plötzliche Wetter, furchtbare Orkane seinen schwülen Himmel bestürmen, so überwältigt die innere Glut wilder Leidenschaft oftmals jenen Hauptzug aller Neger, die Indolenz.

Eitelkeit, Stolz, Weiberliebe und Rache, treiben ihn zu der fühllosesten Grausamkeit; auch ist der Geiz ihm nicht fremd.

Seine schönere Seite, und diese mag hier vorangehen, zeigt aber dagegen unzertrennliche Freundschaft, hohe Redlichkeit, kindliche Liebe und wahren Edelmuth.

Zwei Neger, innigste Freunde von männlichen Jahren und edelstem Anstande, brachte man aus dem innern Afrika auf den Sklavenmarkt in St. Cruz auf Cuba. Als der Sklavenhändler sie zum Verkauf vor-

führte, fielen sie vor ihm nieder, umfaßten seine Knie und baten flehentlich um die einzige, leicht zu bewilligende Gnade, in ihrer Sklaverei nicht getrennt zu werden, unter ein und demselben Herrn sich in ihren Ketten zu trösten. Abgestumpft gegen jedes menschliche Gefühl folgte der Kaufmann nur der gewohnten Stimme des Wuchers, und die beiden Freunde wurden verschiedenen Herren zu Theil. Tief erschüttert über diese kalte Grausamkeit, hörten sie dennoch ihr Schicksal mit ruhiger Ergebung an, nur baten sie um die Erlaubniß, ungestört sich auf einige Augenblicke zum letztenmale unterhalten zu dürfen. Mit innigster Wärme umarmten sie sich; schieden mit ruhiger Ergebung; wurden jeder zu seinem neuen Herrn abgeführt, und genau nach sieben Tagen fand man jeden an einem Baume erhangen!

Als 1733 die schwarzen Sklaven auf der dänischen Insel St. Jan in Aufruhr waren, verzweifelten die Weißen an ihrer Erhaltung. Einer von diesen Pflanzern reichte bereits, um wenigstens nicht von fremden Händen zu sterben, einem seiner eigenen Sklaven die Flinte, mit der Bitte, ihn selbst zu erschießen, nur seiner Frau und Kinder zu schonen. „Nein, Herr, ant„wortete der treue Neger, ich werde dich nicht tödten, „noch soll irgend ein anderer dieß wagen, bevor man „mir nicht selbst mein Leben wird genommen haben.“

Quaschi war als Kind in Afrika geraubt, und nach einer Pflanzung auf St. Christoph verkauft. Sein Herr fand den Negerknaben eben so vorzüglich von Herzen als von Kopfe, und ließ ihn daher mit seinem eigenen Sohne erziehen. Als Gespiel seines künftigen

Herrn wuchs nun Quaschi auf; beide liebten sich wie Brüder; allein der Sohn des Herrn war von zwar rechtschaffnem aber heftigem und strengem Charakter. Gleich nach dem Tode des Vaters vertraute er dem Quaschi die Oberaufsicht über die übrigen Schwarzen, und diese ehrten ihn als einen gerechten Mann, dem aber der Nutzen seines Herrn sehr am Herzen lag. Indeß ließ er, aller Sorgfalt ungeachtet, sich einstens eine Fahrlässigkeit im Dienste zu Schulden kommen, und da ihm die Strenge seines Herrn bekannt war, so fürchtete er die Bestrafung desto lebhafter, je tadelfreier und geachteter er bis jetzt gewesen war.

Die Negersklaven setzen einen sehr hohen Werth darin, ihre Haut nicht durch die entehrende Sklavengeißel geschändet zu sehen. Ein sonst von seinem Herrn geschätzter Sklav sucht deßhalb bei einem ersten Versehen, welches ihn dergleichen bleibenden Merkmahlen der Schande aussetzt, durch Fürsprache von einem Freunde des Herrn, sich dieser zu entziehen.

Quaschi hatte sich, bei der Kenntniß von der Strenge seines Herrn, heimlich entfernt, um einen solchen Fürsprecher für sich aufzusuchen. Gerade als er sich zu Abends aus seinem Zufluchtsorte hervorwagte, stieß er durch ein unglückliches Ungefähr auf seinen, die Plantage durchgehenden, Herrn. Der unerwartete Anblick des Entflohenen, und der Verdruß ihn so lange unbestraft zu wissen, spornte ihn, den fliehenden Quaschi bald einzuholen. Allein das Gefühl der Unschuld und die Furcht vor unverdienter bleibender Entehrung flößten diesem Kraft zu dem heftigsten Widerstand ein.

Beide, nervigte junge Männer, kämpften mit größter Anstrengung; nur die Verzweiflung des Sklaven behielt die Oberhand. Der Herr stürzte ächzend unter ihm zu Boden. Quaschi setzte ihm das Knie auf die Brust, hielt mit einer Hand dessen Arme fest, während daß er mit der andern ein großes Messer hervorzog.

„Massa (Herr) rief er, ich bin mit euch von Kin„desbeinen aufgewachsen, ich war euer Spielbruder „und liebte euch mehr als mich selbst. Jetzt bin ich un„schuldig; ja, wäre ich selbst schuldig, so hätte ich stets „Recht auf eure Freundschaft rechnen zu dürfen. Den„noch habt ihr mich zu einer schmählichen, mich auf „immer entehrenden Strafe verdammt. Nur auf die „Art will ich ihr entgehen.“ Bei diesen Worten zog er sich selbst das Messer durch die Kehle, und sank in seinem Blute auf den unter ihm zitternden, erstaunten Tyrannen!

Mit Unrecht beschuldigt man den Neger der Gefühllosigkeit gegen die Aeltern. Schlage mich, nur schimpfe meine Mutter nicht; war längst in Afrika ein geltender Spruch, und dem Mungo Park zufolge ist es die größte Beleidigung für den Sohn, wenn man von seiner Mutter schlecht spricht.

Folgender Zug kindlicher Liebe verdiente sicher eben so sehr ein eigenes Schauspiel, als der Honnête Criminel des Sedaine.

Ein Agraffi-Neger am Flusse Volta war durch Unglücksfälle tief in Schulden gerathen. Zu ihrer Bezahlung blieb ihm nur der Verkauf seiner Kinder oder seiner selbst noch übrig. Aus Vaterliebe wählte er das

letzte, und übergab sich willig dem Gläubiger, der ihn auf das Schiff eines Sklavenhändlers führte. Hier wartete er schon auf die gefürchtete Abreise nach Westindien, als sein Sohn, tief gerührt über das Schicksal seines Vaters, den Entschluß faßte, ihn aus kindlicher Dankbarkeit zu befreien. Er kam nebst mehreren seiner Familie zu dem Schiffe, mit dem Verlangen, einen bejahrten Sklaven gegen einen jüngern umzutauschen. Der Anblick eines schönen, stark gebauten Negers bewirkte die schnelleste Einwilligung des Tausches. Als nun aber dieser Sohn den Vater in Ketten vorführen sahe, welch eine Scene! Er stürzte ihm in die Arme, weinte Freudenthränen ihn retten zu können, ließ sich für ihn in die Eisen schlagen und blickte mit unglaublicher Genugthuung und Heiterkeit auf die Seinigen hin. Wer ward bei diesem erhabenen Schauspiele nicht gerührt? Nur der rohe Menschenhändler blieb ohne weitere Theilnahme, und frohlockte über den wuchervollen Tausch. Aber der brave Isert, der Erzähler und Augenzeuge dieser Scene, ertrug sie nicht unthätig. Er zeigte diese erhabene Handlung dem Gouverneur der dortigen dänischen Besitzungen an; warum schenkte er uns nicht dessen Namen? Denn der würdige Mann, durchdrungen von Menschenliebe, vermittelte sofort gleichfalls die Befreiung des Sohnes, und so erndtete dieser durch eine glückliche Rückkehr ins Vaterland, in Gesellschaft seines Vaters und seiner übrigen Familie, den Lohn der edelsten That.

Auch von brüderlicher Liebe finden sich unter den Negern schöne Beispiele.

Bei den Zügen, welche der Cap. Stedman gegen die rebellischen Neger im Innern der Colonie von Suriname vornahm, ward ein Anführer der sogenannten Neger-Jäger, Valentin, durch einen Schuß von den Maron-Negern (Rebellen) zu Boden gestreckt. Sein Bruder, Avantage, warf sich mit den lebhaftesten Gefühlen des Schmerzes neben ihn nieder, sog das Blut aus der Wunde, schwur den feierlichsten Eid, den Tod zu rächen, und endigte diese Scene mit den Worten: „Wenn ich dieß mit meinem Tode werde be„siegelt haben, dann hoffe ich dich, geliebter Bruder, „in einer glücklichern Welt wieder zu sehen.“

Daher zeigen auch die Neger die größte Verehrung nicht bloß für ihre Greise, sondern ebenfalls für die Asche ihrer Vorfahren.

Ich habe, sagt Golberry*), Grabmähler gesehen, die eine weinende Gattin, ein treuer, trauernder Ehemann und gefühlvolle Kinder besuchten. Ein zwölfjähriges Mädchen setzte, unter Vergießung heißer Thränen, ein Gefäß voll Milch auf das Grab ihrer Mutter.

Für die unerschütterliche Redlichkeit eines Negers gegen seinen Gast bürget folgende Geschichte. Im Jahre 1752 sahe sich der Engländer Murrai, ein Arzt eines Sklavenschiffes, gezwungen krankheitshalber auf der Küste von Benin bei einem Neger allein zurück zu bleiben. Bald darauf landete dort ein holländischer Sklavenhändler. Mehrere freie Neger besuchten das Schiff aus Neugierde, und wurden auf die treuloseste

*) Golberry II. 264.

Weise von den Holländern in Ketten gelegt. Die Anverwandten dieser niedrig Betrogenen erhuben die lautesten Klagen, rannten, da sie sich nicht an den Holländern rächen konnten, wüthend zu dem Hause des Wirths des Engländers, und forderten, er solle ihrer Rache den Weißen preis geben, weil die Weißen ihre Brüder geraubt hätten. Murrais Hauswirth antwortete ihnen mit entschiedenster Festigkeit: „Tödtet „die schuldigen Weißen, der meinige ist ein braver „Mann, mein Haus ist seine Festung, und ich selbst „sein Verfechter. Nur erst, wenn ihr mich selbst werdet „getödtet haben, könnt ihr ihn umbringen. Denn, „Freunde, sagt mir, wer von euch würde je bei mir „wieder einkehren, wenn mein Haus von dem Blute „eines Unschuldigen befleckt würde?“

Die Neger fühlten sich beschämt, und behandelten nachher den englischen Arzt mit vieler Gutherzigkeit.

Aechte Liberalität und standhafte Freundschaft zeigte ein Serra-Wulli-Neger 1784 in Galam. Seit mehreren Jahren stand er mit dem Kaufmann Fara, von St. Louis im Senegal, in Verbindung. Fara war als ein edeldenkender Mann allgemein geschätzt, und hatte den Wulli-Neger in Galam stets nach dem Abschluß jedes Handels großmüthig beschenkt. Hiedurch entstand die innigste Freundschaft zwischen den beiden Schwarzen. Fara erlitt aber einen großen Verlust. Auf der Reise von St. Louis nach Galam scheiterte sein Fahrzeug auf einer Sandbank, und fast alle seine Waaren wurden verdorben. Der Wulli-Neger hatte indeß 17 der schönsten Neger zum Verkauf

für Fara aufbewahrt. Der große Markt in Galam ward eröffnet, und Fara erschien nicht; nur nachdem bereits der Handel seinen Anfang genommen hatte, erfuhr man dort das Misgeschick des edlen Fara. Die Schönheit der 17 Neger lockte viele Käufer herbei; sie boten dem Wulli die höchsten Preise. Allein er wies die vortheilhaftesten Anträge stets mit den Worten zurück: „Diese schönen Neger sind nur allein für meinen Freund Fara bestimmt. Endlich erschien Fara, und sofort schloß der Wulli mit ihm den Handel ab, weit unter dem zuvor von Andern gebotenen Preis. Fara brachte die Neger glücklich zum Senegal. Er ersetzte durch ihren Verkauf nicht nur seinen Verlust, er ward dadurch selbst ein vermögender Mann, und genoß noch seines Glücks, als Golberry ihn am Senegal fand.

Von dem Edelsinne der Neger giebt es indeß schwerlich ein erhabeneres Beispiel, das zugleich den Contrast zwischen ihnen und den wilden, bigotten Mauren so auffallend darstellt, als folgende von Mungo Park bewährt gefundene Geschichte.

Almami Abdulkader, König von Futa Torre, einem westlich von Bondu gelegenen Lande, ließ, als heftiger Zelote für die Ausbreitung des Glaubens Mahomeds, den Damel, König der heidnischen Dschalofen, feierlich auffordern, die mahomedanische Religion anzunehmen. Die hiezu gewählten Gesandten trugen zwei große Messer an hohen Stangen, und legten sie mit folgender Anrede an den Damel vor ihm nieder:

„Mit diesem Messer wird Abdulkader dem Könige

Damel selbst das Haupt scheeren, wenn er sich entschließt, den Glauben Mahomeds anzunehmen, aber mit diesem zweiten Messer wird er ihm dagegen die Kehle abschneiden, wenn er sich dessen weigert; jetzt wähle!“

Damel antwortete mit ruhiger Entschlossenheit, er bedürfe keiner Wahl; er wolle sich weder das Haupt scheeren, noch die Kehle abschneiden lassen. Nach dieser Antwort wurden die Gesandten auf das höflichste entlassen. Abdulkader fiel hierauf mit einem mächtigen Heere in Damels Länder ein. Die Bewohner der Städte und Dörfer verschütteten bei seiner Annäherung durchgehends die Brunnen, vernichteten ihre Vorräthe und flüchteten mit dem Rest ihrer Habseligkeiten. Hiedurch ward Abdulkader stets weiter in das feindliche Land hinein gelockt, und wenn er gleich keinen Widerstand antraf, so rieb dennoch der Wassermangel einen großen Theil seiner Mannschaft auf. Er sah sich gezwungen, seinen Weg nach einem Wasserplatze im Innern der Wälder zu nehmen; hier löschten seine Leute den Durst und legten sich, von Mattigkeit überwältigt, sorglos zum Schlafen nieder. In dieser Verfassung überfiel sie Damel und schlug sie gänzlich. Viele wurden schlafend niedergemacht, viele von den Pferden zertreten, viele als Gefangene fortgeführt. Dieß Schicksal traf Abdulkader selbst. Dieser fanatische stolze Fürst, der nur vor wenigen Monaten Damel so trotzig bedrohet hatte, sahe sich jetzt zu der traurigen Lage erniedrigt, von seinem insolent behandelten Feinde den Lohn seines Frevels erwarten zu müssen. Als der köni-

gliche Gefangene in Ketten vor den Damel gebracht und auf die Erde geworfen ward, setzte dieser ihm nicht nach dem Gebrauch den Fuß auf den Nacken, sondern redete mit Gelassenheit ihn folgendermaßen an. „Abdulkader, wenn das Kriegsglück mich in deine jetzige „Lage versetzt hätte, und dich in die meinige, wie würdest du mit mir verfahren seyn? Ich hätte, sagte „mit Unerschrockenheit der fanatische boshafte Maure, „dir meinen Speer ins Herz gestoßen, und ich weiß, „daß mich jetzt eben dieß Schicksal erwartet. — Nicht „also, erwiederte der edle Neger; mein Speer ist roth genug von dem Blute deiner unglücklichen, im Gefecht „gebliebenen Unterthanen; ich könnte ihn nicht höher „färben, wenn ich ihn auch noch in das deinige tauchte. „Aber hierdurch würden weder meine Städte wieder erbauet, noch die Tausende wieder ins Leben zurück gerufen, welche in den Wäldern fielen. Ich will dich „also nicht mit kaltem Blute tödten; ich will dich so „lange bei mir als Sklaven zurück behalten, bis ich „ersehe, daß deine Rückkehr in dein Reich keinem deiner „Nachbarn weiter gefährlich ist.“ Abdulkader arbeitete demnach einige Monate als Sklave; sodann ließ sich Damel von dessen Unterthanen erbitten, und gab ihnen den König wieder zurück. Die Barden der Neger (Gourits) feierten diese edle That in mehreren der dortigen Länder durch eigne Lieder.

Jetzt zu den unvortheilhaften Parthien im Charakter der Neger; zu der Kehrseite der Medaille. Zuvor nur eine allgemeine Bemerkung über das Menschengeschlecht überhaupt.

Seit den grauesten Zeiten der Welt setzten selbst die sogenannten civilisirten Nationen fast allgemein den höchsten Werth auf den Kampf um die Oberherrschaft; der höchste Gipfel des Ruhms waren ihnen die Proben der Macht und Stärke, angewandt zum Unterdrücken des Gegners. Dieser furchtbare Instinkt des Mordens und der Zerstörung setzte den ohnmächtigen Cambyses, bei seinem wüthenden Bekriegen der friedlichen Aethiopier, in die Nothwendigkeit, seine eigene Mannschaft zu verzehren, machte den vor Ehrfurcht wahnsinnigen Schüler des großen Aristoteles zum Verwüster von Indien, ließ die Räuberrepublik der Römer die entferntesten ruhigsten Völker ins Sklaven-Joch schmieden; verheerte durch Attila, die Geißel Gottes, die halbe bekannte Erde; zertrümmerte durch die rohen Gothen und Vandalen selbst das stolze Rom. Durch diesen Trieb vernichteten die Mantcheous das chinesische Reich; Nadir Schach, den glänzenden Thron der Mogolen; die ältern Franzosen verwüsteten durch ihn zu mehrerenmalen Italien, raubten ihren deutschen Nachbarn bald mit Trug, bald mit Gewalt trefliche Provinzen, und jetzt war der Abschied, der letzte Handdruck des scheidenden Jahrhunderts, Morden, Verwüsten, und Unterjochen.

Dieß war also der erheiternde Abriß der glorreichen Thaten, wodurch das erhabene Wesen, der Mensch, sich auszeichnete, und, unbeschadet seiner großen Perfektibilität, seines mächtigen Fortschreitens in der Geistesentwickelung, wandelt er auf diesem gräßlichen Pfade über Leichen und Zerstörung rasch der Ewigkeit hinzu.

Wenn es nach vielen Jahrtausenden dereinst möglich wäre, unser Geschlecht so weit gediehen zu sehen, daß es die unter sich entstehenden Zwistigkeiten nur durch Vernunftgründe mit einander ausgliche, und seinen höchsten Ruhm darin setzte, worin er nur allein wirklich besteht, nämlich im Erhalten des Menschen, und im weisen Benutzen der unzähligen Wohlthaten der Natur; wenn sodann unsere Nachkömmlinge die Annalen der Thaten ihrer Vorfahren aufschlügen, und nun unsere sechstausendjährige Periode mit dem Brudermorde Abels eröffnet und so bis zur empörenden Hinrichtung Ludwigs des Sechszehnten und den darauf folgenden Greueln, hinablaufen sähen, was könnte wohl hiebei ihre erste Beobachtung seyn? „Die Menschen „damaliger Zeit, würden sie sich sagen, müssen entwe„der so übermäßig reich an Individuen gewesen seyn, „daß sie nirgend mehr auf der bewohnbaren Erdober„fläche durch ungestörte Anwendung ihrer Kräfte hin„reichende Nahrung und ruhigen Unterhalt erzielen „konnten, und daher gezwungen waren, sich einander „aufzureiben, oder ihre Leidenschaften beraubten sie „durchaus ihrer gesunden Vernunft. Und dieser Man„gel an Menschenverstand muß bei ihnen nicht bloß „temporair gewesen seyn; man muß ihn eben wegen „seiner Dauer für eine Haupteigenschaft der menschlichen „Natur angesehen haben, um diese Ermordungen sy„stematisch zu machen, sie als etwas Erhabenes anzu„sehen, und ihnen den Schein der Vernunft selbst zu „leihen, auch sie sogar mit der Religion, dieser wohl„thätigen Tochter der Gottheit, zu vereinigen. Wir

„können daher dem höchsten Wesen nicht genug Dank „sagen, daß wir Gegenwärtigen, aus so wahnsinnigen, „bösen Voreltern entsprungen, endlich von der fürch„terlichen Hirnkrankheit geheilet, dem großen Zwecke „des Schöpfers folgen und ruhig seine Wohlthaten ge„nießen.“

Diese Betrachtung diene aber auch zugleich zur kräftigsten Entschuldigung der Unthaten der Neger. Erlaubte sich der kultivirte Mensch aller Zeiten, nur mit sehr kurzen Pausen, so furchtbare Ausbrüche seiner Leidenschaften; erhob er sogar das Verbrechen gegen den Staat und gegen den Menschenverstand, den Zweikampf, den der verruchteste Bösewicht oftmals allem Rechte und aller Billigkeit zuwider triumphirend besteht, zu einer Ehrensache, so dient dem Schwarzen, alles Widerspruchs seiner Farbe ungeachtet, die ihm eigene Grausamkeit, und die schaudererregende Kälte, mit welcher er seine Mitbrüder würgt oder in Ketten schmiedet, zu einem der unläugbarsten Beweise, daß er mit dem edlen Weißen von ein und demselben Stamme ist.

Für die Wahrheit dieser genauesten Verwandtschaft mögen die folgenden Beispiele aus der Geschichte der Neger bürgen. Reichen sie auch nicht an die Christenverbrennungen unter den Römern, noch auch an die Gräuel der Bartholomäus-Nacht, und noch weniger an die heutigen Mitrailladen und Nanteser Hochzeiten hinan, so ersetzen sie dieß leider reichlich genug dadurch, daß mehrere derselben bei vielen Negervölkern gleichsam periodisch eintreten; dahingegen jene

Schreckenscenen in Europa sich nur sehr selten ereignen; unstreitig ein Hauptwerth der allgemeiner werdenden Kultur.

Eitelkeit, Stolz und Habsucht erzeugt unter den Negern, wie unter den Weißen, Fehde und Blutvergießen.

Unter zwei kleinen Negerkönigen erregte eine europäische Grenadiermütze eine blutige Fehde. Jede der vornehmsten Gemahlinnen wollte sich dadurch auszeichnen, und beide Majestäten vergossen deshalb das Blut ihrer unschuldigen Unterthanen.

Auf ähnliche Art gab der Vorzug, bei feierlichen Gelegenheiten, und auf den Schiffen der Sklavenhändler Schuhe tragen zu dürfen, zwischen zweien solcher Königlein einen zweijährigen Krieg. Und so unbedeutend diese Majestäten auch waren, da oftmals ihre ganze Macht nur aus einigen hundert elend bewaffneten Negern besteht, so fragte doch einer derselben, ob nicht seine Größe am Hofe Ludwigs XV. viel Aufsehens erregte?

Diese Sucht zu glänzen äußert sich oftmals auf die lächerlichste Weise. Auf einem Ostindienfahrer, welcher in Madagaskar anlegte, sahe ein dortiger Negerfürst zufällig einen nach Indien gehenden englischen Richter (Judge) in seiner großen Rechtsgelehrten-Perücke. Sogleich verlangte er auf das ungestümste diese Perücke. Als man den Richter nicht bewegen konnte, dem Fürsten zu willfahren, half ein verschlagener Matrose dem deshalb besorgten Schiffskapitain aus der Noth. Er zertheilte, oder zerfaserte vielmehr, alte Schiffstaue,

kräuselte und verwebte diesen Hanf, und bildete daraus etwas, einer ungeheuern Perücke ähnliches. Diesen ungestalteten Kopfputz bot man Sr. Majestät dar. Der König, vor Freuden außer sich, berief sein ganzes Volk, um bei der Einweihung, bei dem ersten Aufsetzen der Hanfperücke, gegenwärtig zu seyn. Man denke sich einen fast nackten Schwarzen, nur etwa mit hochrothen Pagnen, die Arme und Beine mit silbernen und metallenen Armbändern und Corallen, in den Ohren große güldene Ringe und hiebei diese Wolkenperücke aus dünnen Bindfäden! Dennoch jubelte das Volk vor Erstaunen über den so ausstaffirten Monarchen.

Fast alle Negerfürsten haben durchaus keinen Sinn für das, wofür die Herrscher nur allein da sind, nämlich für das Beglücken ihrer Unterthanen. Alles, was sie umgiebt, ist für ihre Laune geschaffen; alles, bis auf den ersten Minister, ist verkäuflicher Sklav; ja das Blut des freien Unterthanen fließt oftmals blos deswegen, weil es der Despot will.

Diese entsetzliche Regierungsform ist dort undenklich alt, und, sonderbar genug, sie besteht neben angränzenden republikanischen Verfassungen.

Die Europäer haben unläugbar die Gelegenheiten zu den Kriegen und ihren fürchterlichen Folgen vermehrt; denn unsere Waaren haben die Begierde der Neger rege gemacht, haben dadurch die Despoten gereizt, ihren Nachbarn die Unterthanen zu rauben, um von den europäischen Menschenhändlern Brandwein, Tabak, Tuch, Leinwand, Corallen, Wein, Eisen, Gewehr, Pulver und viele andere ihnen vormals unbekannte

Dinge, welche ihnen jetzt Bedürfnisse geworden sind, einzuhandeln.

Diese Kriege erstrecken sich anjetzt nicht bloß auf monarchische Regierungen, sondern selbst in einzelnen Städten treten die Einwohner gegen einander auf; und hiebei zeigen die Neger unglaubliche Grausamkeit.

Bei Auseinandersetzung des Sklavenhandels werden sich uns nur zu traurige Beispiele hievon darbieten.

Jetzt scheint es zweckmäßig, hier einige Nachrichten von dem Kriegswesen der Neger als Einleitung zu den folgenden Thatsachen, welche den Charakter der Neger näher bestimmen, vorangehen zu lassen.

Die Bekanntschaft mit den Europäern hat den schwarzen Küstenvölkern das Feuergewehr in die Hände gegeben. Tiefer im Lande wohnende Neger erhalten von diesen durch Handel gegen Gold, Sklaven, Elfenbein, oder andre Waaren, zuweilen auch unsere Flinten und Pulver; sehr hoch im Binnenlande hinauf lebende Neger fechten aber nur noch größtentheils mit Bogen und Pfeil, mit Säbeln und Assagayen (Lanzen), ja einige bedienen sich noch der Streitbeile und schwerer hölzerner Keulen, und selbst Schwerter und Säbel von sehr festem und hartem Holze. Ihre Vertheidigungswaffen sind hölzerne, lederne oder aus dünnen Zweigen geflochtene Schilder.

Die Rüstung und der militärische Anzug ist dem Isert zufolge höchst sonderbar.

Den friedlichen Neger bedeckt, außer dem kleineren Schamtuche, gewöhnlich von den Hüften ein großes Stück Cattun, oder Seide, Pagne (von Panno portug.)

genannt, bis zu den Waden hinab. Der Soldat behält hievon nur allein das erste, und bemahlt sich den schwarzen, nackten Körper mit weißer, auch rother Erde. Um dem Feinde noch gräßlicher zu erscheinen, bilden sie sich monströse Helme oder Mützen. Ein frisch über ein Holz gezogenes und dadurch zurechte geformtes Kuhfell, oder ein auf ähnliche Weise bereitetes Elephantenohr, ja selbst die Wirbelbeine eines großen Fisches werden in Mützen verwandelt, und diesen oftmals noch ein langer Schweif von schwarz und weißen Falkenfedern hinzugefügt. Andere wissen hiezu das Kopffell eines großen schwarzen Affen oder einer Tigerart so zu formen, daß sie gerade durch die Augenhöhlen des Thiers selbst hindurch sehen; ein Streifen von dem Felle des Thieres hängt dabei lang auf dem Rücken hinab.

Nebst der Flinte tragen sie eine Patrontasche von Tigerfell, mit 16 Patronenhülsen, die, wenn auch nicht mit Kugeln, doch mit gehacktem Eisen oder mit kleinen Steinen gefüllt sind. Um die Hüften hangen an ledernen Gürteln große Messer oder ein Säbel; ferner ein Strick zum Binden der Gefangenen, ein Beutel voll gerösteten Maizmehles, und eine kleine Kürbisschale als Trinkgefäß.

Andere führen nur Bogen und Pfeile, deren Spizzen bei einigen Nationen vergiftet sind; ferner Säbel und mit eisernen Spitzen versehene Wurfspieße. Auch kleinerer schwerer Wurfkeulen wissen sich einige auf das fürchterlichste zum Zerschmettern der Glieder in der Weite zu bedienen.

Die Hauptleute, oder die Großen, die Kaboſſier (Caboceros portug. Vorſteher einer Municipalität) zeichnen ſich daneben durch einen Commandoſtab, oder oftmals durch große Federn auf den Mützen, aus. Ihnen wird ein Sonnenſchirm, auch wohl ein Stuhl nachgetragen.

Jeder Hauptmann kommandirt ſeine eigene Rotte; faſt niemals macht die Armee ein großes Ganze aus, das planmäßig zuſammen wirkt. Fünf hundert Mann nennt man ſchon eine Armee; drei bis vier Tauſend iſt etwas ſehr beträchtliches. Weiter im Innern giebt es freilich Völker, die Armeen von hundert Tauſenden ſtellen, und ſelbſt der König von Cajor, der Damel, Herr eines Reiches, das (1787) von anderthalb Millionen Einwohnern bewohnt war, hielt 7000 Mann mit unſern Waffen geübter, regelmäßig beſoldeter Truppen, die als Uniform eine orange Weſte trugen.

Der Anblick vieler tauſend nackter, ſchwarzer, ſo gräßlich ausſtaffirter Menſchen verbunden mit dem wilden Geheul und dem widrigen, hohlen Lärm ihrer groben hölzernen Trommeln, und aus Elephantenzähnen geſchnitzten Kriegshörner, erregt Schauder. Allein ein geſchloſſenes Corps europäiſcher Soldaten zertrümmerte deſſenungeachtet ſehr leicht eine ſechsfach größere Negerarmee. Wenn nämlich dieſe gleich zu Anfang in Schlachtordnung ſteht, ſo iſt doch nirgend ein regelmäßiger Plan und niemals Ausdauer. Jeder Haufe oder Rotte ficht für ſich: das Fliehen einzelner Neger ziehet den Verluſt ſeiner Rotte nach ſich, und dieſes gewöhnlich den Verluſt der Schlacht. Letztere dauren ſelten länger

als ein oder zwei Stunden; und gleich darauf zeigt sich die kälteste Grausamkeit der Sieger. Die fliehenden Feinde werden niedergehauen oder mit Stricken gebunden, um als Sklaven verkauft zu werden. Ja man spart sie oft nicht einmal dazu auf. Gegen Barbot rühmte sich ein Krieger, drei und zwanzig solcher Unglücklichen den untersten Kinnbacken abgelöset zu haben, um sie in diesem entsetzlichen Zustande umkommen zu lassen. Bei andern Negernationen sterben die Gefangenen durch die Beraubung aller äußern Zeugungstheile; beides dient den Siegern zum Zeichen ihres Triumphes. Große Heerführer opfern nach wichtigen Siegen einige tausend Gefangene ihren Göttern. Alles was die Sieger nur aufhalten kann, oder für sie nur unbrauchbar scheint, wird mit unbegreiflichem Kaltsinn aufgerieben; z. B. Greise, Verwundete und Kinder; Städte, Dörfer und die schönsten Pflanzungen von Pisang, Getreide oder Baumwolle werden sogleich niedergebrannt.

Den in und nach dem Treffen Getödteten hauet der Neger die Köpfe ab. Snelgrave sahe im Jahre 1730 bei seiner Reise zum Könige von Dahomé, zwei große Beinhäuser mit solchen Köpfen angefüllt; und ein wichtiges Ordens- oder Ritterband besteht dort in einem Halsbande von aufgereiheten Zähnen der Erschlagenen. Von Feinden von Ansehen werden die Köpfe geräuchert; sie erhalten sich hierdurch sehr lange und bekommen fast ein noch frischeres Ansehen, als sie es im Leben hatten. Gewöhnlicher löset man aber alles Fleisch auf das sauberste ab, und polirt gleichsam die Knochen. Die untere Kinnlade wird sodann an die

kleinere Trommel gehangen, der übrige skeletirte Kopf selbst an die größere, und hiemit stolzirt der Sieger viele Jahre nach Beendigung des Krieges, wie jetzt der Franzos mit den Fahnen des geplünderten Auslandes.

Unglücklicherweise dauern die Kriege mit kurzen Absätzen unter den Negervölkern fast beständig fort, selbst auch in solchen Gegenden des Binnenlandes, welchen die europäischen Waaren noch nicht Bedürfnisse geworden sind.

Vielen Negervölkern muß im Ganzen genommen ein unbegreiflicher Mangel an Gefühl gegen ihre Nebenmenschen eigen sein; dies zeigt sich sogar bei dem weiblichen Geschlechte, und selbst ohne die mindeste Ursache, bei friedlichen Feierlichkeiten, opfert man oftmals viele der eigenen Mitbürger auf.

Das erstere beweisen die Heere weiblicher Soldaten, die, als etwas diesem wunderbaren Welttheile noch jetzt Eigenthümliches, wohl eine eigene Auseinandersetzung verdienen.

Seit dem sechszehnten Jahrhunderte hat man Nachricht von kriegerischen Weibern im Innern von dem östlicheren Afrika.

Nimmt man den Angaben des Pigafetta, de Bry und anderer Erzähler das Unbillige, z. B. das Abbrennen der linken Brust, die gänzliche Entfernung von dem männlichen Geschlechte, u. dgl., so bleiben diese bewaffneten Weiberheere stets als ein höchst merkwürdiges Phänomen übrig, dessen Wahrheit sich durch heutige Augenzeugen beurkunden läßt.

Dergleichen Heldinnen lebten damals unter dem

Scepter des großen Monarchen von Monomotapa; und es finden sich ihnen ähnliche noch in unsern Zeiten im Innern der Goldküste. Die Amazonen von Monomotapa machten einen bedeutenden und sehr gefürchteten Theil der dortigen Armeen aus. Ihre Waffen waren nur Bogen und Pfeil; allein ihre Gewandtheit, ihr Muth und ihre Kriegslisten waren selbst den wildesten Anthropophagen dortiger Länder furchtbar.

Von den Amazonen der jetzigen Zeiten giebt unter andern der Engländer Dalzel die sicherste Nachricht.

Er sahe noch vor wenig Jahren drei Tausend dieser weiblichen Militairen des Königs von Dahomy, von einem weiblichen Generale angeführt, wie sie der europäischen Waffen völlig kundig, geschickter ihre Evolutionen machten, als oftmals ein Corps männlicher Soldaten.

Der König benutzt diese seine Garden gleichfalls zum Bestrafen der Großen und der gegen ihn rebellirenden Ortschaften. Sie verheeren alsdann alles, und niemand wagt es, ihnen Widerstand zu thun.

Auch das weitentlegene Binnenland giebt in unsern Zeiten gleiche Beweise des kriegerischen Muths der Negerinnen.

Essaka, eine der entferntesten Provinzen des Königreichs Benin, bildet gegen Habessinien hin ein herrliches, gesegnetes Thal. Das Meer und die Weißen sind dort kaum dem Namen nach bekannt. Diese Provinz, obgleich dem Könige von Benin unterworfen, wird dennoch wegen ihrer großen Entfernung durch ihre eigene Obrigkeit, durch die Aeltesten vom Lande, regiert.

Man nennt sie Embrentsche; und das Zeichen dieser Würde besteht in einer Narbe an der Stirn, welche durch einen Einschnitt hervorgebracht wird. Die Regierung ist milde, und die Lebensart sehr einfach. Dennoch giebt es dort oftmals blutige Fehden, worin die Weiber, mit breiten Schwertern bewaffnet, neben den Männern fechten.

„Ich war," sagt der gewissenhafte Olaudah Equiano, oder Gustav Wasa, „einmal Augenzeuge „eines Gefechtes unserer Gemeinheit. Ich kletterte auf „einen Baum in einiger Entfernung, und sah zu. Auf „beiden Seiten waren viel Weiber sowohl als Männer; „unter andern war auch meine Mutter dabei; ihre „Waffen bestanden in einem breiten Schwerte. Nach„dem man eine geraume Zeit mit vieler Wuth gefochten „und viele getödtet hatte, erhielten die Unserigen den „Sieg, und nahmen den feindlichen Anführer gefangen. „Er bot zwar ein großes Lösegeld, allein er ward ge„tödtet. Auch wurde eine angesehene feindliche Jung„frau im Gefecht erschlagen, und ihr Arm auf unserm „Marktplatze zur Schau ausgestellt."

Das außerordentlichste Beispiel einer talentvollen afrikanischen Heldin, wenn gleich aus etwas früheren Zeiten, findet bei dieser Gelegenheit hier desto glücklicher seinen Platz, je mehr es zugleich einen wichtigen Beitrag zur Darstellung des furchtbaren Charakters der Afrikaner enthält.

Anna Xinga oder Singa, war die älteste Tochter des 1622 verstorbenen Königs von Angola,

des wegen seiner Grausamkeit und seines Hasses gegen die Portugiesen berühmt gewordenen Bandi.

Ihr Bruder, nach andern ihr Vetter, hatte den Thron bestiegen, sahe sich von den siegreichen Portugiesen gezwungen, ihnen einen Gesandten zum Unterhandeln zu schicken, und wählte hiezu seine älteste Schwester, die Xinga.

Der portugiesische Gouverneur von Loanda, Correa de Sousa, hatte in dem Audienzsaale für sich selbst einen prächtigen Sessel, für den Abgesandten hingegen nur zwei sammetne mit goldenen Tressen besetzte Polster hinlegen lassen.

Xinga's Stolz ward hiedurch auf das äußerste beleidigt; und ihre Gescheutheit entzog sie sofort der ihr zugedachten Demüthigung. Sie befahl einer aus ihrem Gefolge, auf das Küssen nieder zu knien, und sich vorwärts auf die Arme zu lehnen. Xinga setzte sich auf den gebogenen Rücken der Folgerin, und negotiirte von diesem lebendigen Throne mit Kraft und Würde.

Der Portugiese bot ihr nämlich eine Allianz an, sobald ihr Bruder sich für einen Vasal der Krone Portugals erklären wollte. „Dieß ist ja, erwiederte Xinga, „alles, was ihr nur alsdann fordern könntet, wenn „eure Waffen uns völlig unterjocht hätten. Dieß ist aber „nicht der Fall. Unterhandelt daher mit meinem Bru„der, als mit einem großen Monarchen, dessen Verbin„dung euch vortheilhaft seyn kann; wir wollen sodann „die gefangenen Portugiesen freigeben, und uns zu eu„rer Vertheidigung bewaffnen."

Dieser eindrucksvolle Vortrag ward angenommen.

Xinga erhob sich von ihrem Sitze, ihre Sklavin blieb aber noch in der vorigen Stellung. Man machte sie darauf aufmerksam: allein Xinga antwortete: „Sie „sey Euch geschenkt; die Schwester und Abgesandtin „eines Königs setzt sich nie zweimal auf ein und denselben Sessel; er bleibe bei dem Hause, worin sie sich „seiner bedient hat.“

Aus Politik nahm Xinga nachher die christliche Religion an; sie wollte dadurch die Portugiesen für sich einnehmen. Gegen letztere ergriff ihr Bruder von neuem die Waffen, ward aber geschlagen und kam hiebei um. Dieß benutzte die Schwester und bestieg den Thron, nachdem sie zuvor den rechtmäßigen Erben, den einzigen Sohn ihres unglücklichen Bruders, mit eigener Hand ermordet hatte.

Nun entfaltete sich bald ihr größerer Plan, nämlich die Portugiesen ganz aus Angola zu vertreiben. Sie entsagte der christlichen Religion und ergriff die Waffen gegen die Portugiesen. Ihre Kriege fielen indeß, bei der großen Ueberlegenheit der europäischen Waffen, unglücklich für sie aus; daher entfloh sie in die Wüste, welche ihr Reich von den Jaggas trennte. Mit dem Säbel am Halse, den Köcher auf dem Rücken, den Bogen in der Hand und die Streitaxt am Gürtel, durchstrich diese kühne Frau, von allen verlassen, den brennenden Sand, und nahete sich einer Höhle, um darin gegen die lothrechte Sonne Schutz zu suchen. Aber in dem Augenblick tönt ihr ein dumpfes, furchtbares Rasseln entgegen; ein großer Löwe ging daraus hervor. Xinga wich nicht von der Stelle, sie spannt den Bo-

gen, erlegte ihn durch einen einzigen Pfeil, und nahm nun ruhig das Lager des Thieres ein.

Nach diesem Abentheuer gelangte sie auf mühsamen und gefährlichen Wegen endlich zu den Jaggas. Diese Nation zeichnete sich durch kaum glaubliche Unthaten als die wildeste von allen Negervölkern aus. Stark von Körperbau, ist ihr Ansehn gräßlich wegen der dem Gesichte eingebrannten Narben und der langen Federn oder auch Knochen, welche sie quer durch die durchbohrte Scheidewand der Nase tragen. Sie suchen sich noch mehr durch das Ausschlagen der beiden obern Vorderzähne und das Verdrehen der Augenwimpern zu verstellen. Gleich den Arabern leben sie ohne feste Wohnung, ohne Ackerbau, ja selbst ohne Viehzucht, bei stetem Hin- und Herziehen fast gänzlich vom Bekriegen anderer Nationen, und vom Verheeren. Eine ihrer Hauptnahrungen ist Menschenfleisch, und es scheint, den gültigsten Zeugnissen eines Battels, Lopez u. a. zufolge, unleugbar, daß die Fleischscharren ihrer Läger mit den Theilen menschlicher Körper auf ähnliche Weise zum Verkauf gefüllt sind, als die europäischen mit den Theilen unseres Schlachtviehes.

Schon vormals hatten diese Anthropophagen ihren höchsten Grad der Verwilderung einer Frau zu verdanken.

Tem-Bam-Dumba, die Tochter des Königs Dongii, entthronte die bei seinem Tode von ihm zur Königin eingesetzte Mutter; und um die Jaggas von ihrer unübertreffbaren Grausamkeit und von der Größe ihres Werths als Anführer und als oberster Priester zu

überzeugen, riß sie sich selbst ihren Säugling von der Brust; zerstampfte das jammernde Kind in einem Mörser; ließ aus diesem entsetzlichen Teige eine Salbe kochen, und bestrich sich nebst ihren vornehmsten Kriegern damit, unter dem Vorgeben, dieß schütze gegen jede Todesgefahr und mache jeden unbezwingbar. Die Jaggas mußten von ihren Kindern ähnliche Salben bereiten; sie mußten angeloben, Menschenfleisch jeder andern Nahrung vorzuziehen, weil nur diese den größten Muth und die größte Stärke gebe; jedoch ward nur erlaubt, Männerfleisch zu genießen; die weiblichen Gefangenen wurden allein als Dankopfer den Göttern geschlachtet. Dieses Verbot that seine Wirkung. Weiberfleisch ward nur desto begieriger gesucht; es gab Anführer der Jaggas, die tagtäglich eine Frau oder Mädchen schlachten ließen. Kinder, welche innerhalb des Lagers zur Welt kamen, mußten umgebracht werden, und nur im Kriege gefangene Knaben, von Muth und Stärke, wurden als Jaggas erzogen. Diese und ähnliche grausame Gesetze, Quixilles oder, wie Zucchelli schreibt, Chigilles, machte sie den Jaggas unter den tollesten Ceremonien bekannt; viele wurden noch bis zu unseren Zeiten beobachtet.

Zu einem Stamme dieser unmenschlichen Nation kam die Königin Xinga. Ihre großen Kriegstalente, und eben so sehr ihre übermäßige rohe Grausamkeit erhielten bald die Achtung dieser bereits zu einem weiblichen Heerführer gewöhnten Wüthriche. Sie ward ihr König und ihr Oberpriester. Vor jeder wichtigen Unternehmung schlachtete sie stets mit eigenen Händen mehrere der Un-

glücklichen, welche dem Schutzgotte zum Opfer dargebracht wurden, und trank eine Schale voll Menschenblut. Hiebei legte sie männliche Kleidung an, und trug in den durchbohrten Nasenknochen mehrere starke Federn. Ihre Garden mußten dagegen in Weibskleidern einhergehen; mußten auch Weiber-Nahmen führen; hatten aber die Erlaubniß, sich mehrere Frauen zu nehmen. Xinga wußte ihre wilden Leidenschaften dadurch mit der Priesterwürde zu verbinden, daß sie ihre Liebhaber vor Entdeckung ihres geheimen Umgangs mit eigener Hand den Göttern opferte.

Nach mehrjährigen, gegen die Portugiesen mit unbeschreiblicher Wuth geführten Kriegen, fand sie sich dennoch zu schwach, diese zu vertreiben, und ging nach fünfjährigem Weigern endlich von neuem zu der christlichen Religion über; sie erhielt auch nachmals sogar eine Gesandtschaft von dem Papste. Sie gab alle Kriege auf, huldigte indeß niemals dem Könige von Portugal; nur Gott, sagte sie, bleibe ihr Oberer. Im fünf und siebenzigsten Jahre entsagte sie ihrem Heere von Männern, und verheirathete sich an einen derselben, einen schönen, jungen Neger, und lebte noch bis zu ihrem 82sten Jahre. Als sie starb (1663) entsagten viele ihrer Unterthanen, welche sich mit ihr hatten taufen lassen, dem christlichen Glauben, und traten wieder zu jener Blutreligion der Jaggas hinüber; noch zu Anfange des 18ten Jahrhunderts klagte der Missionär Zucchelli, daß diese Anthropophagen nicht zu bekehren gewesen.

Man glaube aber nicht, daß nur diese furchtbaren,

weit entlegenen und daher minder bekannten Völker ausschließlich so gefühllos ihre schwarzen Mitmenschen würgen. Negervölker, unfern der guineischen Küste, verrichten noch jetzt fast keine feierliche Handlung ohne mehrere unschuldige Menschen mit kaltem Blute aufzuopfern, und die entscheidensten Beweise von Ehre und Größe in die Summe der Ermordeten zu setzen.

Römer, Dalzel, Norris und mehrere andere, welche dies noch ganz vor kurzem bezeugen, geben uns zu gleicher Zeit äußerst merkwürdige Beispiele, wie sich bei den Negerfürsten die lächerlichste Eitelkeit mit empörender kalter Grausamkeit gepaart findet.

Opokku, König der Assianten, hatte 1741 nach einer großen Schlacht die Akemisten völlig zu Grunde gerichtet. Als ihr König Ursue, ein tapferer Neger, nach fünf und zwanzig erhaltenen Wunden fiel, ermordeten sich eine große Zahl der wichtigsten Anführer der Akemisten selbst, um nicht dem Sieger lebendig in die Hände zu fallen.

Die Köpfe der Obersten und des Ursue selbst, brachte man zum Opokku. Er ließ sie mit Gold und Agrien zieren, und befahl seinen Generalen, um den Körper des Ursue einen Kreis zu schließen; in dessen Mitte hielt er dann folgende Rede.

„Hier liegt der große Mann, der seines Gleichen „nicht hatte, als Gott und mich selber. Er war aber „in Wahrheit der Dritte. Was wäre aus euch, ihr „Generale, worden, wenn er noch da stünde! Ich allein „konnte ihn also nur überwältigen. Aber, Bruder Ur„sue, warum wolltest du nicht weniger sein, als ich!

„Du dachtest, du würdest schon eine Gelegenheit finden, „mich zu tödten; du dachtest, es müsse nur ein großer „Mann auf der ganzen Welt sein, und deine Gedanken „waren richtig, denn alle Großen haben diese Regel.“

Opokku, setzt Römer hinzu, dachte in dem Augenblicke nicht mehr an die höher landeinwärts wohnenden Kassianten, welche er zuvor bekriegt hatte, von welchen er aber so sehr gedemüthigt ward, daß er die Erhaltung seines Lebens mit einem Tribut erkaufen mußte.

Die Schauder erregende Eitelkeit dieses afrikanischen Eroberers zeigte sich nirgends deutlicher, als bei der Audienz, welche er den Botschaftern der dänischen Handlungsgesellschaft gab. Sie beschrieben seine Person als eine Mißgeburt von außerordentlicher Länge und ungewöhnlicher Magerkeit. Seine Hände und Füße waren fast doppelt so groß, als gewöhnlich; die Farbe seines Körpers fiel weit mehr ins Rothe als ins Schwarze. Dieß zusammen genommen, bildete ein höchst widriges Ganze, welches aber seinen Völkern Ehrfurcht und Schrecken einflößte.

Opokku giebt Audienz vor seinem Palaste, einer Wohnung, die nur hauptsächlich, wie bei den übrigen Negerkönigen, durch den Umfang der vielen thönernen Häuser, welche alle mit einer Lehmwand eingefaßt sind, von den Wohnungen der übrigen Schwarzen unterschieden ist.

Hier hat er einen Baum errichten lassen, den Nachrichten zufolge sogar bis auf die Blätter von Golde, wahrscheinlicher wohl nur vergoldet, unter dessen Zwei-

gen er seinen Thron setzen ließ. Dieser aber bestand wirklich aus einer erstaunlichen Masse dichten Goldes. Acht Männer trugen ihn herbei vermittelst zweier Stangen, welche durch die um die ganze Masse geschlungenen Stricke gesteckt waren. Auf diesen in seiner Art einzigen Thron setzte sich Opokku. Sein ganzer Körper war mit Talg überstrichen; hiedurch haftete der dichte Goldstaub, welcher darauf gepudert lag, und machte ihn durchaus von Golde glänzend. Seinen Kopf bedeckte ein europäischer Hut mit breiten goldenen Borten eingefaßt und mit weißen Federn geziert. Der Hals, die Arme, der Leib und die Beine waren mit vielen Schnüren der schönsten Agrien (länglichen Stücken Lapis lazuli, Agat und Carneol) überhangen; um die Mitte des Leibes ging dabei eine kostbare Schärpe von Goldstoff mit Taffent gefüttert. Er ließ seine Füße in einem massiv goldenen Becken ruhen. Von allen Großen des Reichs umgeben, lagen vor ihm ausgestreckt an der Erde, und das Haupt mit Staub bedeckt, hundert Beklagte und Kläger. In einer geringen Entfernung warteten zwanzig mit Säbeln bewaffnete Henker zum schnellen Hinrichten der Schuldigen, und eine weitere Aussicht zeigte einen Haufen abgehauener Menschenköpfe; denn zu Zeiten verurtheilte der Tyrann in 12 Stunden einige siebenzig Unglückliche zum Tode, da fast jederzeit sowohl die Kläger als die Beklagten ihre Köpfe verlieren.

Niemand durfte den Opokku bei seinem Namen nennen; der Höchste, der Feuerfarbene waren seine Titel beim Anreden.

In solcher Lage erhielt der dänische Abgesandte Roy seine Abschiedsaudienz, und die charakteristische Unterredung zwischen ihm und Opokku war dabei folgende:

Opokku. Herr Junge, (Seignore Mos) bist du von meinen Kabusieren, welchen ich befahl, dich und deine Leute zu beherbergen, gut aufgenommen?

Roy. Ja, Herr König (Seignore el Rey) es hat mir an nichts gefehlt.

Op. Herr Junge, du hast dich nur 6 Wochen hier aufgehalten; ich mag dich wohl leiden, und wünschte, du bliebest länger, damit du mehr von meiner Größe kennen lerntest, um deinen Bekannten eine Beschreibung davon zu machen. Hast du meines Gleichen jemals gesehen?

Roy. Niemals, Herr König; deines Gleichen ist in der Welt nicht zu finden.

Op. Du hast Recht; selbst Gott im Himmel ist nur etwas weniges größer als ich.

Herr Junge, ich will dir einschenken, du möchtest sonst denken, ich wäre nicht eben so gut mit Wein und Bier versehen, als deine blanke Herren.

Opokku trank nun von dem englischen Biere, und gab die Flasche sodann dem Gesandten. Als dieser nur wenig trank, fuhr der König fort:

Op. Herr Junge, du trankest nur wenig.

Roy. Herr König, ich darf nicht viel trinken, denn ich merke, es steigt mir zu Kopfe.

Op. Herr Junge, du bist nicht von dem Bier

trunken worden, sondern von dem Anschauen meines Antlitzes; denn solches macht alle Menschen trunken.

Bald darauf entließ er den Gesandten mit dem Versprechen, die Waaren der dänischen Packhäuser jährlich dreimal auszukaufen.

Der wahnsinnigsten Tyrannei ungeachtet, fehlte es dem Opokku übrigens nicht an Verstande. Er suchte in seinen Ländern Fabriken anzulegen; und wußte durch große Versprechungen dänische Soldaten an sich zu lokken, um für ihn Brandewein-Brennereien zu errichten. Dieß hintertrieben indeß die Dänen. Er munterte die Baumwollenweber so sehr auf, daß sie Schärpen von 50 Rthlr. Werth zu Stande brachten; ja er ließ Taffente von allen Farben aufkaufen; ließ alle einzelne Faden davon aufziehen, und diese auf das mühsamste unter die Baumwolle gewebt, gaben vielfarbige Schärpen, welche mit 500 und mehr Thalern bezahlt wurden.

Man glaube indeß nicht, daß diese Hintansetzung aller Gerechtigkeit und aller menschlichen Gefühle sich etwa nur auf eine einzige Negernation unter einem einzelnen harten Regenten derselben einschränke. Außer den obigen gültigen Beweisen führen Norris, Fayrar, Devayers, Pommegeorge und Isert hierüber eine und dieselbe Sprache. Dieß ist aber desto entscheidender, je lebhafter die beiden Letzteren dem Negerhandel entgegen sind.

In folgender Erzählung liegt hauptsächlich des englischen Handelsgesandten Norris Reise zum Grunde, deren zuvor gedacht ist. Mit ihr stimmen die neue-

sten Nachrichten der Gesandten der übrigen in Whidah handelnden Europäer überein; denn diese machen gewöhnlich einmal im Jahre, zu Anfange desselben, zur Zeit der Gedächtnißfeier des Vaters des Königs, Reisen von eben der Art. Wir sahen vorhin, wie der Engländer in der Hauptstadt des Königs anlangte.

Die Ankunft der Handelsgesandten wird in Abomey durch Abfeurung der Kanonen gefeiert; auch werden ihnen vom Könige Geschenke gesandt, z. B. Schaafe, Hüner, Bier (Pitto), Palmwein, Salz und Brandewein. Der Mayhau, d. i. der zweite Minister und Obercerimonienmeister des Königs, bekomplimentirt sie. Der Mayhau und der Tamegah, der erste Minister, haben das Vorrecht, einen der Söhne des Königs bei dessen Tode zum Nachfolger zu ernennen; beide sind zugleich die obersten Richter des Landes. Indeß genießt der erste Minister, der Tamegah, ausschließlich noch eines größern Vorrechts; denn unter allen Unterthanen kann der König nur diesen allein nicht willkührlich hinrichten lassen.

Diese beiden ersten Minister führen dann gleichfalls die Gesandten bei dem Könige selbst ein.

Das große Fest, dem sie hiemit beiwohnen, wird dadurch noch merkwürdiger, daß der König sodann jedem seiner Unterthanen Gehör ertheilt, und Recht spricht; dagegen aber freilich auch von jedem ansehnliche Geschenke, als eine Art Tribut empfängt.

Dem Norris zufolge, theilt der König sodann an die ledigen Mannspersonen, welche ihn darum anspre-

chen, Mädchen zum Verehelichen aus; zum Theil mehrere seines eigenen Serails. Denn dieses besteht aus drei bis vier tausend Weibern; seine Großen haben jeder drei bis vier Hundert, und damit es der dadurch gefährdeten untern Volksklasse wenigstens nicht gänzlich gebreche, so unterhält der König in jedem Orte, eine seiner Bevölkerung angemessene Anzahl öffentlicher Mädchen. Sie müssen eine schwere Abgabe geben, obgleich ihre Gunstbezeugungen sehr wohlfeil sind; dafür handeln sie aber auch mit Bier und Federvieh.

Das Fest selbst hebt sich an mit Ermorden vieler dazu aufgesparten Kriegsgefangenen, ja selbst, im Fall sich darunter Berittene fanden, ihrer Pferde. Die Gesandten führt man ausdrücklich vor großen Haufen Menschenköpfe, welche theils vor dem Palaste aufgethürmt liegen, theils zum Prunk auf Stangen dort aufgesteckt sind, vorüber.

Innerhalb des Palastes stehen die beiden ersten Minister zu ihrem Empfange bereit. Diese nähern sich den innern Gemächern des Königs, indem sie auf allen Vieren fortkriechen, Staub oder Erde über ihr Haupt schütten, und den Weibern zurufen, der Gesandte sei zur Audienz gekommen.

Hierauf öffnen die Weiber des Königs die Thore. Am Eingange liegen ein Paar frisch abgehauene Menschenköpfe auf besonders dazu hingestellten Steinen. Die Wache dieser Vorzimmer besteht etwa aus 40 Mann, mit Flinten und Seitengewehr bewaffnet, nebst zwanzig Verschnittenen, die polirte eiserne Stäbe führen. Beim weitern Durchgehen der folgenden Hallen erblickt

man abermals mehrere blutige Spuren von Hinrichtungen, und zuletzt in einem geräumigen Saal den König selbst. Er saß auf einem schönen, mit karmoisin Sammet beschlagenen, und mit goldenen Fransen eingefaßten Stuhl, der auf einer Fußdecke stand. In einen weiten reichen karmoisin damastenen Talar eingeschlagen, trug er einen mit goldenen Tressen besetzten und mit Straußfedern gezierten Hut; dabei hatte er gelbe Pantoffeln an, aber keine Strümpfe; rauchte Taback, und ließ sich von einigen Weibern frische Luft zufächeln; andere hielten Fliegenwedel und eine derselben einen goldenen Spucknapf.

Auf den Bauch hingeworfen und das Haupt mit Staub überstreuet, dient sodann der Minister zum Sprachorgan des Königs, denn nur zu ihm spricht der König, und der Minister wiederum zu dem Dolmetscher des Blanken. Sind nun die Geschenke ausgewechselt, worunter sich von Seiten des Königs gewöhnlich eine sechszehnjährige schöne Sklavin befindet, so wird das Gesuch der Europäer bewilligt, und hierauf treten mehrere Compagnien Weiber des Königs auf; jede besteht aus 80 bis 100 Personen. Sie tragen eine erstaunliche Menge Silber- und Goldstoffe, silberne Geschirre aller Art, und selbst vielen bei uns gewöhnlichen Hausrath in Procession umher; ein andermal machen sie, mit Ober- und Untergewehr versehen und mit silbernen Helmen bedeckt, förmlich kriegerische Evolutionen. Dieß nur einzig und allein um den Blanken einen hohen Begriff von der Macht und dem Reichthum des Königs beizubringen.

Findet sich unter den Geschenken der Europäer etwas dem Könige besonders Gefälliges, so beschäftigt er sich hiemit vorzüglich. Eine ihm von Norris überbrachte Drehorgel mußte häufig spielen; und es verdient angemerkt zu werden, daß ihm unter den mehreren Märschen und Liedern, welche die Orgel spielte, die Melodie eines Psalms so auszeichnend gefiel, daß er sie oft wiederholen und die Walze hierauf stellen ließ, damit er sie selbst wiederholen könne. Ebenfalls vergnügte er sich sehr an einer mit Saffian überzogenen und mit grünen Rollgardinen versehenen Sänfte. Seine Hammoks- oder Hamaks-Träger mußten ihn in den äußeren Sälen darin umhertragen, in den inneren aber die Verschnittenen; während dessen ließ er dann die Gardinen häufig mit Freude und Bewunderung auf und ab rollen, und die Weiber legten ihr beifallvolles Erstaunen durch lautes Zurufen an den Tag.

Die Gesandten werden auf königliche Kosten ernährt; speisen auch mehrmalen am Hofe; jedoch nie in Gesellschaft des Königs, der überhaupt nie öffentlich speiset, damit seine Unterthanen in dem Wahn erhalten werden, er esse gar nicht. Die königlichen Prinzen hingegen setzten sich oft hinter den Gesandten, und nahmen von ihrer Tafel alles mit großer Bereitwilligkeit entgegen.

Kurz vor dem letzten großen Tage des Festes werden mehrere unglückliche Menschen und oftmals Pferde niedergehauen und ihre Köpfe aufgehäuft; denn hierin scheinen die Könige so sehr ihre Größe zu setzen, daß die Mauer der innersten Theile ihrer Gemächer, welche

Norris zu sehen Gelegenheit hatte, als der wegen Krankheit zu Bette liegende König ihn zu sprechen verlangte, mit menschlichen Unterkinnbacken bedeckt war; ja ein Theil des Schlafzimmers ist mit den Schädeln der erschlagenen feindlichen Großen gepflastert!

Schon früh des Morgens wird an jenem feierlichen Tage ein großes Gerüste vor dem Palaste errichtet. Auf diesen Altan bringen die königlichen Bedienten viel Stränge Cauris (kleine Porcellan-Schnecken, Cypraea moneta, welche als Geld gebraucht werden, 20 derselben haben den Werth von drei Pfennig) zu 2 Rthlr. den Strang; ferner, Korallen, Siamoisen, schöne Tücher von den Eyos verfertigt, europäische Zeuge, Beile, Aexte, Säbel u. dgl. Für die Gesandten werden eigene Stühle, für den König selbst aber ein prächtiger Lehnsessel darauf gestellt.

Es versammlet sich nun gegen Mittag eine große Menge Volks, oftmals zehn und mehr Tausend, ihren König zu sehen und seine Wohlthaten zu genießen; denn dieß ist die einzige Gelegenheit im Jahre, daß der König sich seinem Volke öffentlich zeiget.

Um drei Uhr Nachmittags tritt letzterer aus der Thür, welche vom Palaste aus zu der Bühne führt, auf dieselbe, und setzt sich in den Lehnstuhl; einige seiner Favoritinnen halten über ihn einen ungeheuern Sonnenschirm von Goldstoff, obenauf mit großen Straußfedern geziert. Die Gesandten nehmen nun ihre Stühle ein und das herbeiströmende Volk tanzt unten am Gerüste und besingt die Großthaten des Königs.

Dieser erhebt sich, begleitet von den Weibern, und tritt, stets unter dem großen Schirme, an den Rand der Bühne. Sein erster Minister bietet ihm kniend einen Korb dar, welcher von allen jenen Waaren etwas enthält und hievon wirft der König mehreres mit beiden Händen unter die jubelnde Menge. Die Kabossiere und die Gesandten folgen darauf seinem Beispiele. Hier ist es denn bewundernswürdig, mit was für Geschicklichkeit die Neger die so hinabfliegenden Beile, Aexte, Dolche und Säbel, ohne sich zu verletzen, aufzufangen wissen. Zuletzt schließt sich dieses Freudenfest mit folgender Scene.

Zehn bis zwölf Männer tragen eben so viel weitschichtige, daher durchsichtige Körbe auf das Gerüste. In jedem derselben sitzt ein Mensch, mit in einander gebundenen Beinen und Armen und einen Knebel im Munde. Diese Unglücklichen (gewöhnlich Kriegsgefangene, jedoch bei deren Abgang eigene Unterthanen) sahen unten am Gerüste die volle Freude viel Tausend ihrer Mitmenschen, und jetzt werden sie, nachdem der König sie zuvor noch einmal in Augenschein genommen hat, und nachdem sie dem mit lautem Jubel erwartenden Volke durch Hin- und Herschwenken gleichsam triumphirend vorgezeigt worden, in ihren Käfigen als Schlachtopfer hinabgeworfen. Auch erreichen sie selten einmal die Erde. Hundert und mehr breite Säbel und Aexte zerhauen Körbe und Menschen. Die vor Freude taumelnde Menge raufet sich um ihre zappelnde Glieder; der, welcher einen Kopf erkämpft, erhält eine besondere Belohnung. Mit dem Blute dieser Schlachtopfer bestreichen sich ihre

Henker; nach andern kostet der König etwas von dem in einer Schale aufgefangenen Blute.

Diese Scenen schränken sich aber nicht auf die Goldküste ein. In Benin werden die Hauptfeste gleichfalls mit Menschenblut gefärbt. Bei dem Feste der Corallen und bei dem Yams-Feste opferte man noch 1787. Männer und männliche Thiere; dieß erzählte vor kurzem ein Augenzeuge, Hr. Pallisot Beauvois in dem National-Institute.

Ist die Gedächtnißfeier des Todes der Vorfahren bereits so fürchterlich, was darf man denn nicht von den wirklichen Beerdigungscerimonien der Könige erwarten?

Auch übertreffen diese die ersteren bei weitem an Unmenschlichkeit. So bald nämlich ein König auf der Gold- oder Sklavenküste gestorben ist, so entsteht im Innern des Palastes eine Scene der wildesten Verwirrung und der blutigsten Anarchie. Die Weiber zerschmettern alles Geräthe und alle Kostbarkeiten, und metzeln sich sodann unter einander; ja die Bürger der Hauptstadt rauben und plündern einander unbestraft. Die Ankündigung der Wahl eines neuen Königs, welche die Minister bei dieser Lage der Dinge so sehr als möglich beschleunigen und durch Kanonen dem Volke zu wissen thun, macht dieser Anarchie zwar sogleich ein Ende, allein bald darauf nimmt die schreckliche Beerdigungsceremonie ihren Anfang.

Für den königlichen Leichnam wird in der Mitte eines viereckigen Platzes ein Grab gegraben, und die

Leiche hineingelegt. Mehrere der ersten Frauen werden getödtet und mit in der Gruft oder auch in der Einfassung des Vierecks begraben. Bei dem Tode Frempungs, Königs von Akim, zerbrach man 336 seiner Weiber die Knochen und begrub sie noch lebendig. Sodann richtete man den ersten Günstling des Königs hin. Zu Lebzeiten des Königs genießt er die größten Vorrechte und zeichnet sich durch einen eigenen Talar öffentlich aus. Ihm folgen zum Dienste des Königs in der andern Welt mehrere hundert Sklaven im Tode nach; bei Frempungs Tode drei Tausend. Oftmals leben diese Unglücklichen noch mehrere Tage, während daß die Unterthanen sich auf diesem Blutacker versammlen, und über den Köpfen der in den schrecklichsten Qualen Hinsterbenden viele Tage lang singen und tanzen.

Auch bei Privatvorfällen zeigt der Neger, wie wenig ihm an seinem Leben gelegen ist.

Der Selbstmord ist unter den in Sklaverei gerathenen Schwarzen auf den westindischen Pflanzungen sehr häufig. Oldendorp zufolge ist dieß auch bei dem weiblichen Geschlechte der Fall und erstickt sogar die Gefühle der Mutter.

Eine Negerin auf St. Thomas richtete sich dadurch langsam hin, daß sie nichts anders als Erde genoß. Ob nun gleich ihr Herr durch einen aus Leder verfertigten Mundkorb, welcher nur durch kleine Oeffnungen die Luft zuließ, dieß zu verhindern suchte, so wußte sie sich dennoch täglich eine Quantität Sand und Erde beizubringen, und zehrte hiedurch kümmerlich hinweg.

Zwei andere Sklavinnen waren kürzlich aus Guinea nach St. Croix gebracht. Die eine war schwanger, die andere hatte zwei Kinder, wovon das eine noch an der Brust lag. Die beiden Mütter kamen überein zu sterben. Die erste erhenkte sich an einem Baume; die andere erdrosselte zuerst ihren ältern Knaben, legte sodann ihren Säugling auf die Erde und erhenkte sich an dem daneben stehenden Baum, an welchem das ältere Kind bereits umgekommen war.

Selbst ganze Gesellschaften von Negern wählen mit kaltem Muthe den Tod, um sich nicht in die Hände der Feinde zu liefern. Wir sahen dieß bereits bei Erzählung der Siege des Königs von Dahomey, und folgendes Beispiel ist noch auffallender.

Im Jahre 1733 beschlossen die Neger der dänischen Insel St. Jan, ihrer Sklaverei auf einmal ein Ende zu machen und sich der Insel selbst zu bemeistern. Die Sklaven von der kriegerischen Amina-Nation, als die Anführer der Verschwörung, hatten in den Holzbündeln, welche sie in die Festung zu bringen gehalten sind, große Messer versteckt. Hiemit ermordeten sie die Garnison der Festung, bemeisterten sich derselben, und thaten dieß sogleich ihren Mitverschwornen durch Kanonen kund. Die Empörung nahm überhand; wären die Mulatten nebst einigen wenigen redlichen Negern, den Dänen nicht treu geblieben, so war die Insel für sie verlohren. Französische Truppen, welche man von Martinique zu Hülfe gerufen hatte, kamen aber frühzeitig genug, um die Rebellen in die Flucht zu schlagen und alles wieder in Ruhe zu bringen. Drei Hundert der hiedurch zur

Verzweiflung gebrachten Aufrührer zogen sich auf einen Berg zurück. Hier setzten sie sich auf Betten und Teppichen nieder, und empfingen ruhig einer nach dem andern von den beiden Haupträdelsführern den tödtlichen Schuß, und nach dieser Ermordung ihrer Mitbrüder nahmen sich jene Beide zuletzt selbst das Leben.

Dieses Nichtachten des Lebens sowohl als die übrigen merkwürdigen Züge in dem Charakter des Negers noch deutlicher darzustellen, hiezu bietet der Sklavenhandel die bequemste Gelegenheit dar.

Da dieses niederschlagende Phänomen schon an und für sich von höchst allgemeinem Interesse ist, so wird ein kurzer Ueberblick desselben hier aus doppelter Ursache am rechten Orte stehen.

Ueber den Sklavenhandel.

„Wahrlich ein schöner, junger Kerl! Nur erst 20 „Jahr und doch bereits über 5 Fuß; hat alle Finger, „einen reinen Athem, und keine Narben; dabei ist er „gutwillig und munter. Da müßt ihr zu dem Preis „von 150 Rthlr. noch ein Paar Barren Brandewein „(4 Maß die Barre) zulegen. Dagegen lasse ich dieß „Mädchen, obgleich bald 12 Jahr alt und nicht häßlich, für 2 Flinten und 30 Pfund Pulver, ein Stück „geblümten Kattun, ein Dutzend Messer und 4 Strän„ge Corallen.“ —

„Nein, 4 Thaler ziehe ich für 2 fehlende Zähne ab; auch scheint der Sklave an dem einen Auge etwas gelitten zu haben; kurz, wollt ihr den Brandewein und den Kattun fahren lassen, so sei der Kauf geschlossen.“

Diese Unterhaltung eines schwarzen Aufkäufers der Sklaven mit dem weißen Menschenhändler beugt sicher die Gefühle jedes rechtlichen Mannes.

Dennoch führt die Sklaverei ihre entsetzliche Ahnentafel bis zu dem Ursprunge der menschlichen Gesellschaft hinauf. Dieß liegt in der Natur der Verhältnisse des Schwächeren zu dem Kraftvolleren, wenigstens in den roheren Zeiten der Menschheit!

Wenn sie sich aber noch jetzt unter hoch ausgebildeten Nationen erhält; wenn sogar in jener, wegen ihrer Constitution mit Recht gepriesenen glücklichen Insel, der Mann unter gewissen Umständen seine Gattin mit dem Stricke um dem Halse zu Markte feil bieten darf, so mindert dieß doch beträchtlich die Dunkelheit des Schattens, worin uns gewöhnlich der afrikanische Sklavenhandel zu erscheinen pflegt.

Was Wunder auch, daß die Sklaverei und der Handel mit seines Gleichen, in einem Lande den Hauptsitz aufschlugen, wo das Menschengeschlecht, wie alle organische Wesen, an Populosität überfließt? Wo die Vielweiberei das Herz des Vaters unter mehrere hundert von Individuen zertheilt, und hiemit die Familienanhänglichkeit unglaublich vermindert; wo die luxuriirende Natur die Sorglosigkeit der Aeltern gegen die Kinder durch die kaum glaubliche Leichtigkeit sich zu ernähren entschuldigt; wo endlich das Klima die Indolenz bis zur Verachtung der eigenen Erhaltung hinauftreibt?

Daher war aber nicht nur seit den ältesten Zeiten dort stets Menschenverkauf, sondern man zählt, was noch mehr auffällt, noch jetzt selbst im Innern der uns

bekannt gewordenen westlichen Theile von Afrika, drei Sklaven gegen einen freien Mann!

Die ersten Neger, welche Antonio Gonzales 1442 in Lissabon unter den übrigen Merkwürdigkeiten seines Zuges nach Afrika aufführte, erregten Erstaunen. Sie kamen, nebst dem zugleich mitgebrachten Goldstaube, aus der Gegend des Goldflusses (Rio del Oro), dessen Mündung fast genau unter dem Wendekreise gelegen ist. Dieses Gold gab den Ursprung zu den englischen Guineen, so wie diese Neger nachmals den eigentlichen Sklaven-, oder wie wir ihn jetzt überhaupt nennen, den Guinea-Handel, veranlaßten.

Als nämlich 50 Jahr nachher Colon die neue Welt entdeckte, und als bald darauf die Nachfolger des eben so großen als unglücklichen Mannes, nach dem wahnsinnigsten Vertilgen der Ureinwohner, den hohen Werth der Neger für den Anbau westindischer Produkte fühlten, da hub dieser entsetzliche Handel mit unsern schwarzen Mitbrüdern im Großen an, und erhielt nur dann erst eine systematische Form.

Spanien, welches seinen Negerhandel an die Genueser verpachtete, trieb ihn mit Portugal bis zur Mitte des 16ten Jahrhunderts fast ausschließlich; damals lieferte nur allein Angola 28000 Neger für Brasilien.

Bald darauf nahmen nun die Engländer, Franzosen und Holländer an diesem Handel bedeutenden Antheil; denen dann die Dänen, die Schweden, ja sogar die Brandenburger folgten. Der große Churfürst Friedrich Wilhelm errichtete 1681 eine afrikanische Compagnie, wie auch ein Fort auf dem Vorgebirge der

drei Spitzen (Cabo de Tres puntas); allein der Deutsche mag sich freuen, daß er durch König Friedrich Wilhelm I. des schwarzen Menschenhandels überhoben wurde. Dieser Monarch verkaufte seine afrikanischen Besitzungen 1720 an die Holländer.

Gegen das Ende des so eben verflossenen Jahrhunderts ward England unstreitig der wichtigste Interessente bei dem Sklavenhandel. Denn wenn gleich Frankreich kurz vor der Revolution 507000 Negersklaven auf seinen gesammten amerikanischen Besitzungen hegte, und England nach darüber vorgelegten Listen nur 461000, so führte dagegen England selbst den Franzosen und den Spaniern, welche gleichfalls auf 400000 Neger in ihren westlichen Besitzungen ernähren, eine große Anzahl hievon aus Afrika zu. Es waren daher in keinem Seestaate so viel Schiffe, so viele Matrosen und so viele Handelsleute und Spekulanten hiemit beschäftigt, als in England; jährlich erforderte der englische Sklavenhandel 700 Schiffe. Für die ältesten Negerhändler, die Portugiesen, rechnet man 350000 Neger in ihren westlichen Besitzungen.

Holland, welches sehr beträchtliche und größtentheils sehr alte Etablissements an den Küsten von Afrika besitzt, hat in seinen amerikanischen Kolonien 124 bis 125000 Neger; Dänemark etwa 3200 und Schweden nur ein Paar Hundert.

Dagegen fanden sich nach einer Zählung von 1791 in allen Freistaaten von Nordamerika 698725 Negersklaven; wovon freilich bei weitem der größte Theil, nämlich über 632000, den südlichen Staaten zufällt.

Da ist also bloß in der westlichen Halbkugel eine Masse von mehr als drittehalb Millionen Neger! Ungeachtet nun diese Schwarzen in ein Land geführt werden, dessen Klima von dem ihres Vaterlandes nicht sehr verschieden ist, so übertrift dennoch ihre Sterblichkeit die der Europäer bei weitem. Ja, statt daß das Menschengeschlecht sich im Ganzen aller Orten jährlich vermehrt, nehmen die Neger im Ganzen um mehr als 5 Procent ab. Dieß beweist unwidersprechlich der jährlich öffentlich eingeführte Nachschuß von wenigstens 100000 schwarzen Rekruten für die westindischen Kolonien, da der Schleichhandel sicher noch 20 und mehr Tausend beträgt.

Wie sie verhältnißmäßig von den verschiedenen Seestaaten dort eingeführt werden, zeigt die englische Angabe für das Jahr 1768

England führte damals Neger aus Afrika	59300
Frankreich	22500
Holland	11000
Portugal	8500
Dänemark	1200
	103500

Von dieser großen Summe ist noch kein Sechstel weiblichen Geschlechts.

Nach der Trennung der amerikanischen Staaten vom Mutterlande, schien er, obgleich mehrere derselben ihm entgegen waren, dennoch sich zu vermehren. Sollen doch im Jahre 1784 englische Agenten in Madrid um den Abschluß eines Contrakts nachgesucht haben, wo-

durch ihnen das Einführen von 80000 Negern allein in die spanischen Etablissements bewilliget würde!

Zugegeben, daß mehrere Tausend der jährlich eingeführten Neger auch zum Erweitern europäischer Plantagen verwendet werden, dennoch ist der jährliche Verlust von fünf Menschen vom Hundert noch nicht zu hoch gerechnet; denn nach den gültigsten Zeugnissen verlieren mehrere Pflanzer sogar $\frac{1}{10}$ ihrer Neger.

Fürwahr ein der Natur des Menschen, und noch mehr des fruchtbaren Negers, höchstwidriges Phänomen!

Woher sich dieses erklären lasse, und was für einen erstaunlichen Verlust an Menschen Afrika durch diesen Handel leide, dieß lehrt uns am bequemsten eine leichte Uebersicht des Behandelns dieser Schwarzen, vom Anfange ihrer Sklaverei an, bis zu ihrem Zustande innerhalb der westindischen Pflanzungen.

Unter den hauptsächlichsten Veranlassungen, wodurch die Neger ihre Freiheit verlieren, und woraus daher der Sklavenhandel die größte Masse seines traurigen Materials erhält, stehen die Kriege der Schwarzen gegen einander oben an. Sie sind dem Mungo Park zufolge von zweierlei Art. Die erstere, welche Killi heißt, kommt ihrer Natur nach unsern Kriegen sehr nahe. Zwei Nationen bekriegen sich nach vorhergegangener öffentlicher Ankündigung. Solcher Kriege ist bereits oben gedacht worden.

Die zweite beruhet auf erblichen Fehden. Park nennet eine solche Fehde Tagria. Die Einwohner einzelner Distrikte haben nämlich einen verjährten Haß ge-

gen einander, wegen vormaliger Beleidigungen. Und diese Rache befriedigen sie dadurch, daß sie gewöhnlich nach vollbrachter Ernte einander hinterlistig überfallen, Menschen und Vieh rauben, Städte und Dörfer verheeren.

Oftmals geschehen solche Einfälle in das Gebiet der Nachbarn mit mehrern Hunderten auf einmal. So überfiel der Sohn des Königs von Fuhlada die Jallonkas mit 500 Reitern, und machte viele Gefangene.

Wiederum unternehmen hingegen einzelne Familien solche Raubpartien; ja sogar ein einzelner kühner und starker Neger wagt es, auf vorübergehende unbewaffnete Menschen hinter dem Gebüsche hervorzuspringen und einen freien Mann als Gefangenen fortzuführen.

Diese beiden Arten, Menschen zu rauben oder vielmehr sie ihrer Freiheit zu berauben, ist jetzt durch unsern Sklavenhandel allerdings sehr vermehrt und vervielfachet worden.

Seit der Einführung der europäischen Bedürfnisse, z. B. des Feuergewehrs, Schießmaterialien, Eisens und vorzüglich des Brandeweins, halten es sich die Negerfürsten nicht zum Gewissen, so bald es ihnen an solchen Waaren mangelt, ihre friedliche Nachbarn mit Krieg zu überziehen und die unglücklichen Gefangenen den Europäern zu verhandeln.

Damel, der Negerkönig von Cajor, hatte kaum vernommen, daß europäische Sklavenhändler an der gegenüberliegenden Insel Goree gelandet seien, als er sogleich seine bewaffneten Menschenräuber in die umliegenden Gegenden sandte. Da diese seine Gier nach un-

sern Waaren, besonders nach Brandewein zu langsam und zu kleinlich befriedigten, überfiel er die benachbarten Negerstämme mit seiner ganzen Macht. Nach einer blutigen Schlacht, denn der Widerstand der so schändlich überfallenen Nachbarn war bedeutend, siegte leider das stärkere Heer des Damels. Zwei hundert Menschen blieben auf dem Platze, 180 Kriegsgefangene führte der König mit sich fort, und alle Greise und unverkaufbare Kinder wurden niedergemacht.

Sogar gegen ihre eigene Unterthanen scheuen sich diese würdigen Väter des Volks nicht solche Greuel zu begehen.

Aehnliche, aber noch blutigere Kriege führt bereits le Maire zu Ende des 17ten Jahrhunderts von dem Könige Brak, unweit des Senegals, an.

Im Jahre 1788, erlebte der edle Wadstroem zu Joal, daß der König von Bursin (Barbasin) fast jedesmal in der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag, bewaffnete Leute aussandte und mit Gewalt seine eigene Unterthanen zum Verkauf stehlen ließ. Der damalige Fürst war, so lange er nüchtern blieb, durchaus einer solchen That unfähig. Französische Sklavenhändler, welche bei Joal (zwischen dem Senegal und dem Gambia) lagen, wußten ihn in der Trunkenheit, durch den Reiz ihrer Waaren, hiezu zu bestimmen. Oftmals reuete den König seine That; er sandte selbst einstens zwei Sklaven zum Austauschen eines während seiner Trunkenheit geraubten und verkauften freien Mädchens.

Bei diesen Räubereien werden Tausende der Unterthanen theils zu Grunde gerichtet, theils getödtet; die

Familien werden zertrennt, die Mütter werden von ihren säugenden Kindern gerissen, und die ausgesandten königlichen Henkersknechte scheuen sich nicht die in Thränen schwimmenden Unglücklichen mit den härtesten Schlägen fortzutreiben, während daß ihre Mitsoldaten das Geschrei der Unschuldigen durch Trommeln und Schiessen zu übertäuben suchen.

Daß dieß Rauben einzelner Menschen mitten im Frieden durch eigene Mitbürger, nicht blos an der Seeküste, sondern selbst im Innern von Afrika Statt habe, bezeugt der Wahrheit liebende Gustav Wasa. Er selbst ward in einem der entlegensten Theile von Benin als Knabe gestohlen. Daher gehet dort der Neger unter seinen eigenen Mitbürgern häufig bewaffnet einher.

Oftmals fällt ein solcher Menschenraub hart auf den Räuber zurück. Auf der Pfefferküste bei Picannani Sestre sahe der Engländer Dove ein geraubtes, junges Negermädchen durch einen schwarzen Sklavenhändler, Ben Johnson, an Bord eines Sklavenschiffes bringen, dort verkaufen, und mit den dafür erhaltenen Waaren in seinem Boote davon eilen. Aber ein anderes Boot holte das seinige ein; die darin befindlichen Neger überwältigten Ben Johnson, brachten ihn unter stetem Rufen Teefee (Dieb) auf das Schiff, und boten ihn nun selbst dem Schiffskapitain zu kaufen an. Ben Johnson stellte diesem vergeblich vor, er kenne ihn ja schon lange als einen freien Neger und großen Handelsmann, und werde ihn daher doch nicht kaufen; allein dieser, dem Charakter solcher Europäer gemäß, antwortete ruhig: „Gleichviel, wenn diese Ne-

„ger dich verkaufen wollen, so kaufe ich dich,“ und hiemit schlug er ihn in Fesseln, zahlte den Preis und führte den Dieb selbst nach Westindien.

Noch schaudervoller ist die Erzählung des le Maire, da ein Vater seinen eigenen Sohn an die Franzosen am Senegal zu verkaufen gedachte. Dieser, der französisch verstand, überlistete jenen, verhandelte den gefühllosen Vater, und dieser ward, obgleich er dem Käufer laut zurief: „Ein Sohn könne seinen Vater nicht verkaufen,“ von dem eben so gefühllosen Menschenhändler in Fesseln geschlagen und nach Westindien geführt.

Die zweite Veranlassung zum Verlust der Freiheit unter den Negern hat größtentheils ihren Grund in der ersten, nämlich in ihren Kriegen.

Alle Lebensmittel werden dadurch verwüstet, Ackerbau und Viehzucht werden vernachläßiget, und so entsteht, in dem reichsten Lande der Welt, Hungersnoth. Diese nimmt indeß zu Zeiten auch von langer Dürre, und wiewohl nur auf sehr kurze Zeit von ungeheuern, alles Laub und Getreide verzehrenden Heeren Heuschrekken ihren Ursprung. Mungo Park war, wie zuvor schon bemerkt ist, Augenzeuge, daß eine vom Hunger völlig abgezehrte Mutter ihr schönes Kind an einen reichen Neger gegen eine Portion Lebensmittel auf 40 Tage verkaufte.

Während einer dreijährigen Theurung kamen viele Neger in die englische Faktorei an der Gambia, und baten den dortigen Dr. Laidley sie an seine Sklavenkette zu legen, um sie vom Hungertode zu retten.

Eine dritte Ursache der Sklaverei, vielleicht die hil-

ligste von allen, ist, Bestrafung schwerer Verbrechen. Mord, Ehebruch und Diebstahl, und, was mehr zu bedauern ist, auch Zauberei, werden in vielen Negerländern, besonders in dem großen Königreiche Benin, mit Sklaverei bestraft.

Dieß lieferte freilich seit Jahrhunderten, ja schon lange vor dem heutigen Negerhandel, oftmals Sklaven, die dann theils den Großen des Landes blieben, theils nach andern Negerländern verkauft wurden. Allein seit der Ankunft der Weißen werden jene Veranlassungen zum Verlust der Freiheit auf eine unerhörte Weise gemißbraucht. Nicht bloß der geringste Argwohn eines Ehebruchs bringt oft den Unschuldigen schon um seine Freiheit; die Großen richten ihre Weiber darauf ab, junge Neger an sich zu locken, um sie hiedurch zur Sklaverei verdammen und an die Weißen gegen Brandewein verhandeln zu können.

Die Könige und die Großen von Aquambo, auf der Goldküste, heirathen in jedem ihrer Dörfer drei bis vier Frauen. Diese lassen sie daselbst; reisen aber jährlich einmal zu ihnen, und zwingen sie eidlich auszusagen, wie oft und mit wem sie unterdessen sich vergangen haben. Die von ihnen angegebenen Liebhaber werden sodann als Sklaven an die Dänen verkauft, und die Frau erhält noch für die Angabe eine Belohnung.

Zu den Zeiten des Des Marchais (1725) bestrafte der König den Ehebruch einer seiner vielen Weiber auf die grausamste Art. Die Unglückliche ward an einen lothrecht aufgerichteten in die Erde versenkten Pfahl gebunden, und die übrigen Frauen des Serails

mußten ihr so lange kochendes Wasser aus großen irdenen Krügen auf den Kopf stürzen, bis sie ihren Geist aufgab. Den Verbrecher band man hingegen an einen, auf zwei Gabeln über einer Grube horizontal ruhenden Pfahl. Die Grube ward sodann von den Weibern des Serails mit Holz und Stroh angefüllt, und der Elende durch Anzündung dieser Materien langsam gebraten. Bei einer dieser gräßlichen Exeeutionen bemüheten sich die Frauen des Königs, um ihre Unschuld darzuthun, sehr ämsig Holz in die Grube zu tragen. Der Verurtheilte, von dem man wußte, daß er bei mehreren derselben in gleicher Gunst gestanden, den man daher zwingen wollte, mehrere derselben für schuldig zu erklären, verweigerte letzteres indeß standhaft; er sagte nur lächelnd: „Sie haben „Recht, so eifrig zu meinem Tode beizutragen, denn „ich bin ihnen jetzt nichts mehr nütze, und sie erscheinen „dadurch schuldloser.“

Dergleichen Bestrafungen ereignen sich weniger, seitdem der Sklavenhandel so sehr zugenommen hat. Man verkauft aber dagegen anjetzt nicht nur die Frau, sondern ihre ganze Familie.

Ebenfalls wird die Todesstrafe, welche vormals die sogenannten Zauberer betraf, gewöhnlich jetzt in Verlust der Freiheit verwandelt. Uebrigens ist überhaupt die Todesstrafe selten. Gewöhnlich zahlt der Verbrecher, wenn er hiezu reich genug ist, eine Summe Geldes, wo nicht, so wird er als Sklave verkauft. Selbst Menschenmord wird oft mit Gelde beschwichtigt.

Auf der einen Seite ist hiedurch an Menschlichkeit

gewonnen; allein diese verliert sich dadurch, daß man nun weit mehr wie zuvor Gewinstes halber falsche Anklagen hervorsucht; es wäre leicht, eine Menge gültiger Beispiele hievon aufzuführen.

Schulden halber die Freiheit zu verlieren, war schon längst vor dem Negerhandel in Afrika Sitte. Freilich bietet dieser Handel dazu häufigere Gelegenheiten dar. Oftmals trifft ein solches Unglück selbst angesehene Kaufleute, welche auf Spekulation, theils Waaren, theils Sklaven kaufen. Fällt es ihnen dann unmöglich, dem Zahlungstermin Genüge zu leisten, so werden sie selbst Sklaven. Der europäische Kaufmann hat sogar das Recht, sich eines oder mehrerer Verwandten des Schuldners zu bemächtigen, im Fall er letztern nicht selbst habhaft werden kann.

Endlich verliert der Neger, gleich den alten Deutschen, oftmals seine Freiheit durch das Spiel. Wenige Nationen zeigen eine so entschiedene Vorliebe für Hazardspiele, als die Neger. Diese Spiele haben viel Aehnliches mit unserm Würfelspiele. Statt der Würfel bedienen sie sich der Cawris, der kleinen Muscheln, welche bei ihnen statt des Geldes dienen. Sie machen sie durch verschiedene Zeichen kenntlich; schütteln sie in der Hand, wie wir die Würfel im Becher; werfen sie sodann in die Höhe; je nachdem die Muscheln des Gegners oder des Spielers entweder auf die Mündung oder auf den Rücken fallen, oder auch, bei einem andern Spiele, bald nach der Seite des Gegners, bald nach der des Spielers hinrollen, je darnach wird der Verlust oder Gewinn entschieden. Der Neger macht selten den

Satz geringer, als 4 Liv. (einen Thaler;) und treibt dieß mit solcher Wuth, daß er nicht nur oftmals sein übriges Vermögen und seine Sklaven, sondern Weib und Kinder, ja zuletzt seine eigene Freiheit aufsetzt und häufig verspielt.

Leibeigene zeugen, den dortigen Gesetzen zufolge, nur Leibeigene. Dieß ist mithin erbliche Sklaverei, und kann nicht mit vollem Grunde für die siebente Quelle des Verlusts der Freiheit angesehen werden; denn das Kind des Sklaven hatte ja noch nie die Freiheit gehabt. Das Schicksal dieser erblichen Sklaven ist aber in Afrika gewöhnlich nicht hart. Man rechnet sie zu der Familie. Sie bauen das Feld in Gesellschaft ihres Herrn; sie fällen Holz und tragen dieses nebst dem Wasser für den Haushalt herbei, oder sie hüten das Vieh. Auch darf in den kleinern Staaten, welche wie Municipalitäten regiert werden, ein Hausvater diese Sklaven nicht wie die im Kriege erbeuteten, nach Willkühr verkaufen. Er muß sie zuvor dem Obersten des Orts, gleichsam zur Einwilligung in den Verkauf, vorstellen.

Freilich giebt es auch hievon, besonders in despotischen Staaten, Ausnahmen. Urfue, König der Akemisten, ließ oft um geringer Vergehungen seine Hausklaven hinrichten. Einer derselben hatte einem freien Neger ein Huhn gestohlen; dafür ward ihm der untere Kinnbacken abgelöset, und in diesem elenden Zustande mußte der Unglückliche sterben. Allein in dem tiefen Binnenlande werden sie selten einmal hart gezüchtigt. Sie genießen fast eben der Vortheile der Freien, in der

Kleidung und Speise, nur essen sie nicht in Gesellschaft ihrer Herren; ja sie haben oftmals wiederum ihre Sklaven.

Diese vielartigen Veranlassungen zur Sklaverei waren also Afrika seit den ältesten Zeiten eigen: seit unserm systematischen Negerhandel sind sie aber erhöhet und erstaunlich verschlechtert.

Die Tausende der kleinen Staaten, in welche das große Land getheilt ist, sehen wechselseitig auf jeden ihrer Nachbarn scheel, der von den Blanken mehreren Tand und mehr Brandewein erhandeln kann. Daher das fast unaufhörliche Rauben der Nebenmenschen; die vielfach ausgedachten Berückungen, ihn um seine Freiheit zu bringen; und die weißen Sklavenhändler fachen diese ihnen einträgliche Eifersucht auf die niedrigste Weise stets höher an.

Hievon überführt uns statt vieler andern folgendes schreckliche Beispiel, welches der Kapitain Hall durch gerichtliche Aussage bewährt hat. In dem Reiche Calabar (einigen Erdbeschreibern zufolge zu dem südlichen Benin gehörig), hat sich aus der alten Stadt Calabar, unweit derselben eine Colonie, unter dem Namen Neu-Calabar, gebildet. Beide Städte zählt man unter die vornehmsten Sklavenmärkte. Die nahe Nachbarschaft giebt dann häufig Veranlassung zu kaufmännischer Eifersucht, und erregt Feindschaft.

Im Jahre 1767 hatten sieben englische Sklavenschiffe, 2 von London und 5 von Liverpool und Bristol, unweit derselben zum Einkauf angelegt. Die Eifersucht der beiden Städte war aber jetzt auf einen so hohen

Grad von Feindschaft gestiegen, das sich die Einwohner wechselseitig nicht ins Land wagten, Sklaven zu holen; hiedurch stockte dieser Handel gänzlich. Um diesem Zeitverlust ein Ende zu machen, gaben die Kauffahrer von Bristol und Liverpool vor, sie wollten die Einwohner beider Städte mit einander aussöhnen. Sie luden die Vornehmsten von beiden auf ihre Schiffe ein, kamen aber verrätherisch mit denen von Neu-Calabar überein, die der alten Stadt zu Sklaven zu machen oder hinzurichten. Der vornehmste Mann Ephraim Robin John, (Hall nennt ihn den König) von Alt-Calabar gab, zum Zeichen seiner aufrichtigen Aussöhnung, seine Tochter an den angesehensten Handelsmann in Neu-Calabar; und seine Brüder gingen nebst einem sehr großen Gefolge an Bord der Engländer. Kaum waren diese aber ihrer Beute gewiß, so gaben sie durch einen Kanonenschuß das Zeichen zum Morden und Gefangennehmen. Nun fielen die bewaffneten Böte von Neu-Calabar über die zutraulichen unbewaffneten Einwohner der alten Stadt, die sich auf dem Wasser längs den englischen Schiffen oder auf denselben befanden, her, während daß letztere auf die fliehenden Böte feuerten. Drei Hundert wurden getödtet und sehr viele als Gefangene verkauft. Ein Bruder des erwähnten Obersten von Alt-Calabar bat die Engländer flehentlich, sie möchten ihn seinen Feinden nicht ausliefern; allein der Menschenhändler, dem man dafür einen starken Neger anbot, war taub für alle Redlichkeit. Kaum hatte er ihn seinen wüthenden Feinden übergeben, so lag sein Kopf schon in dem Boote, das

ihn aufnahm. Die beiden übrigen Brüder erwartete ein gleiches Schicksal; aber der Kapitain, auf dessen Schiffe sie sich befanden, versprach nur erst dann ihre Auslieferung, wenn die Anzahl der ihm nöthigen Sklaven voll sein würde. Sobald er aber diese erhalten und bezahlt hatte, so hinterging er die Betrüger und segelte mit den erhaltenen Sklaven, wie auch mit den beiden Brüdern des Ephraim Robin John nach Amerika. Er rettete sie hiedurch. Sie wurden nämlich beide, sechs Jahre nachher, durch einen andern Kaufmann von Bristol wieder zu den Ihrigen nach Calabar gesendet; indeß hatte dieses Ereigniß einen vierjährigen Krieg hervorgebracht.

So schwarz nun auch diese That war, so hinderte sie dennoch nicht, daß bald darauf andere Sklavenschiffe der Engländer in Alt-Calabar des Gewinstes halber gut aufgenommen wurden; so tödtet der Wucher alle Gefühle!

Den europäischen Sklavenhändlern genüget es indeß nicht, die inländischen Sklavenmäkler und Kaufleute, Slatihs genannt, zu solchem Hintergehen ihrer eigenen Landsleute zu reizen. Sie lassen sich selbst solche Schandthaten zu Schulden kommen, und büßen denn freilich zu Zeiten dafür sehr hart.

Oftmals machen die Europäer die zu ihnen des Handels wegen ans Schiff kommenden freien Neger trunken, und schlagen sie, ihrer unbewußt, in Eisen. Ein andermal gehen sie mit diesen unkundigen Menschen, während sie sich am Bord befinden, zu Nachts

unter Segel, und verkaufen sie nachmals als Sklaven in Westindien.

Auf diese Weise haben sie oft auf die treuloseste Art angesehene freie Neger von den Ihrigen als Geißel für eine Schuld zurückgelassen, fortgeführt, ob sie gleichwohl wußten, man werde sie Tages darauf wieder auslösen.

General Rook bezeugte, drei englische Sklavenhändler hätten ihn gebeten, er möge ihnen zum Ueberfallen und Gefangennehmen von 150 freien Negern unweit Goree behülflich sein; er lehnte es freilich mit Verachtung von sich.

Endlich machen sich die Böte der weißen Sklavenhändler, welche auf den Flüssen zum Einhandeln der Sklaven tiefer landeinwärts fahren, des Menschendiebstahls nur zu oft schuldig.

Der Lohn aller dieser Unthaten folgt ihnen zu Zeiten auf dem Fuße nach.

Wadstroem erfuhr, daß kurz vor seiner Abreise von Goree drei englische Schiffe, die sich unterstanden hatten, freie Neger fortzuführen, durch widrige Winde aber auf die Küste zurückgetrieben wurden, von den Negern umringt und genommen waren. Die ganze Mannschaft ward niedergemacht; nur einem einzigen Knaben schenkte man das Leben; dieser entsprang seiner Gefangenschaft und gab von dem traurigen Ereignisse Nachricht.

Kap. Arnould erlebte auf den Cameronen (Küste von Benin) ein ähnliches Unglück. Mehrere Schiffskapitaine wurden von den Negern gewaltsam fortge-

führt, und mit Ketten an Bäume geschlossen. Ein Theil davon ward von ihren Matrosen durch die Waffen wieder befreiet. Dieß alles traf völlig unschuldige Europäer, weil ein anderes Sklavenschiff einige verpfändete freie Neger betrügerisch mit sich fortgeschleppt hatte.

So vielfach sind die Mittel und Wege, die den Neger zur Sklaverei führen.

Der Handel selbst wird hauptsächlich durch jene Slatihs, Sklavenhändler oder auch Mäkler, betrieben. Man findet sie sowohl in den großen Städten, wie auch auf den Dörfern des tiefern Binnenlandes, wie z. B. von der Gambia aus, dem Mungo Park zufolge, in Subo und mehrern kleinen Flecken. Sie bereisen dann die großen Salz- und Sklaven-Märkte, als Sansanding, Kamalia, Dschenne, Houssa, Tombuctu, in welchen gleichfalls die räuberischen Mauren viele von ihnen gestohlne Neger zusammen bringen. Die Namen solcher großen Sklavenmärkte tiefer gegen Süden oder im Innern von Benin sind nicht so genau bekannt, als ihre Existenz durch die gültige Aussage des Wundarzts Faulconbridge, u. a. gewiß ist. Je weiter aber das Vaterland eines Sklaven von dem Verkaufsorte entfernt ist, desto höher wird er, wegen der mindern Wahrscheinlichkeit entwischen zu können, geschätzt.

Der Preis der Sklaven im Binnenlande ist sich nicht stets gleich. Krieg und Hungersnoth setzen ihn herab; große Nachfrage an den Küsten erhöhet ihn. In Kamalia galt gegen das Ende des letzten Jahrhunderts ein Sklav von der ersten Güte 9 bis 10 Dukaten (Min-

kalli); in allerhand Waaren gerechnet. Damals galt ebendaselbst die Scheibe Salz, (ein von dem Salzstock Tischit, Tegaza, auf Eseln dorthin geführtes theures Material) drittehalb Fuß lang, vierzehn Zoll breit und zwei Zoll dick, gegen 15 Thaler; eine Flinte fast eben so viel (drei bis vier Dukaten); ein Pferd aber 10 bis 17; hingegen ein Ochse nur einen Dukaten. Man kaufte mithin einen Sklaven etwa für 2 Scheiben Salz, oder für 3 Flinten, oder für ein schlechtes Pferd, oder endlich für 10 Ochsen. Indeß sind diese Preise veränderlich. Kap. Heathley sah unweit der Gambia 40 Sklaven für ein einziges tartarisches Pferd hingeben; und Gustav Wasa ward als Knabe im Innern von Benin, in Timmah, mit 172 Stück Cauris (Muschelgeld) bezahlt. In weiter Entfernung vom Meere sind die Cauris höchst wahrscheinlich viel theurer, als an der Küste, woselbst 20 Cauris oder Bos nur nach Römer 6 Pf. gelten, so daß Gustav Wasa nur etwa 4 Gr. kostete; denn der Preis dieser Muscheln ist selbst veränderlich. Andere setzen ein Pfund derselben auf 25 bis 30 holländische Stüver; oder wenn man nach der Zahl rechnet, und wie gewöhnlich 4000 Cauris zu 1 Pfund Sterling annimmt, so hätte der Knabe etwa 6 Gr. gekostet.

Die Sklavenschiffe bezahlen dem Landesfürsten oder den Obern einen Zoll für die Erlaubniß zu handeln. Ein Schiff zahlte nach Dalzel den Werth von $14\frac{1}{2}$ Sklaven; eine Schnau, nur von 7; und eine Jacht (Sloop) nur von $3\frac{1}{2}$. Diese Zahlungen werden wie die der Sklaven selbst, nicht nur gemacht in Eisen, Flinten,

Pulver und Brandewein; sondern auch in Leinwand, Pagnen oder Pantjes von Baumwolle und Seide, zur Bedeckung des untern Theils des Körpers; ferner in Kupfer und messingenen Becken, Korallen und Glaskugeln u. dergl.

Die von den Slatihs so aufgekauften Sklaven werden mit starken Stricken von gedrehetem Leder um den Nacken, je 4 und 4, aneinander gereihet; des Nachts legt man ihnen noch überdieß eiserne Ketten um den Hals. Auch fesselt man gewöhnlich das rechte Bein des einen Sklaven an das linke des andern. Den Unbändigeren legt man schwere Klötze an; oder man läßt um ihren Kopf einen Ring von geflochtenen Stricken gehen, woran ein langes Scheit Holz herab hängt; die Hände werden durch zwei Oeffnungen eines Brettes gesteckt, die man sodann durch einen hölzernen Querriegel verschließt.

Den Zug einer solchen Caravane, die aus dem Innern nach der Gambia ging, beschreibt Park auf folgende Art. Voran fünf bis sechs Sänger (Dschillikih's), welche theils die Gesellschaft aufheitern, theils durch ihren Gesang die auf dem Wege gelegenen Ortschaften zu einer gütigen Aufnahme bestimmen sollen; auch singen sie an jedem Orte, woselbst sie anhalten, die Geschichte der Caravane öffentlich ab. Auf diese folgen die übrigen freien Männer; dann die Sklaven vier und vier zusammen gebunden, auf dem Kopfe ein Bündel Nahrungsmittel, Kleidung u. dgl., und zwischen je vieren ein freier mit einem Speer bewaffneter Mann. Nach ihnen

kamen die Hausſklaven, und zuletzt die Frauen der Slatihs und das übrige freie Frauenzimmer.

Schon auf dieſen Zügen zu dem Meere oder zu den Blanken hin, iſt der Verluſt ſehr groß. Die ungewohnte Bürde, die Traurigkeit von den Seinigen auf immer getrennt zu werden, und die höchſt ſparſame Koſt bei fortdauernden Strapatzen machte, daß bei jener Caravane von 35 Sklaven drei verlohren gingen; alſo faſt neun von Hunderten.

Mit jedem Tage ſteigt nun der Mismuth und die Angſt dieſer Unglücklichen. Ihre Gefühle bei Erblickung des Meeres und der europäiſchen Sklavenſchiffe hat Niemand beſſer und merkwürdiger beſchrieben, als Guſtav Waſa.

Damit man ſich aber die Urſache hievon deutlicher angeben könne, müſſen folgende Bemerkungen vorausgehen.

Die Neger des Binnenlandes haben von dem Meere, welches ſie nur das große Salzwaſſer nennen, einen furchtbaren Begrif. Einigen dieſer Völker, z. B. der mächtigen Nation der Ayos, iſt es ſogar von ihren Prieſtern verboten, ſich ihm, als einer widrigen Gottheit oder Fetis, zu nähern.

Sodann verurſachen die Weißen, auf der Küſte gewöhnlicher die Blanken genannt, ihnen ſchon wegen der Farbe großes Schrecken. Als Adanſon in das von dem Ufer entlegene Dorf Depleur kam, woſelbſt ſich nur höchſt ſelten Europäer ſehen laſſen, liefen die Kinder mit Geſchrei und Furcht davon; verſteckten ſich hinter ihre Mütter und nur erſt nach längerm Bekannt-

werden wagten sie sich dem Weißen zu nähern, ihn zu betasten und sein langes, ihnen so auffallendes Haar ohne Furcht anzugreifen.

So neugierig auch die Weiber Alis, des Mauren-Königs, waren, die weiße Haut des Mungo Park zu sehen, so schauderten sie doch stets, sobald sie sich ihm näherten.

Frempung, König der Akemisten und zugleich ein sehr tapferer Krieger, hatte von seinen Leuten so viel Ausserordentliches von den weißen Seeungeheuern, den Europäern, gehört, daß dieser, der 40 Meilen hoch im Lande hinauf wohnte, die Dänen ersuchen ließ, sie möchten einen von ihren Weißen zu ihm hinauf schicken. Der Buchhalter Kamp reisete daher zu ihm. Als er bei der Audienz sich vor dem Könige tief verbeugte und dabei den Fuß zurückzog, glaubte jener, er bücke sich, damit er, gleich den wilden Affen, ihm auf den Kopf springen könne. Er warf sich daher flach auf die Erde; auf die Weise glaubte er, daß der Sprung über ihn hin gehen würde. Dabei rief er seine Weiber um Schutz an, welche denn sofort einen Kreis um ihn schlossen. Man sagte Sr. Majestät, es sey dieß nur der Gruß der Weißen; allein er verbat sich dergleichen für die Zukunft; begann jedoch hierauf mit etwas weniger Furchtsamkeit die Untersuchung des Wundermannes. Die Kleidung hielt er bis dahin für einen Theil des Körpers selbst; und die Schwanzperücke des Dänen hatte ihm zu der Idee einer ihm unbekannten Art großer geschwänzter Affen, denen der Schwanz im Nacken angewachsen sey, Anlaß gegeben. Der Weiße mußte nun

in seiner Gegenwart essen. Um sich aber von seiner wahren Gestalt genauer zu überzeugen, ließ ihn der König ersuchen, sich völlig zu entkleiden. Mit höchstem Befremden vernahm er, daß Kamp dieß in Gegenwart einiger 100 Frauen durchaus abschlug, sich aber dem Könige allein entkleidet zeigen wolle. Ob es zu wagen stehe, sich mit einem Weißen alleine einzulassen, dieß mußte der Staatsrath (die Aeltesten) zuvor entscheiden; und sodann erst entfernte man das Frauenzimmer.

Jetzt entblößte sich der Däne. Frempung trat ihm näher, befühlte die einzelnen Glieder mit Furcht und Erstaunen, bewunderte die Farbe und brach endlich in die Worte aus: Ja, du bist wirklich ein Mensch, aber so weiß wie der Teufel!

Bedenkt man nun, daß durch das drittehalbhundertjährige Entführen so vieler tausend Neger aus allen Nationen, von welchen fast nie einer zurückkam, der Gedanke entstanden ist und im Binnenlande festen Grund gewonnen hat, die Weißen fräßen die Neger; dann werden die hier folgenden traurigen Aeußerungen des unschuldigen aber gescheuten Negerknabens, Gustav Wasa, sicher gehörig gewürdigt werden; denn sie sind auch psychologisch merkwürdig.

Seit seiner gewaltsamen Entführung aus dem väterlichen Hause war Olaudah Equiano über sechs Monate im Innern von Afrika aus einer Hand in die andere verkauft, und bald mehr bald minder gut, aber nirgend tyrannisch behandelt. Er genoß hiebei stets noch des Vortheils, sich unter Menschen zu befinden, mit denen er sich unterreden konnte; die ihm an Lebensart und an

Sitten, oder wenigstens der Farbe und Bildung nach, durchaus ähnlich waren. Auch der Boden, auf welchem er lebte, blieb sich ziemlich ähnlich. Nur einmal fand er einen bedeutenden Unterschied, als er zu einer Nation gebracht ward, welche an und auf einem sehr großen Flusse (dem Niger oder dem Senegal?) auf kleinen Fahrzeugen lebte, da Benin in seinem Innern hingegen nur von sehr kleinen Flüssen bewässert ist.

Jetzt sahe er aber plötzlich das Meer, eine unabsehliche Wasserfläche; und auf derselben zu gleicher Zeit ein großes europäisches Sklavenschiff! Sein ahndungsvolles Erstaunen hierüber verwandelte sich bald in höchstes Schrecken, als Geschöpfe von ungewohnter Menschengestalt, mit langen gelblichen Haaren; von der Farbe des bösen Geistes; mit wildem Blick und mit einer Sprache, die auch nicht die mindeste Aehnlichkeit mit irgend einer von ihm bisher gehörten hatte, auf ihn zutraten, und ihn mit der gröbsten Scham- und Fühllosigkeit eines Fleischhändlers alle Glieder, im eigentlichen Sinne des Worts, durchtasteten. Diesen Zustand auszudrücken fehlen seiner Sprache die Worte; er glaubte fest in eine Welt fleischfressender Teufel gerathen zu seyn.

Auf das Schiff geschleppt, sah er viele ihm ähnliche Schwarze in Ketten, völlig stumm, den tiefsten Kummer oder die höchste Verzweiflung in allen Zügen; daneben kochte ein erstaunlich großer Fleischkessel, und ein mephitischer Geruch duftete ihm aus dem Innern des ungeheuren Wasserkerkers entgegen.

Zwar suchten ihn die Schwarzen, von welchen er

verkauft war, zu trösten, und ihm jene schwarzen Gedanken zu benehmen. Zu seiner Erquickung brachten sie ein Glas Brandewein. Allein diese vermeinte Labung, das Lebenswasser der Weißen, berührte kaum seine Lippen, so fühlte er sich gleichsam verbrannt, und schauderte nun sogar für die Nahrungsmittel dieser ihm durchaus neuen Zauberwelt.

Gleich darauf traten seine Landsleute ihre Rückfahrt nach der Küste an. Von allen bekannten Menschen und Dingen verlassen, war ihm jede Hofnung, sein Vaterland wieder zu sehen, verloren; und er fand sich in den Händen dieser unbekannten Wesen. Durch einen Strom von Thränen suchte die fast unter dem Kummer erliegende Natur sich zu erleichtern, als plötzlich eine Gräuelscene diese Linderung hemmte. Die Weißen hingen einen der Ihrigen selbst an einen Mast, peitschten ihn so unmenschlich, daß er unter den Hieben starb, und nun warfen sie völlig gefühllos den Leichnam über Bord zur Nahrung für die Haien.

Voll Entsetzen über diese durchaus unerhörte Gräuel, flehete G. Wasa den Tod an; versagte die ihm von den Weißen angebotene Speise. Dafür ward er sogleich über die Winde gelegt und auf das grausamste gegeißelt. Er versuchte seinen Tod in den Wellen zu suchen; allein es war ihm unmöglich, über die von Stricken auf dem Verdecke gezogene Gallerie zu springen; und er verging fast vor Wehmuth, da er acht Schwarze wegen eines ähnlichen, aber mißlungenen Unternehmens auf den Tod peitschen sahe.

In dieser verzweiflungsvollen Stimmung entdeckte

er endlich einige Schwarze, deren Sprache ihm verständlich war. Wer sind, fragte sie Wasa, diese weißen Ungeheuer? Woher kommen sie? Wohnen sie stets in solchen großen Höhlen auf dem Wasser? oder, wenn sie sonst noch ein Vaterland haben, warum verlassen sie es? Wie kommen sie zu uns? Sicher sind es boshafte Zauberer, die uns nur rauben, um uns zu fressen? Und wie könnten sie auch das große Haus ohne Zauberei bewegen und fortschaffen.

Nur einige dieser Fragen waren seine Landsleute im Stande zu beantworten; die Weißen kämen von einem weit entfernten Lande; dorthin brächten sie die gekauften Neger und hielten sie auf das härteste zum Landbau an. Jene Stricke und Segel setzten das Schiff in Bewegung, allein selbst dieß könne nicht ohne Zauberei geschehen.

Ein mit vollen Segeln ankommendes englisches Schiff bestärkte die Schwarzen noch mehr in diesem Wahn. Kaum sahen die Weißen ihres Schiffes jenes zweite Segel, so erhuben sie ein gräßliches Freudengeschrei. Das Fahrzeug näherte sich, ward dabei zur allgemeinen Bewunderung der unkundigen Neger mit jedem Augenblicke größer; und blieb, nachdem es den ihnen völlig unbegreiflichen Anker ausgeworfen hatte, auf einmal stehen! Freilich mußte hiedurch den Schwarzen der Gedanke von Zauber und völlig übernatürlichen Talenten verstärkt werden; denn schon der erfahrnere Karfa, der Retter von Mungo Park, rief bei aufmerksamer Betrachtung eines kleinen europäischen Fahrzeuges auf der Gambia mit einem unwillkührlichen

Seufzer: (*Fato fing inta feng*) wir Neger sind doch nichts!

Endlich hatte das Sklavenschiff unseres Wasa seine volle Ladung. Die armen Neger, mehrere Hundert an der Zahl, wurden gezwungen in die unteren Behältnisse hinab zu steigen. Ein scheußlicher, gestankvoller Abgrund! Jammernde, kranke, in Ketten geschmiedete Menschen, preßten, verwundeten sich bei jeder Bewegung in der düstern Höhle, und die durch die Enge des Raums mephitisch gewordene Atmosphäre machte das Athmen selbst zur Strafe. Das Angstgeschrei der Weiber, die Wuth der Verzweifelnden, das wilde Rufen der den Anker lichtenden und das Schiff in Bewegung setzenden Matrosen, über den Köpfen dieser Unglücklichen, dieß alles zusammen genommen verursachte, daß Wasa sofort athemlos zu Boden sank. Man zog ihn an die Luft; und sein erster Gedanke, nachdem er Besinnung genug hatte, den Gang des mirakulösen Gebäudes zu beobachten, war: „höchst ge„scheute, aber auch höchst boshafte Sa„tane müssen diese Blanken seyn! Ob diese Gefühle der Wahrheit entsprechen? Die Betrachtung eines Sklavenschiffes mag darüber entscheiden.

Die Größe der Sklavenschiffe ist, wie bei andern Schiffen, einander nicht gleich. Ein Schiff von 320 Tonnen der Broocks von Liverpool im Durchschnitt hielt 100 Fuß in der Länge, und die Breite am Deckbalken war 25. Der Aussage des Kap. Parrey zufolge hatte es an Bord gehabt: 321 Männer, 127

Weiber, 90 Knaben und 41 Mädchen, zusammen 609 Sklaven und 45 Matrosen. Ein anderes Schiff, der Gregson, gleichfalls von Liverpool, von 335 Tonnen, hatte gar 700 Sklaven in Bonny eingenommen, ob es gleich nur für 550 eingerichtet war.

Einem Schiffe von 320 Tonnen waren vom Parlamente nur 450 Personen zu führen zugestanden. Bei dieser Voraussetzung bekam jeder einzelne Mannssklave 6 Fuß Länge und 1 Fuß 4 Zoll Breite für seinen Raum; ein Weib 5 Fuß 10 Zoll, bei 1 Fuß 4 Zoll; und ein Knabe 5 Fuß, bei 1 Fuß 2 Zoll; ein kleines Mädchen aber 4 Fuß 6 Zoll, bei 1 Fuß Breite. Auf solche Weise war das Schiff so angefüllt, daß jeder nur genau neben einander liegen konnte; hatte aber doch noch Raum genug flach, auf dem Rücken, auf den nackten Brettern zu liegen.

Eine solche Eingeschränktheit ist sicher furchtbar; die Luft muß nothwendig höchst ansteckend werden in diesem von animalischen Substanzen unter dem heißen Klima so vollgepfropften Kasten. Allein wie wird dieß alles an Tödtlichkeit zunehmen, wenn man sich nun gar noch 159 Menschen dazwischen eingekeilt denkt! denn dieß ist hier der wahre Ausdruck, wo eben wegen dieser größern Zahl die unglücklichen Menschen gezwungen werden, neben einander auf der Seite zu liegen. Und wie viel gefährlicher wird dieser Zustand, wenn man weis, daß die Höhe der verschiedenen Verdecke (Etagen oder Böden) oft nur etwas über $2\frac{1}{2}$ Fuß beträgt, so daß der Mensch nicht einmal aufrecht darin sitzen kann.

Auf dem Gregson ward es bei der noch unbilli-

gern Anzahl der Sklaven sogar nothwendig, sie in verschiedenen Abtheilungen des Schiffes wirklich auf einander liegen zu lassen!

Wenn von 146 Menschen (Engländern), welche der unmenschliche Nabob, Serajal Dowlah in das enge Gefängniß von Calcuta, die schwarze Höhle genannt, einsperren ließ, binnen 24 Stunden 123 durch die tödtliche Atmosphäre umkamen, so hatte freilich dort jeder einzelne Mann nur einen Raum von 18 Zollen in der Länge und eben so viel in der Breite. Allein man bedenke wohl, daß ein Gefängniß nie so niedrig ist, als die Abtheilungen eines Sklavenschiffes, welche oft nur 2 Fuß 7 Zoll hoch sind, dahingegen die Engländer in dem Gefängniß mehr Höhe hatten, als nöthig war, aufrecht zu stehen; daß ferner das einzige unterste Deck (oder Verdeck) 292 Menschen, ja nach jenem Zusatz von 159 Sklaven wenigstens über 330 enthält; daß endlich in diesem Raum zugleich die Ausleerungsgeschirre Tage lang unausgeleert stehen. Hiernach frage man, wie viel die Atmosphäre, welche die unglücklichen Neger gleichfalls unter dem heißesten Klima einathmen, bei einem mehrere Tage hindurch dauernden Sturm, wo der frischen Luft alle Oeffnungen versperret sind, von jener der Todeshöhle, in welcher sich stets noch zwei, wenn gleich nur kleine Oeffnungen befanden, verschieden seyn mag?

Der Vergleich wird aber noch zutreffender durch folgende Betrachtung.

Die Sklaven werden auf den Schiffen größtentheils zweimal des Tages, Morgens und Nachmittags um 4

Uhr, mit einem Brei genährt, der aus gekochten Saubohnen oder Reis besteht, wozu man zu Zeiten Yams (Arum esculentum) und Maiz mischet. Man nennt ihn Dab-a-Dab und giebt oftmals eine Sauce, Slabber-Sauce genannt, von Palmöl, Wasser und Pfeffer, auch wohl etwas Fleischbrühe dazu.

Diese dem Neger ungewohnte Kost, der in seinem Vaterlande von frischen Früchten, Wurzeln und Fischen lebt, verursacht häufige Krankheiten. Das gewöhnliche Maß Wasser beträgt nur $\frac{1}{4}$ Maß bei jeder Mahlzeit. Auf der Reise verdirbt das Getränk leicht, und bei längerer Fahrt entzieht man ihnen sogar einen Theil der Portion.

So reißen denn unter dem heißesten Himmel, bei der tiefsten Schwermuth über ihr trauriges Schicksal, Krankheiten aller Art, besonders Ruhr, Scharbock, Gallenfieber, Wahnsinn, unter diesen Unglücklichen ein; oftmals gesellen sich sogar die Kindernblattern dazu.

Zwar werden bei gutem Wetter ihre Lagerstätte gelüftet und gereinigt. Sie selbst führt man sodann auf das Verdeck, und läßt sie nicht bloß darauf umhergehen, sondern man nöthigt sie darauf zu springen, und zwingt diejenigen, welche aus Schwäche oder Traurigkeit dazu wenig geneigt sind, durch Peitschenhiebe zum Tanz.

Hat sich indeß einmal die Infektion gezeigt, und wie leicht, ja wie fast unvermeidlich muß dieß bei solcher Lage der Fall werden? tritt hiebei gar regnigtes und stürmisches Wetter ein, wodurch es nothwendig wird, die Stückpforten und das Rösterwerk (Luftlöcher)

zu verschließen, was für einen Anblick kann sodann ein solcher Kerker gewähren?

Die Schiffswundärzte Faulconbridge, Wilson, Trotter, Claxton u. a. geben Schauder erregende Nachrichten davon *).

Die Hitze ist alsdann so groß, daß der Wundarzt nur völlig nackt darin einige Minuten dauern kann. Dennoch war diese noch das mindeste Uebel. Der Boden war auf das scheußlichste mit dem den Kranken abgegangenen Blut und Schleim bedeckt, glich einem Schlachthause. Der pestilenzialische Geruch warf eine große Zahl der unglücklichen, noch nicht inficirten Neger in Asphyxie; Männer, welche Abends völlig gesund in das untere Verdeck hinabstiegen, zog man Morgens als Leichen hervor; und selbst der gesunde Wundarzt büßte beinahe sein Leben dabei ein.

Eine grausenvolle Scene gewährt sodann die Sklavenkammer. Auf dem scheußlich gefärbten Boden schleppen sich die aneinander Gefesselten gewaltsam zu den Ausleerungsgefäßen hin; die durch ihre Eisen Verwundeten schreien; die Wahnsinnigen toben; die stiller Leidenden winseln; die Sterbenden röcheln, und die diesen Angeschmiedeten macht der cadaveröse Geruch ihres verscheidenden Mitbruders sinnlos!

---

*) Die hier beigebrachten Nachrichten den Sklavenhandel betreffend, sind größtentheils genommen aus den Report's of the Lords of the Committee of Council appointed for the Consideration of all matters relating to Trade and foreign Plantations. London 1790. 2 B. Folio. Man hat auch einen Auszug davon in kl. 8. Ich habe den Verhören solcher Schiffskapitaine in den Sitzungen wegen des Sklavenhandels mehrmalen beigewohnt.

Ist es in dieser Lage der Dinge noch zu verwundern, wenn von 490 Negern 180 oder von 895 gar 356 auf der Reise verloren gehen? Bei den Kinderblattern holt man zu Zeiten 10 Leichen in einem Tage aus dem untern Deck hervor! Auch hatte hiedurch ein Sklavenschiff, Kapt. Whiters Zeugniß zufolge, weit über die Hälfte seiner Sklaven, nämlich 360 Menschen, auf einer Reise verloren.

Schrecklich ist der Zustand der Sklavenschiffe, wenn sie von einer Windstille überfallen werden oder ihnen auch wegen Ueberladung die Lebensmittel ausgehen; oder wenn sie durch einen unglücklichen Zufall auf eine Sandbank getrieben werden.

Nach der Aussage des Engländers H. Roß, stieß ein Sklavenschiff mit 400 Negern gegen die Nacht auf eine Sandbank, genannt die Morant Keys, 11 Seemeilen von Jamaica. Die Officiere und Matrosen landeten in einem Boote auf einer der kleinen sandigen Inseln der Bank, sie hatten Waffen und Provision mit sich genommen. Am andern Morgen bemerkte man, daß die Neger Mittel gefunden hatten, sich ihrer Eisen zu entledigen, und sich nun Flöße baueten, worauf sie die Weiber und Kinder setzten, während daß die Männer, welche zu schwimmen verstanden, die Flöße gegen eben die Insel hintrieben, worauf die Matrosen sich befanden. Nicht ohne Grund fürchteten letztere, daß die vielen hundert Neger ihnen die wenigen Lebensmittel gar bald aufzehren würden. Sie beschlossen daher, um ihr eignes Leben zu retten, die Neger beim Anlanden zu erschießen und niederzustoßen. Auf die Weise tödteten

sie wirklich zwischen drei bis vierhundert derselben; nur 34 wurden am Leben erhalten, und nachmals nach Kingston auf Jamaica verkauft!

Ein anderes Schiff, welches 900 Neger am Bord hatte, ward von einer Windstille überfallen. Bei der schnellen Abnahme der Lebensmittel zitterte man vor dem Hungertode. In dieser Noth band man zuerst die schwächlichsten Neger, je zwei und zwei, aneinander, und warf sie ins Meer; die Zahl der hiezu Ausgewählten stieg aber endlich so hoch, daß nur Ein Hundert Neger erhalten und nach Westindien zum Verkauf gebracht wurde.

Der Kap. Collingwood ging 1781 von Afrika mit 440 Negern und 17 Matrosen ab. Eine ansteckende Krankheit entriß ihm binnen kurzen 60 Neger. Der Verlust für die Schiffseigenthümer ließ ihn zu ihrer Schadloshaltung folgendes entsetzliche Mittel ersinnen. Er bewies den Schiffsofficieren, daß, wenn die Neger aus Nothwendigkeit zur Rettung des Schiffs keines natürlichen Todes stürben, so fiele der Schaden den Assecuranten, nicht aber den Eigenthümern zur Last; indem die Sklaven völlig als anderes Kaufmannsgut angesehen und verassecurirt werden. Den Vorwand zu seiner schrecklichen That wollte er aus dem Mangel an Trinkwasser herleiten. Und hierauf ließ er, obgleich fast keinem der Uebrigen die Nothwendigkeit hievon deutlich schien, und obgleich darauf ein starker Regen fiel, 132 der kränklichsten Neger lebendig ins Meer werfen. Diesen folgten bald mehrere nach; ja 10, denen das Leben ohnehin gehässig war, sprangen freiwillig

über Bord. Als das Schiff auf Jamaica landete, kam es zu einem Proceß zwischen den Eigenthümern und den Assekurateurs; hiebei war aber von dem grausamen Kapitain nicht weiter die Rede!

Endlich verdient folgendes durch den Engländer Fentum bekräftigte Ereigniß hier einer Erwähnung. Ein Sklavenschiff hatte gegen 500 Neger eingehandelt und lag $1\frac{1}{2}$ Meile von der Küste auf der Rhede, unweit des Forts Acra, zur Abfahrt fertig. An einem schönen Tage waren viele Neger auf das Verdeck gebracht, um der frischen Luft zu genießen. Die Weiber und Kinder gingen frei umher, aber die Männer waren wie gewöhnlich zwei und zwei an den Füßen zusammen gefesselt, und überdieß noch durch zwei lange Ketten alle mit einander zusammen verbunden. Ein Matrose zapfte in der dunkeln Proviantkammer bei der Lampe Brandewein; das Faß bekam plötzlich einen Riß, der hervorspringende Korngeist fing Feuer. Binnen 10 Minuten verbreitete es sich mit solcher Heftigkeit, daß die Matrosen verzweifelten, es eher löschen zu können, bevor es die Pulverkammer ergriff. In dieser allgemeinen Noth sprang fast jeder ins Meer. Freilich suchte man zuvor jene beiden gemeinschaftlichen Ketten der Neger aufzuschließen; in der Verwirrung suchte man den Schlüssel aber vergebens. Nur eine einzige derselben war man noch vermögend zu öffnen, da schon das Feuer die Pulverkammer erreichte. Jeder, der es vermochte, war bereits über Bord gesprungen, als das Schiff in die Luft flog und mit ihm die unglücklichen noch angeketteten Neger. Portugiesische Fahrzeuge,

welche in der Nähe lagen, sandten sofort ihre Böte zu Hülfe; sie fischten 250 der noch lebenden, aber zerschmetterten Neger wiederum auf. Funfzig starben indeß auch hievon, denn die Fußeisen hatten ihnen beim Auffliegen die Beine gebrochen, und die Hitze des Klimas zog ihnen den kalten Brand zu. Nur 200 Neger wurden erhalten und an andere Sklavenhändler verkauft.

Auf jene zuvor angezeigte Unglücksfälle bereitet sich, so viel mir bekannt ist, keine Nation mit so schauderer-regender Vorsicht, als die Franzosen.

Zwei französische Kapitaine von Sklavenschiffen und ein Kaufmann dieser Nation auf Goree, gestanden dem redlichen Wadstroem, daß die französischen Sklavenschiffe Gift bei sich führen, um in Nothfällen die Neger dadurch hinzurichten. Auf die Weise habe der Kap. le Loup bei einer sehr langen Fahrt, auf welcher die Lebensmittel nicht mehr hinreichten, sich der Neger entledigt. Von 500 blieben nur 20 bei der Ankunft auf St. Domingo!

Natürliche Folgen dieser schrecklichen Behandlung der Neger sind denn, ihre Versuche sich selbst das Leben zu nehmen, oder durch einen allgemeinen Aufstand ihr Schicksal zu ändern.

Die Männer, wie schon zuvor bemerkt worden, suchen bei vielen Gelegenheiten sich ins Meer zu stürzen. Man sahe mehrere derselben, welche, da sie den Böten, wodurch sie wieder aufgefischt werden sollten, glücklich entgangen waren, den Kopf und die Arme triumphirend über das Wasser empor hoben und dann mit froher Miene unterfanken. Selbst die Weiber, besonders wenn ihnen

die Kapitaine ihre Kinder, als lästige Bürde bei der Fahrt, entreißen, wählen diese Todesart. Andere enthalten sich durchaus aller Nahrung. Wenn ihnen auch ihre Henker selbst die Zähne aufbrechen, oder sie durch die Daumschraube oder durch vorgehaltene glühende Kohlen zum Essen zwingen, so verschlingen sie es dennoch oftmals nicht, und schwinden dann langsam durch Hunger hinweg.

Fürchterlich ist der Zustand der Matrosen eines Sklavenschiffes, auf welchem ein Aufstand der Neger zum Ausbruch kommt. Außer der Vorsicht, die Männer zusammen zu fesseln, hat das Sklavenschiff in der Mitte des Verdecks eine hohe Scheidewand, die Schanze genannt. Obgleich von Holz, ist sie stark genug, oben kleine, stets geladene, Kanonen tragen zu können. An der Seite der Schanze, auf welcher sich die männlichen Sklaven befinden, ist sie sehr glatt und ohne sichtbare Fugen, damit jene nicht im Stande seyn mögen, sie zu erklettern; auch ist stets eine eigene Wache daneben.

Dessen ungeachtet wagten es 1785 die Sklaven auf einem holländischen Schiffe, an dem Tage ihrer Abfahrt nach Westindien gegen die Weißen zu rebelliren. Sie waren glücklich genug, sich ihrer Eisen zu entledigen; übermannten bald die Mannschaft und machten sie alle nieder, einen einzigen kleinen Schiffsjungen ausgenommen, welcher sich in dem Mastkorbe zu verbergen gewußt hatte. Indeß hatten die Weißen gleich zu Anfange des Aufstandes Zeit gehabt, Nothschüsse zu thun, und eine große Anzahl Böte mit bewaffneten freien Schwarzen eilte dem Schiffsvolke zu Hülfe. Die Re-

bellen fühlten sich hiedurch übermannet. Sie legten aus Verzweiflung, um einer abermaligen Sklaverei zu entgehen, Feuer an die Pulverkammer. Das Schiff flog auf; mehr als 500 Neger kamen um; nur einige 30, nebst jenem Schiffsjungen, wurden von den freien Negern aufgefischt und erhalten.

Der würdige Isert ward beinahe selbst ein Schlachtopfer einer solchen Meuterei. Sie brach auf seinem Schiffe wenige Tage nach dem Absegeln von Afrika aus, und da die Neger ihn für den Herrn der Ladung hielten, fielen die Männer der Goldküste, die sogenannten Coreantins, welche gewöhnlich die größte Kraft und Wildheit zeigen, auf ein abgeredetes Kriegsgeschrei über ihn her; schlugen ihn mit den Handeisen zu Boden; zerschnitten ihm das Gesicht, ja selbst die Pulsader der rechten Schläfe, und nur ein Schuß von der Schanze rettete ihn, indem der Neger, welcher ihn hinrichten wollte, dadurch zu Boden stürzte. Endlich wurden die Dänen Meister der Rebellen. Viele derselben sprangen ins Meer und rissen ihre angefesselten Neger mit sich fort. Hievon ließen sich viele retten, andere aber zogen oft ihren Mitmann unter heftigem Widerstreben in den Grund.

So häufige und so vielartige Scenen des Elends, des Schreckens und der Herabwürdigung des Menschen, äussern dann nur zu sehr ihre traurigen Wirkungen an dem Charakter der Mannschaft des europäischen Sklavenschiffes.

Der Seemann überhaupt von tieferm Ernste und weniger eindruckfähig für die Abwechselungen der Ereig-

nisse des menschlichen Lebens, als der Landbewohner. Die Einförmigkeit seines Daseyns, und die stete Anstrengung isolirt ihn, macht ihn weniger theilnehmend. Unablässig über dem offenen Schlunde des Todes, den rauhesten Wettern und den grellesten Abwechselungen der Temperatur ausgesetzt, härtet sich in ihm leicht jede Art der Gefühle ab; und er bietet, selbst wenn er im Sturme beim Zusammenrollen der von Kälte starrenden oder vom Regen durchwässerten Segel, bald gegen das Meer, bald gegen den Himmel geschleudert wird, mit eiserner Gleichgültigkeit seinem furchtbaren Schicksale die Stirn. Selbst der freie Britte erträgt daher auf dem Meere mit finsterer Ruhe, die dort nothwendige harte Disciplin.

Muß sich jetzt nicht bei dem Seemann eines Sklavenschiffes, durch jene neue Arten täglich vorkommender Schrecklichkeiten, gleichsam eine Schwiele über die Nerven erzeugen und ihm den Rest des Gefühls völlig abstumpfen?

Daher dann die unmenschliche Behandlung, wodurch sich viele derselben sowohl gegen die Sklaven, als auch selbst gegen ihre eigene weißen Mitbrüder so unerhört versündigen.

Die häufigen Mißhandlungen der Negerinnen auf den Sklavenschiffen waren dem Gustav Wasa, wie auch unsern gutgesinnten Engländern, häufig ein Gräuel. Auch behandelten, dem Wundarzte Claxton zufolge, die Matrosen sogar die an der Ruhr kranken Neger, welche auf das Verdeck zur Erfrischung gebracht waren, und dieses unwillkürlich verunreinigten, so wie gleichfalls die schwangern Weiber, mit der rohesten Härte.

Diese wird ihnen dagegen von mehreren ihrer Schiffskapitaine nur zu häufig mit schrecklichen Zinsen wieder zurück gezahlt.

Schon die Unreinlichkeit, und die mindere Fürsorge für gute und hinreichende Lebensmittel, läßt häufigere Krankheiten, als auf andern Schiffen hervorbrechen; und die unbillige Anstrengung der Mannschaft in dem gefährlichen Klima vermehrt sie. Keine Arbeit, kein Brod, antwortete ein Schiffskapitain einem sehr kranken, dürftigen Matrosen, der um die ihm vorenthaltene Kost flehete.

Daneben werden die unbedeutendsten Versehen mit der neunriemigen Geißel (Cat of nine tails) bestraft. Morley sahe einen Schiffsjungen wegen eines zerbrochenen Trinkglases, mit Rollen an den Armen in die Höhe getrillt, und so schwebend auf das blutigste zerhauen. Bei schwereren Vergehungen giebt der Schuldige oftmals den Geist unter den Geißeln anf. Ja, einer dieser Kapitaine zog auf dem Rücken eines so zerhauenen Matrosen Furchen mit einem glühenden Eisen, und goß heißes Pech in die Wunden!

Ein ausgeschlagenes Auge, oder ein Stoß, der auf lebenslang den Menschen verkrüppelt, sind nicht selten. Selbst Krankheit schützt gegen die gefühllose Wütriche nicht. So führte ein Kapitain ein eigenes ungewöhnlich starkes Tau, um einem unglücklichen, ihm gehässigen Matrosen, der durch einen Geschwulst über den ganzen Leib gegen Schläge fühlloser geworden war, die Strafe fühlbarer zu machen. Der Kranke gab unter der Hand des Unmenschen den Geist auf.

Oftmals entspringen deshalb die Matrosen ihren eigenen Schiffen. Man sahe sie sich mitten unter die gefräßigen Haien ins Meer stürzen, um nur zu königlichen Kriegsschiffen oder andern mit todten Waaren handelnden Fahrzeugen zu flüchten.

Dieser widrige Zustand bringt unter der Mannschaft der Sklavenschiffe eine weit größere Sterblichkeit, als unter den Matrosen unserer übrigen Fahrzenge, zuwege.

Clarkson beweiset, daß von 910 Matrosen der Sklavenschiffe von Bristol 200 Mann verloren gingen, da von einer gleichen Anzahl auf ostindischen Schiffen nur 37; auf westindischen nur 21; im Handel nach Rußland und Neuland (Terre neuve) nur 10, und im grönländischen sogar nur 9 umkamen. Ja er zeigt sogar, daß unter 10 Holzschiffen, welche nach eben derselben Küste von Afrika Handel trieben, einige keinen einzigen Mann verloren; alle 10 aber zusammen von 164 Matrosen nur 20. Also war die Sterblichkeit auf den Sklavenschiffen nach eben derselben Küste fast das Gedoppelte! Von königlichen Schiffen, welche gleichfalls an derselben Küste stationirt waren, starben aber von 1300 Mann nur 10; also von 130 nur 1; die Sterblichkeit auf den Sklavenschiffen war mithin gar über 28mal so groß!

Wie unbedeutend, ja kaum merklich die großen Weltumsegler in mehreren Jahren von den Ihrigen verloren, zeigte die Einleitung.

So ist also der Negerhandel das Verderben der Schwarzen und selbst der Weißen. Wie ungeheuer der

Verlust für Afrika ist, lehrt folgende Uebersicht; sie ist nach sehr billigen Annahmen berechnet.

Wenn die Listen der in die westindischen Kolonien öffentlich eingeführten Neger diese zu einer mittleren Zahl von 100000 angeben, so darf man, den vorhergegangenen Bestimmungen der gesammten Masse der dortigen Neger zufolge, die heimlich eingeführten auf 20 bis 25000 rechnen. Diese Zahl ist nämlich der im Durchschnitt zu 5 prC. gerechnete Zuschuß, den die große Sterblichkeit der drittehalb Millionen Neger in den Colonien erfordert, da doch mehrere Colonien einen weit größern Verlust erleiden.

Werden wirklich 125000 Neger überhaupt eingeführt, wie viel größer muß die Zahl der Ausgeführten, also der Verlust für Afrika seyn, wenn man an die zuvor angezeigte Sterblichkeit auf den Reisen zum Transport zurück denkt!

Nicht genug. Setzte man überhaupt nur 135000 aus Afrika ausgeführter Neger, so daß nur 10000 als beim Transport umgekommen angenommen würden, wie viel Menschen, wie viel Blut und Verheerung haben diese 135000 nicht gekostet, bevor sie das Eigenthum der (Slatihs) Verkäufer wurden?

Alle Nachrichten treffen darin überein, daß bei jenen großen und kleinen Raub-Kriegen, eine bei weitem größere Zahl Schwarzer entweder sofort umkommt, oder doch verkrüppelt und für die Societät unbrauchbar gemacht wird. Oftmals brachten die von den Negerfürsten zum Menschenraub Ausgesendeten nur einen einzigen Gefangnen, der zum Verkauf tüchtig war; getödtet

und verwundet waren aber deshalb sehr viele. Die ganze Neger-Stadt Sestro, von mehreren hundert Häusern, deren Einwohner, den europäischen Sklavenhändlern zu Gunsten, ihre friedlichen Nachbarn überfallen hatten, um Sklaven zu machen, ward ein Raub der Flamme; denn letztere hatten die sie angreifenden Räuber geschlagen, und ihre Stadt niedergebrannt. Hunderte kamen dabei von beiden Partheien um, aber kein Gefangener ward damals den Europäern zu Theil.

Es wäre daher auf keine Weise unbillig, für jene 135000 wirklich ausgeführter zum allermindesten eben so viel deshalb umgekommener Neger zu rechnen. Indeß sind außer jener Hauptmethode, Sklaven zu erhalten, nämlich, außer dem Kriege, dennoch mehrere Tausende sicher durch die übrigen vorhin erwähnten Gelegenheiten um ihre Freiheit gebracht. Ich nehme daher die Zahl der Umgekommenen nur zu 120000 an.

Nach diesen Voraussetzungen, welche die meisten Widersacher des Sklavenhandels um ein Beträchtliches zu geringe finden werden, wäre der jährliche Verlust, den Afrika durch den Colonialhandel leidet, 255000 Menschen.

Die Zahl der nach Marocco, Tripoli, Tunis, Algier, ferner in die ganze Türkei und Persien verkauften Neger, geringe angeschlagen, beträgt wenigstens 5 bis 6000, und hiedurch der Totalverlust jener oben zu Guinea gerechneten Sklaven liefernder Länder 261000, oder 260000.

Mag die große Epoche, seit welcher dieser scheußliche Handel sein Maximum erreicht hat, nur zu 90 Jahr

genommen werden; der Verlust darin steigt dennoch bereits auf 23,400000, hiezu die vorhergehenden 100 Jahre nur zu 150000 Menschen gerechnet, gäbe noch 15 Millionen, also überhaupt 38,400000. Dennoch kann man mit Recht für den früheren Zeitraum von 40 bis 50 Jahren mehrere Millionen rechnen; wodurch die ganze Summe 40 Millionen ansehnlich überträfe.

Verlöre Europa noch außer dem, was es durch durch die gewöhnliche Sterblichkeit verliert, jährlich 250 tausend gesunder Menschen, und dauerte dabei dieser Verlust hindurch, wie würde es sodann um unsere Bevölkerung stehen? Dennoch ist die Ländermasse, woraus die mehrsten Sklaven entführt werden, unserm Welttheile an Größe nur wenig überlegen.

Freilich sind die guineischen Küsten schon sichtlich an Einwohnern dünner, als vor einem Jahrhunderte. Alte Neger klagten laut über diese Abnahme an der Goldküste. „Wir haben, sagten sie, in unserer Jugend „viele tausend Familien um uns her an der See wohnend gekannt, und jetzo kann man daselbst nicht hundert einzelne Menschen zählen.“

Das Ganze ist dennoch nicht verarmt; und dieser kaum begreifliche Reichthum an Menschen liegt in dem Klima, und in der daraus selbst entspringenden bürgerlichen und häuslichen Einrichtung des Negers.

Die Fruchtbarkeit des Menschen ist hier der seines Bodens gleich. Smith und Bosman bezeugten, es gäbe Väter von 200 lebenden Kindern. Bei den vielen Frauen würden einem einzigen Vater zuweilen sechs Kinder an ein und demselben Tage geboren. Als

Bosman einen Neger der Goldküste fragte, wie viel Kinder er habe, antwortete er seufzend, „jetzt „nur noch siebenzig, denn eben so viele habe ich be„graben.“ Der König, welcher diese Unterredung mit anhörte, erzählte darauf, daß einer seiner Unterkönige, mit Hülfe seiner Söhne, Enkel und deren Sklaven, eine Armee von 2000 Mann ins Feld gestellt, und hiemit den Feind geschlagen habe. Bei dieser Anzahl seyen die Töchter nicht gerechnet, auch wären zuvor schon viele Kinder gestorben.

Diesen Reichthum von Kindern schreiben alle Reisende der Vielheit der Ehen, und dabei der Vielweiberei zu.

Es bleibt höchst merkwürdig, daß man gleichfalls nur selten Neger von männlichen Jahren unbeweibt sieht. Die Zahl der weiblichen Geburten muß daher in einem Lande sehr viel größer seyn, als die männlichen, wo die Fürsten 3 bis 4000, die Großen oder Reichen 300 bis 1000, und der nicht gänzlich arme Neger wenigstens von 2 bis 10 Frauen hat. Daß dieses nicht alle mit einander gesetzmäßige Frauen, sondern nur Beischläferinnen sind, macht hier keinen Unterschied, denn letztere bleiben deshalb nicht minder den übrigen Männern entzogen.

Zwar scheinen den gültigsten Zeugen zufolge, die Länder der drei Küsten, welche wegen des Handels und wegen der Stärke der dortigen Neger am berühmtesten sind, nebst dem daneben liegenden Benin, und seinen Binnenländern, sich hierin besonders auszuzeichnen; die Sklaven werden dort, nach den ältern und neuesten

Nachrichten, nicht vom Heirathen zurück gehalten. Indeß ist die Vielweiberei am Senegal und an der Gambia gleichfalls groß und allgemein. Nach der Behauptung einiger Reisenden sollen die Weiber nicht besonders fruchtbar seyn. In andern Reichen aber, z. B. in Benin, ist die Zwillingsgeburt nicht ungewöhnlich. Sonderbar genug werden in verschiedenen Theilen dieses Königreichs, Zwillinge für etwas sehr glückliches gehalten; in einigen Städten desselben hingegen, z. B. zu Arebo, sieht man auf sie mit solchem Abscheu, daß die Kinder sogleich umgebracht, oder den wilden Thieren Preis gegeben werden.

Stedman bezeugt gleichfalls die Fruchtbarkeit der Negerinnen. Er kannte auf der Plantage in Surinam, die Esperanza genannt, eine Negerin, welche in drei Kindbetten neun Kinder gebahr. Im ersten vier, im zweiten zwei, und im dritten drei.

Es würde kurzsichtig seyn, wenn man das Uebermaß der Weiber aus der weit größern Anzahl der ins Ausland geführten männlichen Sklaven herleiten wollte. Wenn sich unter drittehalb hunderttausend Menschen, welche ausgeführt werden, nur ein Sechstel weiblicher Sklaven befinden, so kann dieß gegen die große Volksmenge von Afrika in keinen Betracht kommen. Viel eher darf man behaupten, daß die Polygamie selbst dieses Uebergewicht der weiblichen Geburten hervorbringe. Die Schwächung der Männer durch die Polygamie mag wahrscheinlich hieran Antheil haben.

Der Reichthum an Menschen in Afrika würde uns Europäern indeß etwas minder auffallend seyn, wenn

man hiebei darauf Rücksicht nähme, daß viele, bei uns wichtige, Hindernisse der Ehen dort gänzlich hinwegfallen. Keine Klöster versagen dort mehreren hundert Tausenden eine der Hauptbestimmung des Menschen. Keine große stehende Heere, in welchen die eingeschränkte Lage gegen zwei Millionen den Ehestand erschweret, wo nicht gar entziehet. Dort hat selbst unter den Großen die verfeinerte Unmäßigkeit und Schwelgerei kaum festen Fuß gefaßt; und das Heer der Krankheiten, welches ihnen in Europa folget, ist dem Neger unbekannt; seine einfache Lebensart erhält ihn gesund. Auch ist der Luxus noch nicht vermögend, die Heirathen zu beeinträchtigen. Endlich macht das Klima die dem Europäer so hart aufgelegte Strafe der Vergehung in der Liebe, dem Afrikaner leicht; denn diese Krankheit ist dort milder.

Zu diesen der Bevölkerung so günstigen Vorzügen des Negers setze man nun jene Leichtigkeit, sich und die Seinigen zu erhalten; jene saftvollen, stets reifen, stets zu Gebote stehenden Nahrungsmittel, und jene Allgewalt der dortigen Produktionskraft der Natur zu jeder Jahrszeit.

Das physische Klima dieses Welttheils macht es daher begreiflich, wie Afrika, aller Ausleerung ungeachtet, bis jetzt die unerschöpfliche Vorrathskammer von Menschen geblieben ist. Eben daher ließe sich auch leicht darthun, wie schädlich die Polygamie in jedem Klima wird, welches dem afrikanischen entgegengesetzt oder nur von ihm sehr abweichend ist.

Was für einen schrecklichen Misbrauch der infernale

Geist des Wuchers mit dem edelsten Produkte der Natur, mit dem Menschen, seit Jahrhunderten treibt, davon hat die erste Hälfte der Auseinandersetzung des Sklavenhandels nur ein zu trauriges Zeugniß abgelegt. Möchte sie einem jeden die Abscheulichkeit dieses Geistes in ihrer ganzen Größe darstellen.

Wenn der rechtschaffene fleißige Kaufmann einen sehr bedeutenden Platz unter den schätzbaren Menschenklassen einnimmt, so gehört dagegen der eigentliche Wucherer unter die verworfensten Geschöpfe, höchstens steht der blut-raub-und ehrgierige Eroberer noch eine Stufe niedriger.

In Bengalen schließt er den Reis ein, und 30000 harmlose Indier sterben binnen wenigen Wochen vor Hunger; in Europa berechnet er mit steinerner Gefühllosigkeit das durch ihn verursachte Steigen des Getreides, und nimmt dafür den letzten bethränten Heller des Landmanns ruhig an, dessen Schweiß seine eigene Speicher füllete; in Afrika stiehlt er gar das ihn anlächelnde Kind seines friedlichen Nachbarn, um es auf ewig den unmenschlichen Sklavenhändlern zu vertrödeln! Welch ein Ungeheuer ist nicht dieser Geist des Wuchers! Alle Gefühle zerknicket er. Schamlos hintergeht er seinen Busenfreund; den Säugling reißt er von dem vollen Busen der Mutter; Verwandtschaft, Würde, Talente, Religion, nichts ist ihm heilig; er hohnlacht über Edelsinn und Menschenliebe; nur allein vor dem schon angefressenen Pfennig beugt er das Knie! Diesen in Gold zu verwandeln, läßt der Fleischhändler den unschuldigen Neger unter der Peitsche umkommen, und

gießt geschmolzenes Pech in die Wunden des zerhauenen Matrosen!

Doch wir wenden uns von diesen Scenen hinweg. Die Behandlung des verkauften Negers nach seiner Landung in den Colonien, so wie die Resultate für oder wider die Abschaffung des Sklavenhandels, bleibe bis auf Westindien verschoben; ein den Menschen erhebendes Unternehmen, eine edle That heitere jetzt unser getrübtes Auge wiederum auf.

Herr Granville Sharp, ein Mann von den edelsten, wärmsten Gefühlen für die Rechte der Menschheit, hatte sich eines unglücklichen kranken Negerknabens, Sommerset genannt, in London angenommen, ließ ihn kuriren und pflegen, als plötzlich ein Kapitain eines Sklavenschiffes sich desselben unter dem Vorwande bemächtigte, er sey vormals sein Sklave gewesen. Hierüber erwachte in dem Wohlthäter des Negers das Gefühl des Mitleids so lebhaft, daß der edle Mann, nur allein um den unglücklichen Knaben zu retten, sich des mühsamen Studiums der englischen Rechte unterzog, die Freiheit des Negers öffentlich vertheidigte, und sie zuletzt gegen angesehene Rechtslehrer, als einen Lohn seines Edelmuths und seiner Ausdauer, siegreich davon trug.

Dieser Sieg ward aber noch herrlicher gekrönt. Der Gerichtshof der königlichen Bank (Kings bench) erklärte gleich nach dem von Gr. Sharp gewonnenen Proceß (1771) „daß jede Person, so wie „sie in Großbritannien ans Land tritt, frei ist, wie alle „übrige englische Bürger.“

Dieß war der erste Impuls, wodurch nun das erhabnere Unternehmen Englands, den Sklavenhandel zu stürzen, Leben und Thätigkeit erhielt.

Hunderte von unglücklichen Negern bettelten seit der Beendigung des amerikanischen Krieges abgedankt und brodlos auf allen Gassen von London. Gr. Sharp hatte seit jenem ersten Schritte, zu Gunsten der Neger, auf diese Unglücklichen sein besonderes Augenmerk gerichtet. Er war längst im Einverständniß mit den menschenfreundlichen Quäkern von Amerika, welche für die Freilassung der Neger arbeiteten, und glaubte in diesen Freinegern Englands ein treffliches Mittel zur Ausführung jenes Vorhabens zu finden. Mit ihm vereinigten sich bald mehrere Männer hiezu, welche von gleich edlen Gefühlen belebt wurden. Wilberforce, Thornton, Clarkson, Young, Middleton u. a. errichteten zur Bearbeitung ihres Plans auf einem Kaffeehause einen eignen Club, in welchem jeder Schiffskapitain, der von dem Negerhandel Aufschluß geben wollte, gut aufgenommen wurde. Verschiedene Schweden, Männer von hohem Gefühl für die Menschheit und bedeutenden Kenntnissen in der Naturgeschichte, Wadstroem an ihrer Spitze, machten zu dem Endzwecke eigene Untersuchungsreisen nach Afrika. Letztere brachten nun eine Unterzeichnung zu Stande, zur Errichtung eines Asyls jener darbenden Neger in ihrem eigenen Vaterlande.

Zwischen den bedeutenden Strömen, dem Sherbro und der Sierra Leona, liegt das höchste Land auf der ganzen Strecke vom grünen Vorgebirge

bis zu dem eigentlichen Guinea. Mehrere kleine Gewässer ergießen sich in Caskaden von seinen Anhöhen herab, und diese bedeckt ein ewiges Grün. Die erhabene Lage unter der heißen Zone (8–9 Gr. der Breite) bei der treflichen Bewässerung, hatte schon ältere Seefahrer auf die Gesundheit dieses Theils der Küste aufmerksam gemacht, und diese ist von den Neueren bestätiget.

Der große Strom, welcher an der Mündung zwei Seemeilen breit ist, bietet zu jeder Jahrszeit den Schiffen sichere Ankerplätze dar. Die Fülle sowohl des Pflanzen- als des Thierreichs, womit uns der Schwede Afzelius bestimmter bekannt gemacht hat, ist unerschöpflich. Sogar die Gewürze Ostindiens will Wadstroem hier vorgefunden haben. Dabei gedeihet alles Hausvieh; die tiefer liegenden Waldungen bergen Heerden vielartiger Gazellen und Affen, unter welchen besonders der große Mandrill und der dem Menschen so nahe tretende Troglodyt bemerkt zu werden verdienen.

Aber freilich leben hier auch Löwen, Panther, Hyänen, Zibetkatzen und räuberische Wieselarten.

Der mächtige Trieb der Vegetation treibt das Guinea-Gras bis zu der Höhe von mehr als zehn Fuß. Es bildet unabsehliche Wiesen (Savannen) oder vielmehr Graswälder, und diese dienen zum Aufenthalt ganzer Heerden von Büffeln, Elephanten, großer Antelopen, wilder Eber (Engalla) wie auch besonders der ungeheuren Riesenschlange, und ihr ähnlicher, schädlicher Thiere.

Den Gefahren, welche diese Wiesen in sich verbergen, zuvorzukommen, zündet sie der Neger in der trocknen Jahrszeit an. Das Verbrennen des so mächtigen Grases giebt einen schrecklich schönen Anblick. Mitten in der Nacht sahe Mungo Park Ebenen und Höhen, so weit sein Auge reichen konnte, mit feurigen Streifen durchzogen, und der Widerschein des Lichts aus den Wolken verursachte, daß auch der Himmel in Feuer zu stehen schien. Bei Tage steigen von allen Seiten Rauchsäulen empor; die Raubvögel schweben um den Brand und stoßen herab auf die Schlangen, Eidechsen und andere Thiere, welche sich aus den Flammen zu retten suchen. Bald hierauf folgt ein frisches angenehmes Grün, und die Gegend wird gesunder und lieblicher. Die schönsten Früchte, Färbe- und Tischler-Hölzer, die vielfachsten Getreide- Pfeffer und andere Gewürzarten erzeugt dieser gesunde und fruchtbare Landstrich; das Zuckerrohr, der Indigo, der Baum des arabischen und des Gummi Copal finden sich hier; mehr als eine Art Baumwolle, worunter besonders die seidenartige und die röthliche merkwürdig sind, gedeihen in Vollkommenheit, und mehrere der nützlichsten europäischen Produkte des Pflanzenreichs kommen hier trefflich fort.

Das Meer hat einen Ueberfluß an den schmackhaftesten Austern, Krebsen und Fischen, und von See- und Landschildkröten sind hier verschiedene eßbare Arten.

Diesen von der Natur so schätzbar und so üppig ausgesteuerten Fleck der Erde hat jene Gesellschaft zu ihrer Absicht gewählt; Thompson erkaufte von dem Ne-

gerkönige Thomas für die neue Freistadt einen Platz von 256000 Morgen Landes. Er verwandelte den Namen der Bay, welche bis dahin wegen eines ehemaligen französischen Etablissements, die französische Bay (French bay) genannt war, in St. Georges bay. Die auf der Höhe für die von ihm hingeführten 411 freien Neger errichtete Stadt erhielt den herrlichen Namen Frei-Stadt (Free-town).

Ein großer Strich des besten Landes von 300 Morgen ward unter die Colonisten verlooset. Durch die großmüthige Sorgfalt des edlen Gr. Sharp erhielten sie freies Vieh, Ackerwerkzeuge, Kleider und übrige Nothwendigkeiten des Lebens.

Krankheiten, Uneinigkeiten, Desertion und feindliches Betragen der benachbarten Völker raubten aber dieser jungen Colonie sowohl Menschen, als viele der ersten Bedürfnisse des Lebens. Die Gesellschaft sahe sich daher zu beträchtlichen Nachschüssen genöthiget, wobei G. Sharp für sich die großmüthigsten Aufopferungen machte. Indeß hatte die königliche Regierung nicht nur selbst zu dem großen Vorhaben einiges beigetragen, sondern der Gesellschaft nun gleichfalls unter dem Namen Georgesbay, oder Sierra Leona Compagnie, ein Privilegium ertheilt.

Nun stieg das öffentliche Zutrauen. Es meldeten sich so viele, daran Antheil zu nehmen, daß das zusammen gebrachte Capital 1792 auf 500000 Pf. St. stieg, in Actien zu 50 Pf. vertheilt.

Drei Quellen eröffneten sich für ihren Gewinn. Der

Anbau des fruchtbarsten Landes, die treflichen Naturprodukte und der Handel mit den Eingebornen.

Es wurde die Zahl der Direktoren auf 13 festgesetzt, es wurden eigene Schiffe angenommen, durch viele Freineger aus den nordamerikanischen Staaten wuchs die Zahl der Colonisten beträchtlich, die neue Freistadt ward besser ausgebauet, die wichtigsten Nothwendigkeiten, sogar ganz gezimmerte Häuser aus England zugeführt, eine Kirche errichtet, Wundärzte angesetzt und für die Regierung der neuen Colonie, nach einem höchst schätzbaren, einfachen Plane, gesorgt. Dieser ist eine Nachahmung der alten deutschen Franziplegien. Hiernach mußte einer aus der bürgerlichen Gesellschaft für des andern Betragen freiwillig die Bürgschaft übernehmen.

Der große Alfred, sagt Hume, theilte England in Grafschaften (Counties); diese wiederum in Hunderte, und letztere abermals in zehn einzelne Familien (Tithings). Jedes Haupt derselben mußte für das Betragen der Seinigen einstehen, ja selbst für seine Gäste, wenn sie sich länger als drei Tage bei ihm aufhielten. Zehn benachbarte Familien machten eine Corporation, welche unter dem Namen eines Zehntels (Tithing), oder einer Freienburg (Fribourg) einer für das Betragen der andern verantwortlich waren. Ein einziger Mann, der Zehntmann oder Zehntherr (Tithingman) genannt, war als Vorsteher angesetzt. Jeder, der sich nicht in eins dieser Zehntheile einschreiben ließ, ward bestraft; und niemand durfte seinen Wohnplatz verlassen, ohne von sei-

nem Zehntmann ein Zeugniß seines Wohlverhaltens vorzeigen zu können.

Diese eben so schätzbare als einfache Regierungsform wählte Gr. Sharp für seinen neuen Freistaat. Alles stand unter einem Befehlshaber; allein Hauptverbrecher wurden damals nur in England gerichtet.

Der Werth aller Dinge ward durch den Werth des Arbeitslohns festgesetzt; und die Tagesarbeit ward zwar nach Stunden berechnet, allein die Arbeitsstunden wurden, dem Klima gemäß, durch mehrere Ruhestunden unterbrochen.

Jeder Sklave, der das Gebiet dieser neuen Colonie betritt, wird in demselben Augenblicke ein freier Mensch. Fordert indeß sein Herr den Sklaven zurück, so soll ihn die Colonie mit 10 Pf. Sterling frei kaufen, und diese Summe für seine Befreiung soll der Freigewordene abarbeiten. Bei dem bedeutenden Werth des Arbeitslohns erforderte dieß keine lange Zeit.

Zu dieser trefflichen Einrichtung kam der Unterricht in der christlichen Religion; die Hülfe zweier Aerzte; die Belehrung durch mehrere Naturalisten über die Naturprodukte, und die Anleitung zu den nothwendigsten Handwerken.

Auch hatte sich bereits ein beträchtlicher Handel dort gebildet. Die Compagnie besaß ein Schiff von 800 Tonnen, welches stets mit den kostbarsten Waaren versehen war. Der Handel selbst betrug in den Jahren 1787 und 88 mehrere Millionen Franken *).

*) Golberry II. 200. u. f.

So lebte dann diese Negerrepublik und fand sich frei und glücklich, als im dritten Jahre der großen französischen Republik, welche Freiheit und Gleichheit zum Wahlspruche hatte, eine französische Flotte dieser zur Befreiung der unglücklichen Neger und zur Abschaffung des Sklavenhandels errichteten Colonie auf eine Zeitlang ein Ende machte.

Der Convent hatte im Februar 1794 erklärt, daß alle Neger frei und für französische Bürger angesehen werden sollten; er feierte zu dem Ende sogar ein eigenes Fest im Tempel der Vernunft.

Dennoch sucht ein vor Sierra Leona erschienenes französisches Geschwader unsere Freistadt zu vernichten, zerstört dieses Asyl der armen frei erklärten Neger, nimmt den Schweden, die nicht Frankreichs Feinde waren, sondern aus Edelsinn und Vorliebe für Aufklärung und Kenntnisse sich dort niedergelassen, (z. B. dem geschickten Afzelius) sogar ihre gelehrte Tagebücher und ihre Sammlungen. Dieß alles nur allein, weil Engländer dieses Etablissement errichtet hatten!

Als sich mitten im englischen Kriege mit dem königlichen Frankreich der große Cook auf seinen Entdeckungsreisen befand, gab Ludwig der 16te seinen Flotten den strengsten Befehl, die englischen Schiffe unter den Befehlen des Weltumseglers zu respectiren, ihnen selbst in nöthigen Fällen alle Hülfe zu leisten.

Die republikanische Regierung erklärt sich für eine Freundin der Schwarzen, rühmt sich auf die Freiheit der Neger hinzuarbeiten; eine eigene Gesellschaft wird unter dem Titel Amis des Noirs zu dem Ende errich-

tet; diese kannte alles, was in England für und wider die Abschaffung des Sklavenhandels gesagt und geschrieben war; man kann beurkunden, daß sie den edlen Gr. Sharp und seine Colonie auf Sierra Leona kannte; diese französischen Freunde der Neger hatten selbst Mitglieder im Convent, z. B. Pethion, Robespierre, und dennoch zerstören die Flotten dieses Convents eine Anlage, die nur allein die von ihnen selbst gepriesene Absicht zum Endzwecke hatte!

Vergebens sucht Gregoire jetzt seine Mitbrüder von der niedrigen schwarzen That frei zu sprechen. Wäre sie selbst ohne Befehl des Convents geschehen, und wer wird dieß einer Rotte zutrauen, die nur erst am Ende desselben Jahrs den ihr würdigen Befehl, keinem Engländer in der Schlacht das Leben zu schenken, oder zum Gefangenen zu machen, zurücknahm, dann mußten diese Verehrer der Menschenrechte doch wenigstens die neue Freistadt, so wie dort Ludwig der 16te Cooks Entdeckungsschiffe, jedem ihrer Seekapitaine als heilig empfehlen. Aber hier handelte der neue Republikaner, dort der alte Royalist.

Indeß hatten die Vertheidiger der Freiheit es nicht vermocht, das kleine Völkchen gänzlich aufzureiben. Die entkommenen, ausgeplünderten Neger, Schweden und Engländer zogen sich bis zur Abfahrt der neuen Franzosen zurück; wurden von den gutmüthigen Afrikanern vom Hungertode gerettet, und seitdem keimt den Franzosen zum Trotz und der Menschheit zur Ehre dieser kleine Freistaat wiederum auf.

Gewiß wünschen alle, quels ex meliori luto praecordia finxit Titan, daß er seiner edlen Absicht entspreche; daß er unsere unglückliche Mitmenschen durch unter sie verbreitete Kultur von dem entsetzlichen Handel befreien möge.

Auch hat dieß der Neger im Ganzen schon lange verdient; denn daß ihm weder Talente noch Anlagen zur Veredlung versagt sind, hiezu diene als ein bedeutender Zusatz zu den obigen Beispielen noch zum Beschluß folgender erhabene Zug seiner Dankbarkeit; ein gültiger Augenzeuge, Blancherie, hat ihn selbst erlebt.

Ludwig Desrouleaux war der Sklave eines reichen und gutmüthigen Pflanzers auf St. Domingo. Vieljährige Arbeitsamkeit und Treue hatten seinem Herrn das Versprechen abgelockt, ihm die Freiheit zu schenken, und Desrouleaux wagte es mehrmals bittend daran zu erinnern. Allein das Gefühl von dem hohen Werth des Negers verursachte stets die Verweigerung. Er sann daher auf ein anderes Mittel zu seinem Endzweck zu gelangen.

In einigen Plantagen von St. Domingo bekümmern sich die Herren nicht um das Detail der Ernährung and Bekleidung ihrer Neger. Dafür geben sie ihnen ein Stück Land zu eigen, und erlassen ihnen täglich zwei Stunden an der Arbeit, um es anbauen zu können. Fleißige und geschickte Neger erwerben hiedurch nicht bloß ihre Lebensbedürfnisse, sie gewinnen selbst daneben so viel, als zu einem kleinen Handel nothwendig ist. Desrouleaux hatte auf diese Art innerhalb weniger Jahre mehr zusammen gebracht, als nö-

thig war, seine Freiheit zu erkaufen, und brachte nun seinem Herrn sein Lösegeld. Erstaunt und betroffen sah dieser das Gold des braven Negers. „Geh, sagte der „edle Mann, nur zu lange habe ich mit meines Gleichen „gehandelt; du hast mich mir selbst wieder gegeben; „behalte dein mühsam Erworbenes, und sei frei.“

Der Pflanzer verkaufte sogleich seine Plantage, und kehrte mit großem Vermögen nach seiner väterlichen Provinz in Frankreich zurück.

Sein Weg führte ihn hiebei durch Paris. Hier zeigte er sich in dem völligen Glanze eines reichen Westindiers. Alle Arten von Vergnügungen standen ihm zu Gebote. Hohes Spiel, theure Maitressen, ein großes Haus, Lustpartien, Assembleen, Bälle, kurz, was nur irgend die Verschwendung zum Ruin des Menschen erfunden hat, rissen ihn hin, und brachten ihn binnen kurzen um alles.

In Frankreich zu bleiben, war ihm jetzt unmöglich; nach Westindien aber zurückkehren, schien sehr demüthigend. Indeß bestimmte ihn die Hofnung, dort noch einige alte Freunde zu finden, dennoch zu letzterem.

Seine Ankunft am Cap (St. Domingo) setzte fast jeden in Verwunderung, denn die meisten hatten bereits von seiner Lage Nachricht erhalten. Man bedauerte ihn, man ließ ihn einigemal Zeuge ihrer glücklichen Lage seyn; aber Niemand half.

Auf die Weise war er gezwungen, sein klägliches Leben in den schlechtern, ärmsten Wirthshäusern der Häfen zu fristen. Sey es Scham oder Unkunde, wo er anzutreffen, genug er hatte seinen ehemaligen Ne-

ger noch nicht aufgesucht. Desrouleaux, der jetzt sein eigenes Haus erworben, hatte aber kaum von der Rückkunft seines alten Herrn gehört, so suchte er ihn sofort auf und warf sich ihm als seinem theuren Herrn und größten Wohlthäter zu Füßen. Hier beklagte er aber nicht bloß mit unwirksamen Thränen des Mitleids seine Lage; er bat ihn sogleich zu sich, und machte ihn zum völligen Herrn in seinem Hause. Der kluge Neger sahe indeß bald ein, wie peinlich selbst diese bequemere Lage einem Manne seyn müsse, der ehemals dort in dem blühendsten Wohlstande gelebt hatte.

Theuerster Herr, redete er ihn daher an, alles was ich besitze, verdanke ich nur allein Euch; es ist durchaus Euer Eigenthum. Verlaßt ein Land, in welchem Ihr täglich neue Kränkungen, neue Beweise von der Undankbarkeit der Menschen, von Euren vormaligen Freunden erleben müßt.

Wie kann ich, erwiederte jener, aber in Frankreich auf irgend eine Weise fortkommen?

Ja, Herr, dieß ist möglich, sobald Euer Desrouleaux hoffen darf, daß ihr es nicht verschmähet, das Wenige von seiner Dankbarkeit anzunehmen, wodurch er im Stande ist, Euch eine bessere Existenz zu verschaffen. Werden 1500 Livres hiezu hinreichend seyn?

Mehr als hinreichend freilich, rief jener, indem er voll Thränen der Verwunderung und Freude den würdigen Neger umarmte! Dieser floh und brachte sofort eine gerichtliche Versicherung von einer jährlichen Leibrente über obige Summe. Hiemit lebte der Pflan-

zer noch 1775 im Innern von Frankreich glücklich, und segnete ewig den edlen Schwarzen.

Zusätze

zu obigen Bemerkungen über die Neger.

Entwarfen uns gleich die hier beigebrachten, aus den zuverlässigsten Quellen geschöpften Nachrichten ein Bild von den Negern der Länder die zu Ober-Guinea gerechnet werden, von ihrem Charakter, ihrer Industrie, von ihren bösen und guten Eigenschaften, so glauben wir ihm dennoch durch folgende Zusätze mehr Licht zu geben.

1) Ueber den Stand der Neger in der Rangordnung der Menschenracen.

Niemand hat mit mehrerer Gründlichkeit und Scharfsinn die körperlichen Verschiedenheiten des weißen und schwarzen Menschen angegeben, als unser treffliche Sömmering.

Durch die feinste Anatomie hat er dargethan, daß nicht etwa blos die Farbe der Haut den wichtigsten Unterschied zwischen beiden Menschenracen ausmache. Vielmehr zeigt er, daß sowohl die Bildung der Knochen des Gesichts, als selbst des Körpers, von der des Weißen abweicht.

Folgendes sind einige Hauptresultate seiner mühsamen Arbeiten. Das beim Neger flächere Vorderhaupt weicht zurück, und schließt sich an ein eben so flaches Hinterhaupt an; die Knochenrüstung, welche zur Zer-

malmung der Speisen dient, so wie diejenige, die zur Sicherheit der Sinnorgane bestimmt scheint, ist stärker, dicker und hiezu vortheilhafter gebauet. Besonders ist die untere Kinnlade viel robuster, überall höher und dicker, der Winkel, den die Seitenfläche mit der Basis bildet, weniger stumpf als bei dem Weißen. Bei beiden Kinnladen treten aber die Kiefer weiter hervor, und hiedurch, wie dieß besonders die trefflichen Camperschen und Blumenbachschen Zeichnungen darthun, nähert sich der Neger mehr dem Durang-Outang und andern Affen.

Der berühmte Blumenbach setzt gleichfalls hierin einen Hauptunterschied der Racen. In Rücksicht des Blutes und des Gehirns hat Sömmering zwar zugegeben, daß ersteres dunkler sei, als bei dem Weißen; vom Gehirn hingegen zeigten ihm seine sorgfältigen Untersuchungen dieß nicht. Man sieht abermals hieraus mit wie großer Vorsicht Raynal's vielgelesenes Werk*) muß gelesen werden. Denn mit der entschiedensten Dreistigkeit behauptet dieser Franzose, daß das ganze Gehirn nicht nur beim Neger schwärzlich, sondern die Zirbeldrüse völlig schwarz sey.

Besonders suchte aber Sömmering den Vorzug des Weißen vor dem Neger auf folgende Weise darzuthun. Physiologisch denkt man sich das Gehirn aus zwei Theilen bestehend; der eine, zum thierischen Leben durchaus nothwendige, z. B. die Nerven des Gesichts, Gehörs u. s. w. gehöre ganz vorzüglich den Nerven und

*) Hist. des etabliss. d'Europ. dans les deux Indes. T. 4. p. 122 edit. 8.

dem Theile des Rückenmarks, aus welchem mehrere Nerven ihren Ursprung nehmen. Der zweite Theil dient dann hauptsächlich zu der Verbindung der Nerven mit den höheren Funktionen des Gehirns, welche wir die geistigen nennen. Und gerade dieser letztere Theil des Gehirns ist bei dem Menschen bedeutend größer als bei den Thieren; und wiederum bei dem Weißen größer als bei dem Neger.

Ferner ist der ganze Kopf selbst, in Rücksicht seiner Stellung auf den Rückenwirbeln, etwas mehr nach hinten gerückt, als bei dem Weißen; eine Lage, die bei den Affen sich noch stärker zeigt. Dieß mit der Farbe der Haut zusammengenommen, mag hier hinreichend sein, um den nicht unbedeutenden Unterschied des Negers vom Europäer in Rücksicht des oberen Körpers kenntlich zu machen.

In Ansehung des untern Theils des Körpers merkt dieser große Anatom noch an, daß das Becken beim Neger kleiner ist, die Beine selbst aber eine etwas gebogene Gestalt haben.

Das Resultat aus alle diesem ergäbe dann, daß die Negerrace im Ganzen genommen eine Stufe tiefer stände, also dem Thiere sich näher fände, als der Weiße. Und wenn es daher gleich nicht zu läugnen steht, daß der Neger mit uns von ein und derselben Art ist, wenn man ihm ferner weder Talente noch manche sehr schätzbare Seiten des Charakters absprechen kann, so würde dennoch das afrikanische Klima nie ganze Nationen hervorbringen, die sich der großen Vorzüge der Europäer rühmen könnten.

2) Ueber die weißen Neger oder Albinos.

Hier ist nicht die Rede von den Spielarten des Menschengeschlechts, welche die Vermischung des Negers mit dem Weißen, dem Europäer, oder mit dem rothen Amerikaner hervorbringt. Beide Spielarten nebst ihren vielen Nüanzen gehören vielmehr einem andern Theile der Erde, und wir werden sie bald genauer anzuzeigen Gelegenheit finden. Die Albinos liegen auch dem Neger näher. Sie sind nur allein von Negern entsprungen, zeichnen sich aber dadurch gänzlich von ihren Aeltern aus, daß ihre Hautfarbe kalchigt-weiß, ihr Augenstern röthlich ist. Der Mangel an dem braunen Schleim, welcher im Innern des Augapfels zur Absorbtion der überflüssigen Lichtstrahlen dem gesunden Auge dient, macht diese Menschen schwachsichtig und lichtscheu; sie blinzen daher gewöhnlich. Ihr Haar ist zwar ebenfalls weiß, jedoch wollig, wie das ihrer Erzeuger. Es sind kränkliche Individuen, deren es mehr oder minder auch unter Menschenracen von anderer Farbe giebt, nur freilich mit dem Unterschiede, daß ein Kakerlake, wie man diese Schwächlinge gleichfalls nennt, von einem rothen Amerikaner, oder gar von einem schon an sich weißen Europäer, durch seine widrig-weiße Hautfarbe weit weniger abweicht, als ein weißer Neger von dem Schwarzen.

Die weißen Neger machten nie eine Nation oder eine große Anzahl hintereinander fort ihres Gleichen hervorbringender Menschen; sie blieben und bleiben stets nur einzelne kränkliche Individuen, die bereits die ältern Reisenden in Afrika vorfanden und bemerkten. Barbot, Atkins, Snellgrave, Brue und andere Reisende

führen bereits dergleichen in ihren Reisenachrichten an. Eine weiße Negerin erzeugt mit einem Neger wiederum Neger, mit einem Europäer hingegen Mulatten; letztere gehen uns aber hier nicht an.

Auch bezeuget Barbot, einen gefleckten Neger auf der Pfefferküste gesehen zu haben. Der Mensch war dabei zwar groß und stark; allein er hatte dennoch mehrere Leibesfehler. Diesen gefleckten Neger haben wir aber ebenfalls wohl zu unterscheiden von den gefleckten Negern, welche zu Zeiten als besondere Spielart von Europäern und Negern in Westindien erzeugt werden. Nachmals werden wir auch diese genauer kennen lernen.

3) Heirathen und Kinderzucht der Völker von Guinea.

Nur weniger oder mehr ist der Neger Polygame, so wie fast alle Völker der heißen Erdstriche. Es bleibt dabei denn stets merkwürdig, daß die vielen Frauen verträglicher sind, als dieß oft leider der Fall bei unserer Monogamie in Europa ist. Jede hat bei den Negern gewöhnlich ein eigenes Haus oder Hütte, und erhält von dem Manne Reis zur Nahrung für sich und die Kinder. Jede bereitet dagegen für den Mann wöchentlich der Reihe nach die Speisen und übrigen Bedürfnisse, auch wetteifern sie durch Geschenke, besonders durch von ihnen selbst gewebte Pagnes, um des Mannes Gunst. Die Speisen der Neger bestehen aber, (außer den roh zu essenden Früchten) besonders in Kuscus, d. i. Brei von zerstampfter Hirse; in Sanglet oder Hirsegrütze, in Mais- und Reisbrod, in gekochtem Reis und in gerösteten oder

mit Fleischbrühe zugerichteten Yams*). Das Fleischwerk, selbst Elephanten- und Krokodilenfleisch, wenn gleich wegen des Moschusgeschmacks widrig, wird oftmals an der Goldküste mit einer schwarzen sehr gewürzten Brühe schmackhaft bereitet.

Die muhamedanischen Neger sind auf die Zahl von 4 Frauen beschränkt, hingegen dürfen die Neger, welche wir Heiden nennen, eine unbestimmte Anzahl Frauen und Beischläferinnen halten, indeß behält die erste Frau gewöhnlich das Vorrecht; sie führt bei den Vornehmen einiger Völker den Namen, Muliere grande. Bei den Großen und besonders bei den Königen geht die Zahl der Weiber in die Tausende. So sahen wir, daß der König von Dahomey auf 3000 Weiber und Beischläferinnen hatte; denn jede seiner Unterthanen dränget sich zu dieser elenden Ehre. Eben diese Polygamie ist denn die Ursache des bedeutenden Ueberschusses der weiblichen Geburten über die männlichen.

Einige Entschuldigung findet die Vielweiberei in der sonderbaren, widernatürlichen Sitte der Negerfrauen, ihre Kinder oft 3 Jahr hindurch zu säugen; da dann während dieser Zeit der Mann seine Gunst einer andern zuwendet. Diese Enthaltung findet überdieß noch Statt bei einer periodischen Kränklichkeit der Frauen, und auf längere Zeit vor, und nach derselben.

Die Heirathsceremonien weichen bei den Negern freilich unter einander ab, jedoch ist es, wie fast bei

*) Dioscorea sativa Linn. Die Yams bekommen besser an der guineischen Küste, als in Westindien. Isert S. 283.

allen rohen Völkern, größtentheils nur ein Einkauf der Mädchen. Der Bräutigam, dem ein Mädchen gefällt, erhandelt es von den Aeltern. Der Preis ist in den verschiedenen Ländern selbst verschieden. Mungo Park fand ihn oben in den nordlichen Gegenden dem Werth von drei Sklavinnen gleich. Isert bezeugt hingegen, daß auf der Goldküste der Preis von einer Sklavin hinreiche; freilich müssen überdieß der Braut und den Aeltern mehrere Pagnes (Leibgürtel) und andere minderbedeutende Geschenke gemacht werden.

Oftmals werden die Kinder schon sehr früh untereinander versprochen. Bei den Stämmen der Bullam, Bago und Timmaney Neger, unweit Sierra Leona, ist es üblich, ein Kind als die künftige Frau im Hause zu erziehen. Wenn man das Mädchen, welches zur Frau bestimmt ist, von ihren Aeltern empfängt, so bekommen diese ein Geschenk, wird das Kind aber vor der Hochzeit schlecht behandelt, so nehmen es die Aeltern wieder von dem Bräutigam hinweg.

In Whidah heirathen die Großen nur Kinder von 8 bis 10 Jahren. Nachdem sie von diesen einigemal völlig unbekleidet bedient sind, geben sie ihnen einen Rock und erklären sie für ihre Frauen.

Nirgend geht dieses frühzeitige Heirathen aber so weit, als auf der Goldküste. Isert bezeugt, daß oftmals zwei Väter die Kinder ihrer schwangeren Frauen schon im Mutterleibe einander zusagen; und wenn nachmals die eine einen Sohn, die andere ein Mädchen gebiert, so sind diese wirklich gezwungen, dem Versprechen der Aeltern Genüge zu leisten.

Bei einigen Völkern wird kein Hochzeitschmaus gegeben, z. B. auf der Goldküste. Hingegen findet dergleichen bei den Negern im Innern der Westküste Statt, woselbst, wie Park bezeugt, das Fest bis zur Mitternacht dauert.

Ueberhaupt ist die Abendmahlzeit bei den Negern die hauptsächlichste; das Frühstück, ja selbst das Mittagsmahl, gewöhnlich um 2 Uhr, ist nur unbedeutend.

Beiden Theilen der dort bekannten Negerländer ist aber der Gebrauch gemein, daß die Frauen, Freundinnen der Familien, gleich am frühen Morgen der Brautnacht das junge Ehepaar dadurch stören, daß sie die Pagne oder das Tuch, worauf die beiden jungen Leute ruheten, abfordern, um dasselbe als ein Siegeszeichen des Ehemanns unter Tanz und Gesang im Orte umher zu tragen; eine Sitte wovon man schon unter den Juden das Aehnliche findet. Ist aber durch ein widriges Schicksal jenes Tuch gerade nicht zum Frohlocken geeignet, dann verstehen es diese erfahrnen Freundinnen sofort ein andres dazu unterzuschieben. Dennoch hat man Fälle, da der junge Ehemann diesen Trug entdeckte, und sein Recht benutzte, die Frau den Aeltern zurück senden zu dürfen.

Die mauriſchen Bewohner von Ludamar haben aber ganz besondere Hochzeitsceremonien. Sie finden hier mit Recht ihren Platz.

Mungo Park ward bei seiner Reise durch Ludamar von dem Mauren-König Ali in Benaum, seiner Hauptstadt oder vielmehr Lagerstadt, denn das Ganze bestand nur aus schmutzigen Zelten, als Gefangener

über zwei Monate zurück gehalten. Hier hatte er Gelegenheit, die Hochzeitsfeier der Mauren kennen zu lernen.

„Am 10ten April ward gegen Abend die große „Trommel, Tabala, gerührt, um eine Hochzeit an„zukündigen. Eine große Menge Volks, beiderlei Ge„schlechter, versammelte sich, aber nicht mit dem Froh„sinn und der Heiterkeit, wie bei den Negerhochzeiten. „Hier gab es weder Gesang noch eine andere Lustbar„keit. Eine Frau schlug die Trommel, und die andern „stießen zu verschiedenen Zeiten ein durchdringendes Ge„schrei aus, indem sie mit großer Schnelligkeit die „Zunge im Munde hin und her bewegten. Ich war „des Lärmens bald überdrüssig und ging nach meiner „Hütte, wo ich eben im Einschlafen war, als eine „alte Frau mit einem Napf in der Hand hereintrat und „mir andeutete, daß sie ein Geschenk von der Braut „brächte. Ehe ich ihr meine Verwunderung darüber „zu erkennen geben konnte, goß sie mir den Inhalt des „Napfs ins Gesicht. Da ich merkte, daß es das näm„liche Weihwasser war, womit, wie man sagt, die hotten„tottischen Priester die Neuvermählten besprengen, so „glaubte ich, das alte Weib habe es aus Bosheit ge„than. Sie versicherte mir aber sehr eifrig, daß es „eine Hochzeitsspende von der Braut selbst sei, welche „die unverheiratheten jungen Mauren immer als ein „Zeichen besonderer Gunst aufnähmen. Da die Sache „sich so verhielt, trocknete ich mir das Gesicht, und „ließ mich bei der Dame schönstens bedanken. Die Hoch„zeitstrommel wurde immerfort geschlagen, und die

„Frauen sangen oder pfiffen vielmehr die ganze Nacht „hindurch. Den Morgen gegen neun Uhr wurde die „Braut im größten Staate aus ihrer Mutter Zelt ge„führt und von einer Menge Frauen begleitet, die ihr „neues Zelt (ein Geschenk des Bräutigams) trugen. „Einige trugen die Stangen, andere die Stricke, und „so zogen sie unter immerwährendem Pfeifen bis an „den künftigen Wohnplatz der Braut, wo das Zelt auf„geschlagen ward. Der Bräutigam folgte nebst einer „großen Anzahl Männer, die vier Rinder führten, „welche sie an den Stricken des Zelts festbanden, und „nachdem sie ein fünftes geschlachtet und das Fleisch „unters Volk vertheilt hatten, war die Ceremonie zu „Ende.“

Diese Nachricht rechtfertigt zugleich von neuem unsern Landsmann Kolben. Schon mehrmal hat er, dem wir dennoch stets die an wahren Thatsachen reichste Beschreibung des Caps verdanken, das Unglück gehabt, in die Hände fremder ungerechter Tadler zu fallen. Sie machten ihm, bald weil sie das Land, worüber der Deutsche schrieb, nicht hinreichend kannten, bald weil sich seit der Zeit seines Aufenthalts am Vorgebirge der guten Hoffnung so vieles geändert hat, die bittersten Vorwürfe. Die Fälle, in welchen ihm Büffon und andere Zoologen Unrecht thaten, gehören hier nicht her; allein der Umstand, welcher die Hochzeitsfeier der Hottentotten angeht und worauf Mungo Park anspielt, verdient wenigstens eine Anzeige.

Es bleibt übrigens merkwürdig und für die schwarzen Schönen rühmlich genug, daß, da sich die Mädchen

vor der Ehe häufig Ausschweifungen überlassen, dennoch eheliche Untreue höchst selten ist. Ueberhaupt gehört es unter die vorzüglichen Eigenschaften der Neger, daß sie unter sich einen hohen Werth auf Redlichkeit setzen. Sie prägen es ihren Kindern von Jugend auf ein nie zu lügen, und eine Mutter, welche das Unglück hatte durch einen Zufall ihren Sohn zu verlieren, rief bei seinem Tode mit heißen Thränen stets die Worte aus: Nein, nein! niemals hat er gelogen!*)

Die Kinder bekommen ihre Namen bei den westlichen Negern 8 Tage nach der Geburt, nicht nach ihren Aeltern oder Verwandten, sondern gewöhnlich nach irgend einem merkwürdigen Umstand. So hieß der edle Neger, der Mungo Park aufnahm, Karfa, ersetzen, weil er kurz nach dem Tode seines Bruders geboren war. Solche Gelegenheit veranlaßt ein Fest in den Familien.

Aus großer Liebe zu ihren Kindern vergönnen sie ihnen alle Freiheit. Die Mädchen werden indeß zu den häuslichen Arbeiten angehalten, die Knaben zum Bestellen der Felder, zur Jagd u. dergl.

Die Beschneidung ist nicht, wie Raynal behauptet, überall eingeführt. Wasa sagt ausdrücklich**), im Innern des Landes von Benin finde keine Beschneidung Statt.

Diese schmerzhafte Operation ist übrigens bei sehr vielen uns bekannten Negervölkern, sowohl bei den

---

*) Mungo Park.

**) Olandah Equianos Lebensgeschichte. S. 60.

Muhamedanern als Heiden üblich. Ja, was noch sonderbarer ist, man kann es nicht läugnen, daß sogar die Mädchen beschnitten werden. Läge nicht das gültige Zeugniß des Dr. Schott vor mir *), so würde ich es kaum glauben, daß dieß durch wirkliche Beraubung oder wenigstens Verstümmelung des empfindlichsten aller Theile des weiblichen Körpers (Nymphar. et part. clitoridis) geschehe, selbst wäre dieß nur theilweise.

Diese Beschneidung wird in den westlichen Binnenländern an mehreren Knaben und jungen Mädchen zugleich vorgenommen, und noch zwei Monat lang nach derselben ziehet diese ganze Gesellschaft der Beschnittenen, Solimane genannt, von aller Arbeit frei in Städten und Dörfern tanzend und singend umher, jedoch jedes Geschlecht besonders, und werden überall frei bewirthet und gut aufgenommen **).

4) Regierungsform, Gesetze und sonstige politische Einrichtungen.

Ein sehr merkwürdiges Phänomen bietet es dem Reisenden in Afrika dar, daß mitten unter so vielen, oft populösen Monarchien, ja selbst despotisch-regierten Staaten, dennoch nicht nur kleine Republiken sich aufrecht erhalten, sondern sogar einzelne Familien, sobald sie dem Landesherrn nur für ihren Schutz einen bestimmten Tribut erlegen, ihr Hirtenleben ruhig fortsetzen dürfen. Letzteres ist der Fall vieler Fulahs, wel-

*) Sömmering. S. 87.

**) Mungo Park.

che man als Hirten in mehreren Königreichen unweit der Gambia verbreitet findet.

Die Mandingoer, eine der bedeutendsten Nationen dieser Theile von Afrika, sind, dem Hauptstamme zufolge*), Republikaner. Jedes kleine Gebiet und jede Ortschaft steht unter einem Duti. Dagegen werden die Zweige eben dieser Völker unweit der Gambia dennoch monarchisch beherrscht, und die höchste Person der Ortschaften ist hier ein Alcaid, der zugleich den Reisenden den Zoll abfordert.

Die gesetzlichen Einrichtungen der Neger beruhen hauptsächlich auf alten Gebräuchen. Indeß führen sie eine Art von öffentlichem Processe. Advocaten, gewöhnlich muhamedanische Neger, treten vor dem Gerichtshofe, der aus den angesehensten freien Männern besteht und Palaver genannt wird, für und wider den Beklagten auf. Und diese Advocaten, sagt Park, der sie öffentlich reden hörte und die Mandingoer Sprache verstand, stehen den unsrigen nicht nach, weder in Chikanen noch in der Kunst die Sache in die Länge zu ziehen.

Er war Augenzeuge von einer merkwürdigen Rechtssache gegen einen Buschrihn, einen mahomedanischen Priester; sie verdient zugleich wegen der Art der Bestrafung hier einer besondern Erwähnung.

Dieser Priester hatte eine schöne junge Frau verführt, und zugleich dem Ehemann sechswöchentliche

*) Mungo Park.

Enthaltsamkeit auferlegt, damit die von dem Priester erhandelten Amulette desto wirksamer sein möchten.

Nach Beendigung des Palavers ward der scheinheilige Pfaffe schuldig erfunden. Ihm ward zur Strafe zuerkannt, als Sklave verkauft zu werden. Da der Priester vormals ein Freund des Ehemanns gewesen war, so suchte letzterer das Urtheil dahin zu mildern, daß der Verbrecher nur öffentlich gestäupt wurde. Hiezu ward er mit den Händen an einen starken Pfahl gebunden, und bekam mit einer langen Ruthe, nachdem sie zuvor einigemal über seinen Kopf geschwenket war, so derbe Streiche auf den Rücken, daß er fürchterlich brüllete. Die in großer Anzahl versammelten Zuschauer bezeugten durch Lachen und Auszischen ihre Freude über die gerechte Strafe des alten Buben. Merkwürdig war es, daß die Anzahl der Streiche, wie nach dem mosaischen Gesetz, gerade Vierzig weniger einen, betrug.

Park gedenkt noch einer besondern Methode kleinere, besonders Weiberzwistigkeiten abzuthun.

In allen Städten der Mandingos findet sich unter den heidnischen Negern was wir den Knecht Ruprecht nennen, nämlich ein verkleideter maskirter Mensch, der unter seiner Larve und unter weit zu hörendem Gebrüll aus den Wäldern hervorbricht, und die angeklagte boshafte oder streitsüchtige Frau mit der Ruthe straft. Sobald sich der Mumbo Jumbo, so nennt man ihn, der Dorfschaft nähert, müssen sich alle Weiber versammeln. Da man dem Mumbo Jumbo schon zuvor die Schuldige bezeichnet hat, so ergreift er sie sofort; die übrigen Weiber helfen sie entkleiden und an den Pfahl

binden, wo sie dann unter lautem Gelächter der übrigen gegeißelt wird.

Von weit größerer Bedeutung ist aber der Purrah. Wegen der auffallenden Aehnlichkeit mit mehreren der geheimen Gesellschaften Europens, besonders mit den alten Fehmgerichten, wie auch mit den höheren Graden der Freimaurerei, verdient er hier umständlich nach der schätzbaren Bergkischen Uebersetzung beigebracht zu werden.

„Zwischen dem Flusse Sierra Leone und dem Cap Monte leben fünf Völkerschaften von Fulhas-Susus oder Susos, die mit einander eine verbündete Republik ausmachen. Jede Völkerschaft hat ihre eigene Obrigkeit und ihre besondere Regierung. Alle aber stehen unter einer Einrichtung, die diese Neger Purrah nennen. Dieß ist eine Gesellschaft, eine Verbindung von Kriegern, die in Ansehung ihrer Wirkungen Aehnlichkeit mit dem ehemals in Teutschland so berühmten heimlichen Gerichte und in Ansehung ihrer Geheimnisse und Proben mit der ägyptischen Einweihung hat.

Jede dieser fünf Völkerschaften hat ihren eigenen Purrah, welcher seine Oberhäupter und sein Tribunal hat und dieß ist eigentlich das Tribunal, das man den Purrah nennt; aus den fünf Bezirkpurrah's aber bildet sich der große, der allgemeine und oberste Purrah, der über die fünf Völkerschaften gebietet.

„ in den Bund eines Bezirkpurrahs auf-
„genommen zu werden, muß man dreißig Jahre alt

„sein; um Mitglied des großen Purrahs zu werden,
„muß man funfzig Jahre alt sein; die Aeltesten jedes
„Bezirkpurrahs liefern also die Mitglieder des Ober-
„purrahs.“

„Ein Candidat wird bloß unter der Verantwortlich-
„keit aller seiner schon mitverbündeten Anverwandten
„zur Probe eines Bezirkpurrahs zugelassen. Diese
„schwören ihm den Tod, wenn er nicht in der Probe
„besteht oder wenn er nach seiner Aufnahme die Myste-
„rien und Geheimnisse des Bundes verräth.“

„In jedem Bezirke, der zu einem Purrah gehört,
„giebt es einen geheiligten Wald, wo man den Candi-
„daten hinführt; dieser muß sich an einer Stelle, die
„man ihm anweiset, aufhalten; mehrere Monate lang
„muß er in einer Hütte, wohin ihm maskirte Personen
„seine Nahrung bringen, ganz allein leben; er darf
„weder sprechen, noch sich aus der Umgebung, die ihm
„angewiesen ist, entfernen; wagt er in dem Walde,
„der ihn umgiebt, weiter zu gehen, so ist er des Todes.“

„Nach einigen Monaten von Zubereitungen wird
„der Candidat zu den Proben zugelassen; die Letztern
„sind, wie man sagt, schrecklich; man macht von allen
„Elementen Gebrauch, um sich von seiner Entschlossen-
„heit und von seinem Muthe zu überzeugen. Man ver-
„sichert sogar, daß man sich bei diesen Mysterien gefes-
„selter Löwen und Leoparden bediene; daß während
„der Zeit der Proben und Einweihungen die geheiligten
„Wälder von schrecklichem Geheule wiederhallen; daß
„man daselbst in der Nacht große Feuer erblicke, die
„mit einem allgemeinen Brande zu drohen scheinen; daß

„ehemals das Feuer diese geheimnißvollen Wälder in al=
„len Richtungen durchlaufen habe; daß jeder Uneinge=
„weihete, der sich aus Neugierde hineinzugehen verlei=
„ten lasse, ohne Schonung aufgeopfert werde; daß
„Unbesonnene, die dahin einzudringen gewollt haben,
„verschwunden sein, ohne daß man jemals von ihnen
„etwas wieder gehört.“

„Hat der Candidat alle Proben überstanden, so
„wird er zur Einweihung zugelassen. Vorher aber
„muß er schwören, daß er alle Geheimnisse bei sich be=
„wahren und ohne Verzug die Urtheile des Purrahs sei=
„ner Völkerschaft, und alle Beschlüsse des großen Ober=
„purrahs vollziehen wolle.“

„Wenn ein Mitglied des Bundes diesen verräth,
„oder aufrühreriſch gegen ihn ist, so ist er dem Tode
„geweiht und dieser trift ihn manchmal selbst im Schoße
„seiner Familie.“

„Wenn es der Strafbare am wenigsten erwartet,
„erscheint ein verkleideter, maskirter und bewaffneter
„Krieger und sagt zu ihm: „Der große Purrah
„schickt dir den Tod!“ Bei diesen Worten weicht
„alles zurück, niemand wagt den geringsten Widerstand
„zu leisten und das Opfer wird ermordet.“

„Das Purrahtribunal jeder Völkerschaft besteht aus
„fünf und zwanzig Mitgliedern: und aus jedem dieser
„besondern Tribunale wählt man fünf Personen aus,
„die den großen Purrah, oder das Obertribunal des
„allgemeinen Bundes ausmachen. Dieses besteht also
„auch aus fünf und zwanzig Personen, die aus ihrer
„Mitte das Oberhaupt ernennen.“

„Der besondere Purrah jeder Völkerschaft unter-
„sucht die Verbrechen, die in seinem Bezirke begangen
„werden, richtet sie und läßt seine Aussprüche vollzie-
„hen. Er stiftet zwischen den mächtigen Familien Frie-
„den, und legt ihre Streitigkeiten bei.“

„Der große Purrah versammelt sich bloß bei außer-
„ordentlichen Gelegenheiten und spricht das Urtheil über
„diejenigen aus, die die Mysterien und die Geheimnisse
„des Ordens verrathen, oder die sich gegen seine Aus-
„sprüche ungehorsam bezeigen. Gewöhnlicherweise
„macht er auch den Kriegen ein Ende, die manchmal
„zwischen zwei zu diesem Bunde gehörigen Völkern
„entstehen.“

„Der große Purrah versammelt sich in einem neu-
„tralen Bezirke, und so bald er beisammen ist, läßt
„er den kriegführenden Bezirken melden, daß er nicht
„zugeben könne, daß Menschen, die mit einander als
„Brüder, Freunde und gute Nachbarn leben sollten, ein-
„ander bekriegen, sich einander ihre Ländereien ver-
„wüsten, plündern und verbrennen; daß es Zeit sei,
„diesen Ausschweifungen ein Ende zu machen; daß der
„große Purrah die Ursachen des Krieges untersuchen
„wolle; daß er verlange, daß dieser aufhöre und daß
„er befehle, alle Feindseligkeiten augenblicklich einzu-
„stellen.“

„Es ist ein Hauptpunkt dieser Einrichtung, daß,
„sobald der große Purrah beisammen ist, um dem Krie-
„ge ein Ende zu machen und bis dahin, wo er seinen
„Ausspruch gethan hat, es jedem Krieger der beiden
„mit einander im Streite begriffenen Bezirke verboten

„ist, einen Tropfen Bluts zu vergießen; dieß ist sogar „bei Todesstrafe verboten. Man hütet sich also sorg„fältig, dieß Verbot zu verletzen und enthält sich aller „Feindseligkeiten.“

„Das Obertribunal bleibt einen Monat lang ver„sammelt und zieht alle nöthigen Erkundigungen ein, „um zu erfahren, welche Völkerschaft den Angriff und „die Herausforderung veranlaßt hat.“

„Während dieser Zeit ruft es auch so viele Bundes„krieger zusammen, als zur Vollziehung des Urtheils, „das dasselbe fällt, nothwendig sind. Wenn es endlich „die gehörigen Nachrichten eingezogen und alles genau „erwogen hat, so thut es den Ausspruch, und verur„theilt die schuldige Völkerschaft zu einer viertägigen „Plünderung.“

„Die Krieger, die diesen Ausspruch vollziehen sol„len, wählt man alle aus den neutralen Bezirken; sie „brechen des Nachts von dem Orte auf, wo der große „Purrah versammelt ist. Alle sind verkleidet, ihr Ge„sicht ist mit einer häßlichen Maske bedeckt; sie sind „mit brennenden Fackeln und mit Dolchen bewaffnet; sie „theilen sich in Banden von vierzig, funfzig, sechszig, „und treffen alle unerwartet und vor Tagesanbruch auf „dem Gebiete ein, das sie plündern sollen, und rufen „mit einem furchtbaren Geschrei den Beschluß des Ober„tribunals aus.“

„Bei ihrer Annäherung ergreift alles, Männer, Wei„ber, Kinder und Greise vor ihnen die Flucht; „alle retten sich in ihre Hütten und wenn irgend jemand „auf dem Felde, auf irgend einem Platze, auf den

„Straßen angetroffen wird, so wird er entweder getöd-
„tet oder mit fortgeschleppt; und man hört nie wieder
„etwas von ihm.“

„Den Ertrag solcher Plünderungen theilt man in
„zwei Theile; den Einen giebt man dem beleidigten
„Bezirke, den Andern aber dem großen Purrah, der
„ihn mit den Kriegern theilt, die seinen Ausspruch voll-
„zogen haben. Dieß ist der Lohn für ihren Eifer, für
„ihren Gehorsam und für ihre Treue.“

„Wird irgend eine Familie der Völkerschaften, die
„dem Purrah unterworfen sind, allzumächtig und all-
„zufurchtbar, so versammelt sich deshalb der große Pur-
„rah und verurtheilt sie beinahe allemal zu einer unver-
„mutheten Ausplünderung, welche des Nachts und zwar
„jederzeit von maskirten und verkleideten Kriegern voll-
„zogen wird.“

„Wenn die Oberhäupter einer solchen gefährlichen
„Familie Widerstand leisten, so werden sie getödtet oder
„weggeschleppt und tief in einen der geheiligten und
„einsamen Wälder gebracht, wo sie der Purrah wegen
„ihrer Widersetzlichkeit richtet und beinahe allemal ver-
„schwinden sie auf ewig.“

„Man glaubt, die Anzahl der eingeweiheten und
„zum Purrah gehörigen Krieger belaufe sich über sechs-
„tausend; indessen werden die Gesetze, die Geheimnisse
„und die Mysterien dieses Bundes von seinen zahlrei-
„chen verbündeten Mitgliedern, die sich einander durch
„Worte und Zeichen verstehen und erkennen, streng be-
„folgt und beobachtet.“

Einzelne Ermordungen, behauptet Golberry, seien in diesem Theile von Afrika nur selten, überhaupt falle dort sehr wenig Unordnung unter den Bürgern der Ortschaften vor. Hiermit stimmt ebenfalls Mungo Park überein; denn wenn er gleich selbst gesteht, öfters von den Negern bestohlen, ja geplündert worden zu sein, so entschuldigt er dieß besonders einmal durch den unwiderstehlichen Reiz, den ihnen die fremden, englischen und andern Waaren, welche er bei sich führte, einflößten, und sodann sei er als Ausländer und zugleich Christ fast ganz ohne Schutz der Gesetze gewesen. Auch waren es hauptsächlich die Mauren, denen er diese Unglücksfälle verdankte.

Bei den geringen Bedürfnissen der Neger begreift man leicht, daß bei ihnen wenig Trieb vorhanden sein könne, sich unter einander zu bestehlen.

Daß alles eine ganz andere Wendung in Rücksicht der Mächtigen nimmt, so bald sie besonders nach europäischen Waaren lüstern werden, dieß zeigte uns hinreichend der Sklavenhandel.

Eben dort sahen wir auch bereits die Behandlung der Ehebrecher und der Schuldner. Beides gab, so wie besonders die Anklage der Zauberei, Veranlassungen zur Sklaverei, denn in allen drei Fällen lief gewöhnlich die Strafe darauf hinaus, daß der Schuldige selbst, ja zuweilen dessen ganze Familie verkauft ward. Der Ehebruch kostet auf der Goldküste den Werth von drei Sklaven.

Eine der sonderbarsten Strafen, wovon uns Mathews Nachricht giebt, dürfen wir hier nicht mit Still-

schweigen übergehen. Ist ein Neger überführt, einen andern durch Gift oder durch Zauberei hingerichtet zu haben, dann wird er als Verbrecher ins freie Feld geführt. Hier zwingt man ihn, sein eigenes Grab zu graben. „Du hast, sagt während der Arbeit das ihn „umgebende Volk, dich mit Tödten befaßt, du hast andere Menschen sterben lassen, jetzt sollst du gleichfalls „dieß Schicksal erfahren.“ Der Verbrecher arbeitet unbefangen an seinem Grabe fort, nimmt selbst mit seinem Körper die Maße davon, und antwortet ruhig: „Es ist wahr, ich habe Jenen und noch andere getödtet, und würde, wenn ich am Leben bliebe, noch „mehrere tödten.“ Ist die Höhle hinreichend groß, so muß der Delinquent sich, mit dem Gesicht gegen sein Grab gewandt, an die Längenkante desselben stellen; ein Schlag von hinten stürzt ihn in die Gruft. Man bestreuet ihn nur leicht mit Erde, treibt aber sodann einen scharfzugespitzten Pfahl von hartem Holze durch den Körper des schmerzlich Sterbenden, und füllt zuletzt das Grab völlig mit Erde.

5. Zeittheilung; Rechnung; Sprache.

In diesen Ländern giebt die natürliche Eintheilung des Jahrs in die nasse und trockne Zeit den Negern Veranlassung hierauf ihre Chronologie zu gründen. So sagen sie oftmals: „Ich habe so viele Regenzeiten erlebt, oder dieß Ereigniß trat ein vor so vielen Regenzeiten.“ Das Jahr selbst theilen sie nach Monden, und die Monate nach Sonnen oder Tagen.

Römer sagt von den Negern der Goldküste, sie rechneten vom Neumonde an 21 große gute Tage, hierauf folgten 15 böse, dann 13 kleine gute Tage und 9 besonders schlimme Tage; indeß stimmt dieß doch nicht mit dem Laufe des Mondes überein, obgleich jene 21 Tage stets mit dem Neumonde anfangen müssen. Andern Nachrichten zufolge theilen sie doch nach 7 Tagen, und die Binnenländer bestimmen die Mitternacht nach den Plejaden *).

In Ansehung des Mondes, der begreiflich wie bei fast allen rohen Völkern eine bedeutendere Rolle bei der Zeitrechnung spielen mußte, wegen der so auffallend an ihm bemerkbaren Veränderungen, ist es merkwürdig, daß die Neger um den Senegal sich von den Mondfinsternissen einen ähnlichen seltsamen Begriff machen, als die Amerikaner. Diese glauben nämlich, dem Dutertre, Rochefort, Breton u. a. zufolge, der Mond werde zur Zeit der Finsterniß von einem Drachen verschlungen, oder er habe sodann wenigstens mit einem Drachen einen harten Kampf zu bestehen; er sei daher entweder gar todt oder krank. Sie suchen dann, wie besonders die Peruaner und noch jetzt die Chinesen, durch starkes Geschrei und Geräusch, mit Becken und Trommeln, den Drachen zu verscheuchen, und den Mond wieder zu erwecken; ja die erstern binden zu gleicher Zeit ihre Hunde an Bäume, und peitschen die armen Thiere, um sie zum Bellen und Heulen zu zwin-

*) Barbot allg. Reis. III. 623.

gen. Hiebei giebt nun besonders die Vorstellung mit dem Drachen sehr weit in die Vorzeit fallende Aussichten an die Hand. Bekanntlich nannten die Araber die beiden Knoten des Mondes, so wie der übrigen Planeten, das heißt, die Punkte des Durchschneidens der Planetenbahn und der Ecliptic, den einen, den aufsteigenden, den Drachenkopf, und den niedersteigenden Knoten, den Drachenschwanz. Noch jetzt deuten wir durch das Zeichen einer fast in sich selbst gekrümmten Schlange die Knoten an, und nennen die Periode von einem aufsteigenden Knoten bis wieder zum nächsten, den Drachen-Monat.

Da nun die Sonn- und Mondfinsternisse nur um die Knoten und in denselben sich ereignen können, so bleibt jene seltsame Auslegung der Finsternisse, und daher ihre Feier, höchst merkwürdig. Dieß ist noch auffallender, wenn man weiß, daß die alten Indier sich gleichfalls des Drachens zu dieser Bezeichnung bedienten, ja daß die Braminen bei ihren Berechnungen der Finsternisse, worin sie, nach Gentils Zeugnisse, sehr geübt sind, auf eine mysteriöse Art den Abstand des Mondes vom Knoten durch das Wort Potana-Chaudara, d. i., der durch einen Drachen beleidigte Mond, ausdrückten *). Mit Recht bewundert man dieses Zusammentreffen der Ideen bei so sehr auseinander gelegenen, zum Theil völlig unkultivirten Völkern, gerade in einer Sache, die offenbar nur durch höhere Geistescultur, ja nur durch

*) Le *Gentil* Voyage dans les Mers de l'Inde T. I. p. 209 u. f.

tiefes, auf anhaltendes Beobachten sich gründendes Denken konnte zu Stande gebracht werden. Scheint dieß nicht alles auf einen höhern Grad der Kultur, und auf eine engere Verbindung der Völker im graueſten Alterthume zu deuten, oder auch auf Traditionen, die einen gemeinſchaftlichen Urſtamm der Nationen zum Grunde ſetzen? Zeigen ſich nicht hier vielleicht bedeutende Aufſchlüſſe ſelbſt für die Geologie? Doch dieſe Unterſuchungen gehören eigentlich zu der Geſchichte des Menſchen; dort werde ich ſuchen, ſie genauer auseinander zu ſetzen.

Die geographiſchen Begriffe dieſer Völker ſind übrigens in unſern Tagen ſehr beſchränkt. Sie denken ſich die Erde als eine große Fläche; das Meer iſt ihnen aber nur ein geſalzener Fluß. Es iſt merkwürdig genug, daß ſich die Alten ſelbſt den Ocean als einen Salzfluß dachten, der die Erde umgiebt. An den entfernteſten Küſten dieſes Fluſſes ſetzen dann die Neger das Land der Weiſſen; und hinter dieſem das Land, woſelbſt die Sklaven verkauft werden *).

In der Rechenkunſt ſind die Neger freilich nicht alle Fullers **); indeß ſind ſie dennoch ganz geſchickte Handelsleute. Sie rechnen die größten Summen, ſelbſt die ſchwerſten, ſehr ſchnell zuſammen. Dieß iſt deſto merkwürdiger, da einige dieſer Völker, z. B. die Jalofen, bei der Pentadik ſtehen geblieben ſind, ſtatt zur Decadik fortzuſchreiten. Dieß rührt bei ihnen von dem

---

*) M. Park S. 244.

**) M. ſ. zuvor über Banneker und Fuller.

sonderbaren Vorzug, den sie der rechten vor der linken Hand geben. Sie wiederholen dann bei dieser Rechnungsart stets die fünf ersten Zahlen: Ben, Yar, Niet, Nianet, Gurum. Letzteres macht nun die erste Abtheilung, nämlich Gurum Ben ist 6 u. s. w. bis zehn, welches bei ihnen Fuck heißt; hier zählen sie nun Fuck = ac = ben 11 u. s. w. 16 heißt dann Fuck= ac = gurum = ben u. s. w. bis 20, bei ihnen Nitt; bei 30 fängt wieder eine neue Benennung an, nämlich Fanever; 100 heißt Temer, 200 Yar = temer u. s. w. 1000 heißt Gun, und 1260 Gun = ac = yar = temer.

Andere Völker scheinen indeß nach der Decadik zu rechnen; denn die Sara = Wullis zählen bis 10, Tamo mit verschiedenen Worten fort, allein 20 heißt bei ihnen zweimal zehn, Tamo di Fillo, Fillo heißt zwei *).

Einer unserer gelehrtesten Geographen **) glaubt, daß in Afrika eine größere Anzahl von Sprachen geredet würde, als in den übrigen drei Theilen der Welt zusammengenommen. Es ist auch allerdings wahr, daß fast jeder kleine Distrikt, oder vielmehr Völkerstamm, so nahe er oft neben dem andern wohnt, seine eigene Sprache redet. Allein ist dieß nicht derselbe Fall bei den kleinen Völkerschaften von Süd = Amerika? In der einzigen, freilich großen Provinz,

*) Golberry II. 91.

**) Hr. Hofr. Bruns system. Erdbeschreibung 5r Th. S. 160.

Chaco, rechnet der Missionär Jolis 50 Völkerstämme und eben so viel verschiedene Sprachen *).

Das Unangenehmste ist hiebei, daß die Nachrichten, welche uns die Reisenden von diesen vielartigen Sprachen geben, unter sich selbst so sehr abweichen, ja daß die Proben der Sprache von ein und derselben Nation oft gänzlich verschieden sind. Mungo Park sagt ausdrücklich, die Sprache der Jalofen sei reich und energisch; Golberry hingegen nennt sie arm aber lieblich. Uebrigens stimmen die so eben von Golberry angegebenen Worte für die Zahlen ganz gut mit denen überein, welche M. Park uns von eben diesen Zahlen mitgetheilt hat, sobald man nur Rücksicht darauf nimmt, daß die verschiedene Aussprache, unter welcher beide Reisende sie aufnahmen, sicher hier gleichfalls eine verschiedene Schreibart hervorgebracht hat.

So heißt nach Park, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 9, 10 und 11, Wihn, dort Ben, das B ist hier nur weich ausgesprochen; Jar, dort ebenfalls Yar; Jat dort Niet, wo wahrscheinlich das N kaum hörbar ausgesprochen ist, so wie ebenfalls bei der Zahl 4, dort Nianet, hier Yanet; 5 dort Gurum, beim Park Yudom, das D mag vielleicht schlecht ausgesprochen sein; 6, ist dann wie dort Yudum-Wihn; 7, Yudum Jar wie dort bis auf 10, welches beim Park Fuhk heißt, grade wie beim Golberry; auch die Zusammensetzung für die Zahl 11, ist bis auf die Aussprache

*) M. s. Taschenbuch d. Reisen 6ter Jahrg. S. 229.

dieselbe, nämlich beim Park Fuck-augh-Wihn, beim Golberry Fuck-ac-ben. Daß diese Rechnungsart aber auch bis ins Reich Burnu gedrungen ist, zeigen die Nachrichten des Sherifs Imhamed *).

Einige Sprachen scheinen indeß in den Ländern des Senegals allgemeiner verstanden zu werden, also wie Hauptsprachen zu dienen. So reichte Park mit der Mandingo-Sprache sehr weit ins Innere aus. Dieß ist der gleiche Fall mit der Sprache der Sara Wullis oder Wullis, welche die Franzosen Sarrolets nennen. Ihre Sprache ist nicht so wohllautend, als die der Fulier, allein sie wird in den Königreichen Kasson, Kaarta, Ludamar, ja noch im nordlichen Bambarra verstanden. Die Proben, welche uns ältere Schriftsteller, z. B. Moore und Barbot, von den Sprachen der Fulahs, der Jalofen und Mandingos gegeben haben, zeigen aber eine gänzliche Verschiedenheit, wenn gleich diese drei Nationen einander so nahe, ja oft selbst mit einander vermischt, wohnen **).

Von den Sprachen, welche an der Goldküste geredet werden, hat uns der glaubwürdige ältere Reisende, der dänische Prediger Müller, noch die reichhaltigste Anzeige geliefert. Auch hieraus ergiebt sich, daß in dem dortigen kleinen Königreiche Fetu, worin die dänische Festung Friedrichsburg gelegen ist, die Neger

---

*) Proceedings of the Association for promot. the Discov. of the inter. Parts of Afr. Vol. I. 4to 1790. p. 146.

**) Allg. Reis. zu W. und zu Lande 4to. 3t. B. S. 222. u. f.

nach der Dekadik rechnen. Es ist aber unbegreiflich, daß, da diese Küste so lange und so häufig von den Europäern besucht wird, und da der dortige Handel von so großer Wichtigkeit ist, dennoch von den vielen dortigen Sprachen, (einige Schriftsteller rechnen 8 Sprachen) außer durch Müller nur wenig anders bestimmtes bekannt worden ist, als daß sie gleichfalls sehr von einander abweichen. Hieran soll hauptsächlich der Mangel der Schrift bei den Negern schuld sein.

Noch schätzbarer ist aber die Sprachtafel, welche uns Oldendorp von 22 Negervölkern beigebracht hat *). Hier fällt es denn auf, daß darunter 15 Völker sich ebenfalls der Decadik bedienen, so weit sich dieß nämlich aus dieser Tafel ersehen läßt. Zugleich erstaunt man auch hier über die große Verschiedenheit der Sprachen von Völkern, welche oft nur einige Meilen von einander entfernt wohnen.

Vergleicht man aber diese Sprachproben der Negervölker mit denen der Südamerikaner, wovon die Missionar, z. B. Dobrizhofer, Veigl, Jolis u. a. uns mehrere haben kennen gelehrt, dann fällt das Urtheil ganz zu Gunsten von Afrika aus. Alles ist hier sanfter, leichter auszusprechen, nirgend eine so große Anhäufung von harten, fast ganz aus Consonanten zusammengesetzten Sylben und langen Worten.

Bei der Lage von Afrika, bei seiner nahen und langen Verbindung mit der übrigen alten Welt, und end-

*) Geschichte der Mission der evangelischen Brüder auf den caraibischen Inseln. Barby 1777. 1r Th. S. 346.

lich bei dem wichtigen Einfluß der Mauren und auch der Araber in Afrika, muß zugleich vieles selbst von ihrer Sprache mit in die der Neger eingemischt worden sein. Daher hält jener große Sprachkenner *) es mit vollem Recht für die Wissenschaften sehr wünschenswerth, mehrere Aufklärung, besonders über die Sprachen derjenigen Neger zu erhalten, welche als Handelsleute tief ins Innere dieses Welttheils eindringen, z. B. über die Sprache der Mandingo-Neger. Denn wie tief die Araber oder Mauren dort eingedrungen sind, erhellet daraus, daß man mehrere derselben oftmals bei den Dahome-Negern, also an der Küste von Guinea findet. Was müssen sie für eine weite Reise bis dahin zu machen haben, selbst wenn sie auch nur von irgend einem unweit des rothen Meeres gelegenen Lande kommen, und wie müssen sie allerorten sich einer guten Aufnahme versprechen können, da sie so einzeln und so oft diese Reise wagen?

Wahrscheinlich werden sich dereinst bei besserer Kenntniß dieses Welttheils die Sprachen gleichfalls auf einzelne Hauptsprachen zurückbringen, und hiernach selbst die Völker ordnen lassen. Schon bietet sich zu einer Art von Anordnung derselben eine andere Methode dar, nämlich die Einschnitte der Haut, womit mehr oder minder fast jede Nation bezeichnet ist, oder auch ihr gänzlicher Mangel. So tragen die Mandingos, wenn sie deren haben, vertikale Einschnitte auf dem Gesicht, andere hingegen, z. B. die Konga-Neger, nur

*) Hr. Hofr. Bruns.

einen; die Saron aber 7 dergleichen, andere Neger wiederum horizontale, noch andere krumm eingeschnittene Linien, welche selbst wieder nach den verschiedenen Nationen verschieden sind *).

Für das uns hier vorgesteckte Ziel werden diese allgemeinen Bemerkungen über die Verschiedenheit der Sprachen der Afrikaner und ihrer Abzeichnungen hinreichen. Wir setzen nur noch hinzu, daß ihre Arten sich zu begrüßen eben so mannigfaltig, als höflich sind. So haben sie einen eigenen Gruß für den Morgen, für den Mittag und den Abend; der gewöhnlichste Gruß besteht aber in der Frage: „befindest du dich wohl?“ Jetzt zu ihrer

6. Religion.

Zwar ist bei der jetzigen Lage der Dinge sowohl das Christenthum als ganz vorzüglich die Religion Mahommeds in Afrika eingedrungen; allein hier ist nur die Rede von der Original-Religion, noch jetzt der allgemeinsten aller Negervölker. Und diese ist der Fetismus. Unter der Fetis-Religion versteht man nämlich das Anbeten irgend eines Gegenstandes der Natur oder der Kunst, welcher den Menschen entweder überhaupt außerordentlich oder auffallend scheint, oder ihnen wichtig ward wegen seines Nutzens oder Schadens, worin sie wohlthätige oder schädliche Eigenschaften oder übernatürliche Kräfte zu sehen glaubten. Den ersten, rohesten Nationen stand daher gleichsam die ganze Schö-

*) Oldendorp und Isert.

pfung für ihre Anbetung offen, je nachdem dieses oder jenes Thier, Meteor, Element, dieser oder jener Baum oder Berg, ihnen nach obigen Ideen dazu Anlaß gab. So gehört denn der Fetismus unstreitig zu den ältesten Religionen, denn Staunen, Furcht oder Freude über zufälliges Glück erzeugte sie.

Dennoch sind diese Fetisch-Anbeter oftmals zugleich wahre Gottesverehrer. Viele Neger-Nationen fühlen deutlich die Lächerlichkeit der von dem großen Haufen selbst gewählten oder gar selbst fabricirten Götter; ja man könnte leicht zeigen, daß fast unter allen Neger-Nationen stets mehrere Individuen vorhanden sind, denen die Idee eines Schöpfers, eines höchsten Gottes eigen ist, und die ihren Fetisch nur als Repräsentanten zwar höherer Wesen, aber nicht des höchsten, ansehen. Oldendorp, der in Westindien durch judiciöses Beobachten viele Neger-Nationen besser studirte, als mehrere Reisende in Afrika selbst, behauptet gar nicht mit Unrecht, daß alle Neger-Nationen den höchsten Gott als ein mächtiges, wohlthätiges Wesen anerkennen.

Sieht man aber jene todte und lebende Gegenstände der Verehrung oder Fetische auch nur als Untergötter, oder Penaten an, so zerfallen sie dennoch wieder in zwei Abtheilungen, in National-Götzen und Familien- oder Haus-Götzen. Jene der ganzen Nation angehörend und von weit größerer Bedeutung, sind unveränderlich, dahingegen die individuellen Haus-Götzen auf mancherlei Weise geändert und vervielfältigt werden. Indeß giebt es selbst unter den Nationen Abstufungen oder Grade. So sind

in Whidah auf der Küste von Guinea mehrere Hauptgottheiten, z. B. eine schöne Schlangenart, das Meer, eine besondere Baumart. Allein jene Schlange hat vor allen den Vorrang; beim Oldendorp *) heißt sie Daboya. Die Schlange, welche hier den großen National-Fetis ausmacht, ist aber nicht die Riesenschlange (Boa constrictor), wie man hin und wieder annimmt; sie ist viel kleiner, höchstens drei Ellen lang und so dick als ein Mannsarm; der runde Kopf hat große schöne Augen, und der ganze weißgrauliche Körper ist wellenförmig mit blauen und braunen Streifen und Flecken überlaufen. Sie ist ein völlig harmloses Thier, welches dadurch zugleich sehr nützlich wird, daß sie stets sowohl auf die Ratten, als besonders auf die schwarzen giftigen Nattern Jagd macht, und zwar gewöhnlich, des Vorzugs der Größe ihres schlimmen Feindes ungeachtet, mit Glück. Dafür wird dieß schöne gutartige Thier denn von den Negern nicht etwa bloß geehrt, sondern es hat seine eigene bedeutende Tempel, ja selbst eine Menge Priester und Priesterinnen. Desmarchais hat einen feierlichen Zug zum Tempel der Schlange beschrieben und gezeichnet, so wie er ihn selbst anzusehen Gelegenheit hatte.

Diese große Ceremonie ereignete sich gleich nach der Krönung des neuen Königs. Sie ward zweimal wiederholt; das erstemal wohnte ihr nur die Mutter des Königs nebst den Hofdamen, Ceremonienmeister und sogenannte Cammerherren bei, begleitet von vielen Mi-

*) Oldendorp a. a. O. 328.

litär und Hofmusikern. Er zählte dabei über 260 Männer und 76 Frauenzimmer, alle in größtem Staat, und nach ihrem Range in verschiedenen Abtheilungen, welche dann stets von den Soldaten und den Musikern regelmäßig unterbrochen waren. Zwölf Weiber des Königs trugen große Geschenke an Speisen für die Schlange. Der Oberpriester ging vor der letzten Abtheilung von 40 Musikern. Das Volk lag zu den Seiten des Zuges auf den Knien. Als der Zug beim Tempel anlangte, warf sich alles vor der Thür desselben auf die Erde und streuete zum Zeichen der Verehrung Erde auf das Haupt. Hinein in den Tempel wird selbst die königliche Mutter nicht gelassen, ja dem Könige soll diese Ehre nicht erlaubt sein; er kann sein Gebet nur durch den Oberpriester zur Schlange gelangen lassen.

Jährlich werden mehrere junge Mädchen zum Dienste der Schlange geraubt, in den Dienst eingeweihet und deßhalb auf eine eigene Art tatowirt.

In allen wichtigen Angelegenheiten des Landes z. B. bei Kriegen, Dürre, Mißwachs, ruft man die Schlange an, und sendet ihr große Geschenke. Diese werden fast jederzeit von den Priestern bestimmt, und bestehen nicht etwa bloß in Nahrungsmitteln, sondern oftmals in schönen seidenen Zeugen, Schießpulver, Brandewein und andern ausländischen Waaren. Offenbarer kann denn der Pfaffenbetrug nicht sein; dennoch lassen sich ihn die Großen gefallen; indeß geschahe es, daß der König bei einem Mißwachs einstens, unwillig über die groben Forderungen der Priester, neue Geschenke zu senden versagte.

Die Schlange wird aber nicht nur in der Noth oder bei jeder wichtigen Sache um Hülfe angerufen, sie wird auch zuvor bei unbedeutenden Angelegenheiten befragt. Der Oberprieſter ertheilt ſodann die Antwort, und dieſe iſt häufig nach der Wichtigkeit der Geſchenke eingerichtet.

In ſoweit darf man mithin ſagen, daß die Orakel noch nicht mit der Entſtehung des Chriſtenthums oder vielmehr mit Chriſto aufgehört haben, wie Daläus dieß dennoch weitläuftig zu beweiſen ſuchte. Indeß ſei man gerecht. Sobald von kultivirten Nationen, wie dieß doch die Griechen und Römer waren, die Rede iſt, dann ſteht jene Behauptung der Wahrheit näher.

Die Schlange von Whidah hat mehrmals Unglück veranlaßt. Europäer, welche aus Unkunde ein ſolches Thier tödteten, wurden die Opfer der Volkswuth. Ja, eine ganze Heerde Schweine ward von den Negern niedergemetzelt, weil eins derſelben eine heilige Schlange gefreſſen hatte.

Iſt in Whidah die Schlange der größte Fetiſch, ſo iſt es bei den Dahomern der Tieger (wahrſcheinlich Panther) und bei andern dortigen Nationen beſonders das Meer. Indeß iſt es merkwürdig, daß der König von Aſſionth 1786. das Meer niemals ſehen durfte; ſeine Pfaffen hatten ihn überzeugt, er werde bei Erblickung deſſelben ſterben.

Bei andern Völkern iſt dagegen der Leguan, eine große Eidexe, der Hauptfetis; und ſo wechſelt dieß bis zum unbeſtimmbaren ab. Hat ſich ein Neger irgend einen Gegenſtand zum Fetis gewählt, dann bringt er

ihm Opfer, er fragt ihn um Rath, kurz er sieht ihn für seinen Gott an, und dieß nennen sie Fetis machen.

Der Neger von Guinea nennt seinen Fetis oder Götzen Bossum und sieht ihn als den Urheber des Guten und des Bösen an, welches ihm wiederfährt.

Merkwürdig sind die Sühnopfer, welche man bald dem Fetis oder Bossum zur Besänftigung seines Zorns bringt, ein andermal aber um etwas von ihm dadurch zu erbitten. Ein Mährischer Bruder war Zeuge von einem solchen Sühnopfer, das die Neger unweit des Cap Monte (etwas nördlicher als die Pfefferküste) einem Flußgotte brachten, in welchem drei Europäer ertrunken waren.

Die Neger-Priester, mit weißen Pagnes oder Gürteln und grünen Kränzen um den Hals geziert, gingen in Begleitung des Königs und eines zahlreichen Gefolgs zum Strome, und ein Priester trat in Begleitung etlicher alten Männer in denselben bis an die Knie hinein. Dann hob er einen Ziegenbock, den Sühnbock, in die Höhe, zeigte ihn allen Anwesenden, redete dabei etwas weniges, und seine Begleiter, die Alten, rührten das Opferthier an, indem sie einige Worte aussprachen. Dann durchschnitt ihm der Priester die Kehle, und ließ das Blut in den Strom fließen. Nachdem sich der Bock verblutet hatte, ward er am Lande zugerichtet und unter heiligen Ceremonien verzehrt. Endlich wurde noch etwas Brandewein zum Opfer in den Fluß geschüttet. Es schien einer Bemerkung nicht unwerth, daß auch hier gerade diese Thierart zum Sühnopfer ge-

wählt ward, wenn nicht gleichfalls andere Thiere hiezu genommen wurden, z. B. Hüner.

Bei großen Freudensbezeugungen wählt man als Dankopfer weiße Schafe und weiße Hüner. Der Vorzug der weißen Farbe scheint den meisten Völkern als Sinnbild der Reinheit wohl gemeinschaftlich zu sein.

Uebrigens haben die Neger auch in mehreren Theilen ihrer Länder, besonders an öffentlichen Wegen einige Altäre, oft nur von Palmblättern, worauf sie ihre Gaben, oftmals nur Früchte, den Göttern darbringen *). Sie begleiten dergleichen Opfer mit Gebeten, die bei einigen Nationen nichts weniger als heidnischen Inhalts sind.

Das Volk Watje hat seinen Wohnsitz unweit der Amina, Kassenti und Sokko Neger, also ziemlich tief landeinwärts der Goldküste. Eine Negerin aus dieser Nation sprach jedesmal vor dem Essen folgendes Gebet: „O Gott ich kenne Dich nicht; Du aber kennst „mich; Deine Hülfe ist mir nothwendig. Beim Essen „sprach sie: „Herr Gott Du hast uns dieß gegeben, „Du hast es wachsen lassen;“ und bei der Arbeit sagte sie „Herr Gott Du hast gemacht, daß ich Kraft habe „dieses zu thun.“

Die Neger von der Nation der Tembu, weiter östlich, oberwärts der Goldküste, beten früh Morgens „Gott hilf uns, wir wissen nicht ob wir Morgen noch „leben, wir sind in deiner Hand.“ Biblischer konnten sie sich schwerlich ausdrücken **).

*) Oldendorp.
**) Oldendorp. S. 325.

In Senegambien oder den Ländern zwischen dem Senegal und der Gambia, woselbst sich der Mahomedismus sehr mit dem Fetismus vermischt findet, nehmen die Fetisanbeter, als wären sie wahre Manichäer, zwei Grundwesen an, ein gutes und ein böses Princip. Da sie das gute Wesen unfähig halten ihnen zu schaden, so bezeugen sie ihm gar keine Verehrung, beschweren es auch nicht durch ihre Bitten. Nur allein an letzteres richten sie ihre Andacht und Verehrung durch Bitten und Opfer; und nur dieses hat dann seine Tempel und Priester. Ein solcher Tempel besteht oft lediglich aus einigen Baumstämmen, die in einem Kreise herum stehen, einem Dache, das mit Zweigen und Blättern bedeckt ist, einem viereckigen Altar in der Mitte des Kreises, ohne Götzenbild und ohne Figur, weil der böse Geist nicht sichtbar ist *).

Hierin scheint die Original-Religion der Neger von Senegambien zu bestehen, denn dasjenige, was uns Moore, Jannequin und andere frühere Reisende davon und von den Priestern, den Marabuten erzählen, gehört offenbar fast gänzlich zu der Religion der Mauren, nämlich zu dem dort eingedrungenen Mahomedismus.

Diese, die Marabuten haben sich der gutmüthigen abergläubischen Neger fast gänzlich bemächtigt. Sie hängen ihnen eine Menge Amulete, Grisgris genannt, gegen Bezahlung auf, lassen sie allah allah rufen, weissagen ihnen und kuriren sie durch Zauberei, alles zu

*) Golberry.

ihrem Privatvortheil. Indeß haben sie dennoch manches Gute gestiftet. Sie halten eigne Schulen, worin die Negerkinder im Lesen, Schreiben und Rechnen Unterricht erhalten, und so gering der Grad der dadurch eingeführten Aufklärung auch sein mag, so ist doch ein so unterrichteter Neger stets vorzuziehen. Die Religion der Mauren ist und bleibt aber bei den Negern noch stets mit ihren alten Gebräuchen des Fetismus stark versetzt, und oftmals kennen sie von dem Glauben Mahomeds weiter nichts als einige kurze auswendig gelernte Formeln und die Beschneidung.

Unter den Festen der Neger findet sich eins, welches fast allen diesen Nationen gemein ist, nämlich das Fest der Erndte. Dieß ist eigentlich ein Dank- und Freudenfest, bei welchem unter einigen Nationen, z. B. den Watje Negern, das Volk unter Anführung eines Priesters dreimal auf die Knie fällt und Gott für die gute Erndte dankt. Hierauf bezeugen sie ihre Freude durch Händeklopfen, halten ein öffentliches Mahl von einigen dazu geschlachteten Schafen und Hünern und endigen gewöhnlich mit Tanzen.

Dieß führt uns zu diesen und andern Vergnügungen der Neger.

7) Lustbarkeiten, Musik und Spiele.

Man theile die Spiele und Vergnügungsarten in solche, welche den Geist oder vorzüglich den Körper beschäftigen, so steht in beiden der Neger nicht sehr zurück.

Unter den Spielen der ersten Gattung wird bei ihnen besonders das Uri-Spiel geschätzt. Es erfordert

eben so viel Nachdenken, als unser Damenspiel, und ist, Iserts und Golberrys Nachrichten zufolge, sowohl auf Guinea als in Senegambien bekannt. Es ist, sagt letzterer, der uns eine Zeichnung davon mitgetheilt hat, ein Combinationsspiel, das besonders von dem Fulha- Jolofen- und Mandingo-Negerinnen leidenschaftlich gespielt wird. In einem Stücke harten Holzes, 18 Zoll lang, 6 breit und 4 Zoll hoch, höhlt man zwei Reihen kleiner parallel laufender Felder, in jeder Reihe 6 viereckige tiefe Löcher aus, und an jedem Ende befindet sich ein weit tieferes und größeres Feld. Dieß enthält die Kügelchen mit welchen gespielt wird; es sind die Körner des kolossalen Baobabs, gestaltet wie eine Bohne; oder auch kleine Steine*).

Jede Spielerin hat 21 Kugeln zu werfen. Die Würfe geschehen wechselsweise, und das Loos entscheidet, welche von beiden den ersten Wurf haben soll.

Am Ende der Partie müssen alle sechs Felder auf jeder Seite gebraucht sein und im sechsten Felde (Vertiefung) müssen sich alle 21 Kugeln zusammen finden. Diejenige hat die Partie gewonnen, welche ihre Gegnerin in die Unmöglichkeit versetzt hat, ihren letzten Wurf auszuspielen, und welche dabei alle Regeln des Spiels beachtet: denn die Würfe sind einzeln mit mehrern Bedingungen beschwert. Hat z. B. die erste Spielerin mit einer Kugel angefangen, so muß die zweite, der Regel nach, wenigstens mit 2 oder 3 Kugeln in ihrem Wurfe nachfolgen.

*) Isert.

Die Kunst besteht darin, es durch Combination dahin zu bringen, daß beim letzten Wurf in der Hand des Gegners noch eine solche Anzahl Kugeln übrig bleibt, die den Regeln des Spiels nicht angemessen ist.

Das Uri-Spiel läßt mehr Combinationen zu, als unser Damenspiel, dessen ohngeachtet wird es nur allein von Frauenzimmern gespielt. Schon im 10ten Jahre studiren die Negerinnen dieß Spiel mit vielem Fleiße und anhaltendem Nachdenken.

Ein gewöhnlicheres Spiel, ein wahres Hazardspiel, welches besonders die Mannspersonen beschäftigt, ist das Spiel Boß. Drei Boß, nämlich Porcellan-Schnecken (Cypraea moneta) werden in die Höhe geworfen, und derjenige der beiden Spieler, dessen Boß beim Herabfallen auf die Oeffnung der Muschel zu liegen kommen, hat die ausgesetzte Summe gewonnen. Sie spielen es mit solcher Leidenschaft, daß oft ein Neger seine ganze Habseligkeit, ja sogar, wie unsere alten Germanen, seine eigene Freiheit aufsetzt und verliert.

Ihr wichtigster Zeitvertreib ist aber der Tanz. Tanzen ist selbst im Sklavenstande dem Neger unentbehrlich, und wie Golberry sehr passend sagt, alle Nächte tanzt ganz Afrika. Kaum ist die Sonne untergegangen, so hört man in allen Dörfern Gesänge zum Tanz. Diese Tänze erstrecken sich selbst auf die Kinder, und auch diese halten bereits Takt. Uebrigens zeigen sie, durch ihre Sprünge und vielartigen Drehungen des Körpers, nur große Biegsamkeit, ohne die mindeste Anständigkeit.

Dennoch scheint ein neuerer Beobachter den Negertänzen den Vorzug vor unsern Tänzen zu geben. In

den Tänzen der Afrikaner, sagt er, wobei die Action der Beine stets der des Leibes und der Physiognomie untergeordnet erscheint, kommen keine frostige Einschiebsel vor*). Nie können unsere berühmtesten Tänzer, selbst bei dem glücklichsten Erfolge ihrer Kunst, einen so tiefen und allgemeinen Eindruck bei den Zusehern hervorbringen.

Oftmals werden, angesehenen Personen zu Ehren, große Bälle, Folgars, gegeben. Auch führen sie pantomimische Ballette, Allegorien auf besondere Gegenstände, z. B. auf Schlachten, auf Erbauung eines Forts u. d. auf.

Die Musik zu diesen Tänzen ist mehrentheils feierlich; die Gesänge sind einförmig und traurig. Indeß sind die Neger dennoch so sehr dafür eingenommen, daß man in vielen Dörfern Senegambiens zu den nämlichen nächtlichen Stunden dergleichen Gesänge erschallen hört. Oftmals singen Dörfer, die eine Viertelmeile von einander entfernt liegen, Wechselgesänge mit einander. Man erstaunt, sagt Golberry, über die Stille und Aufmerksamkeit, welche selbst die jüngsten Mädchen während eines solchen Wechselgesanges beobachten.

An musikalischen Instrumenten haben die Neger eine bedeutende Abwechselung. Blasinstrumente sind, Flöten aus einem Elephantenzahne geschnitzt. Sie werden aus den kleinen Zähnen mit vieler Kunst geschnitten, geben aber nur harsche Töne an. Ueberdieß haben sie auch Rohrflöten.

*) *Robin* Voyages T. I. p. 43.

Mungo Park faßt ihre Instrumente auf folgende Art zusammen. Die vornehmsten darunter, sagt er, sind die Kuntings, eine Art Zither mit drei Saiten; die Karro, eine Art großer Harfen mit achtzehn Saiten; Golberry nennt diese Kila. Die Simbing, eine kleine Harfe von sieben Saiten; der Balafu oder nach Andern Ballard, ein Instrument, das aus 20 Stücken harten Holzes von verschiedener Länge besteht, woran unterwärts hohle Kürbisschalen hängen um den Schall zu verstärken. Der Balafu, eine Art Strohfidel, ist künstlich genug zusammengesetzt, denn die Hölzer sind so abgemessen, daß jedes einen eigenen Ton oder halben Ton der Tonleiter angiebt, wenn der Spieler mit den beiden Klöppeln oder Schlägeln, die mit Werg bezogen sind, darauf spielt. Auch halten es die Neger selbst schwer, ein solches Instrument zu verfertigen. Oft trägt der Musiker noch Schellen an den Armen, um die Musik lebhafter und stärker zu machen. Man hört den Balafu sehr weit. Ferner haben sie den Tenlang, eine Art Trommel, die unten offen ist, und endlich, die große Trommel Tabala; sie ist die Lärm- und Kriegstrommel. Die Trommeln sind indeß auch bei den verschiedenen Nationen selbst verschieden. Uebrigens ist es ein Hauptinstrument der Neger, welche überhaupt geräuschvolle Musik aller übrigen vorziehen.

Die Musiker, bei ihnen Giriots oder Gueriots genannt, ziehen stets mit kleinen Trommeln und andern Instrumenten umher. So nothwendig sie den Negern auch sind, und ob sie gleich von den Landesfürsten oftmals besoldet werden, so achtet man sie dennoch nicht;

vielleicht deßfalls, weil sie als Schmarotzer und Schmeichler bekannt sind. Diese Verachtung geht so weit, daß man ihnen nach ihrem Tode sogar ein ehrliches Begräbniß versagt; gerade der Fall der Comödianten bei uns in vergangenen Zeiten. Die Anverwandten sehen sich daher gezwungen, den Leichnam eines Gueriots in einen hohlen Baum zu stecken, damit er nur nicht von den wilden Thieren gefressen werde.

Außer den angeführten Belustigungen sahe Mungo Park bei den inländischen Nationen, bei den Kuntschoren, gleichfalls Wettstreite und Faustkämpfe. Die beiden Kämpfer, zwei starke junge Leute, und wie's dem Engländer schien, seit mehrerer Zeit hiezu angezogen, hatten sich den ganzen Körper, wie die alten Athleten, zuvor mit Oel oder Butter eingesalbt. Nachdem die Zuschauer einen Kreis um die Arena geschlossen, näherten sie sich einander auf allen Vieren. Eine Zeitlang fochten und parirten sie mit einer Hand gegen einander; dann aber sprang einer von ihnen auf, und suchte den andern beim Knie zu fassen und durch Kraft und Gewandtheit zu überwältigen. Der Stärkere behält indeß gewöhnlich die Oberhand; wenig Europäer, sagt der Engländer, würden sich aber wohl mit dem Sieger haben messen können. Auf den Kampf folgte ein Tanz von mehreren Personen; sie tanzten nach der Trommel und hatten dabei kleine Schellen an den Armen und Beinen. Am Abend ward darauf Getränk zur Erfrischung gegeben, nämlich das erwähnte Bier, welches aus dem Holcus spicatus, der zuvor gemalzet worden, ge-

brauet war und völlig dem englischen Biere an Güte gleich kam.

8) Tod und Begräbniß.

Zwar ist bereits der gräßlichen Begräbnißfeier der Großen unter den Negern Erwähnung geschehen; allein es bleibt uns noch eine Lücke auszufüllen von den Begräbnissen der Geringern.

Für die natürliche Geschichte des Menschen ist es nicht unbedeutend zu wissen, daß die Neger, überhaupt genommen, kein hohes Alter erreichen. Dieß scheint desto merkwürdiger, da diese Nationen im Ganzen sehr mäßig leben, und besonders sehr einfache Speisen genießen. Mit 40 Jahren, sagt Park, bekommen die Mandingos schon graue Haare, und wenige überleben 55 bis 60 Jahre. Ein gleiches bezeugt Bosman von den Negern an der Goldküste. Nur Müller behauptet das Gegentheil; allein die Kennzeichen, welche er als Beweise eines hohen Alters anführt, z. B. die weißen Haare u. dergl. können ja bei früherem Abnehmen der Kräfte sich, wie dieß die übrigen Reisenden bezeugen, früh einstellen. In Westindien erreichen sie indeß oftmals ein hohes Alter*).

Schon vorhin haben wir der Krankheiten der Neger erwähnt. Die dorthin reisenden europäischen Wundärzte sollten aber auf die großen Kuren besonders Acht haben, welche oftmals von Negerweibern vermittelst einiger Kräuter verrichtet werden; denn dieß bezeugen einstim-

*) Oldendorp. S. 407.

mig die Nachrichten über Senegambien und Guinea. Wer weiß, ob wir nicht in Afrika eben so wichtige Arzneien, als die China, Rhabarber u. a. sind, entdeckten? Sie bringen in Senegambien die Kranken gleichfalls in Dampfbäder, auch ist das Schröpfen nicht ungewöhnlich.

Auffallend scheint es, daß den Menschen, welche die größten Schmerzen standhaft ertragen, die dabei dem Tode so oft ruhig ins Gesicht sehen, dennoch, wie Smith bezeugt, der Krankheitstod so furchtbar scheint. Aerzte, Amulete, Opfer, ja das Leben anderer Menschen, alles wird dann zur Erhaltung des Lebens ängstlich aufgeboten.

Reicht dieß alles aber nicht hin den Kranken zu retten, dann erschallen heftige Wehklagen, ja lautes Geheul von Seiten der Weiber und Anverwandten des Verstorbenen. Und dieß dauert mehrere Monate. Sie zerkratzen sich dabei Brust und Gesicht.

Die meisten Negernationen begraben ihre Todten, theils gleich unmittelbar unter die Erde, theils setzen sie sie in Grüften bei. Nur wann die Mandingo-Neger glauben, der Kranke sei durch Gift oder Zauberei umgekommen, verbrennen sie den Leichnam. Außer den Guriots oder Musikern und Bänkelsängern versagt man auch bei einigen Nationen den Selbstmördern die Beerdigung.

Angesehene Familien haben auf Guinea ihre eigene Gruften, welche nach Beisetzung der Leiche zugemauert werden. Die Leiche selbst wird in mehrere gewöhnliche weiße Tücher zuvor eingewickelt; in einigen Ländern bedient man sich hölzerner kurzer Kisten statt eines Sarges.

Leider ist bei mehreren Großen, wie schon oben bemerkt wurde, das Ermorden der dem Verstorbenen treuesten Weiber und Sklaven gewöhnlich; sie werden dann mit in das Familenbegräbniß eingescharrt.

Auch wird bei einigen Nationen Speise und Trank auf das Grab gesetzt.

Andere Nationen erbauen um das Grab eine kleine Hütte, oder legen einen kleinen Garten darum an. Wiederum andere begraben den Körper in dem Wohnhause selbst, welches sodann von der Familie verlassen wird. Ueberhaupt ist den Negern nichts so sehr zuwider, als weit von dem väterlichen Herde begraben zu werden. Ist daher die Entfernung des Orts, woselbst ein Neger starb, nicht gar zu groß, so bringen sie selbst mit Kosten und Mühe den Körper zur Heimath zurück, um ihn hier zu beerdigen. Ist aber der Ort zu weit entfernt, so lösen sie das Fleisch von den Beinen, um wenigstens diese im Vaterlande zu begraben. Ansehnliche Begräbnisse geben Anlaß zu einem bedeutenden Gastmahle, das sich sodann mit einem Folgar (Ball) endigt.

Die Trauer einer Witwe dauert bei einigen Nationen z. B. bei den Watje, ein ganzes Jahr. Sie darf während dieser Zeit weder das Haus verlassen, noch sich waschen, noch auch für sich kochen; Anverwandte und Freunde müssen sie indessen erhalten. Nach Ablauf des Trauerjahrs steht es ihr frei sich wieder zu verheirathen.

Sonderbar genug sind, bei vielen Völkern der Zahn- und Goldküste, so wenig die Kinder als die Frauen die Erben des väterlichen Nachlasses. Das Vermögen fällt

auf den Bruder oder nächsten Anverwandten des Verstorbenen, und auf die Schwesterkinder. Nur im Lande Akra fand Bosman hievon eine Ausnahme. In den übrigen Ländern muß der Sterbende daher, wenn er seinen Kindern etwas zuwenden will, es ihnen mit warmer Hand geben. Der Mann einer Schwester des Königs, sagt Oldendorp, mag sein wer er will, Sklave oder frei, seine Kinder sind allemal die rechtmäßigen Erben. Auf die Weise kann es geschehen, daß der Sohn eines Sklaven König oder Fürst wird.

Hiemit mag Guinea hier beendigt sein, nachdem wir zuvor noch einige merkwürdige Naturprodukte dieses reichen Landes genauer werden kennen gelernt haben.

Die südlicher gegen den Aequator liegenden Theile von Benin und die darauf folgenden Länder (sie werden schon mit minderem Rechte zu Guinea gezählt) bleiben einem andern Theile dieser Arbeit aufbehalten.

Merkwürdigkeiten aus der Naturgeschichte von Afrika.

I. Der Termes.

Ist es doch wohl ein kleinlicher Gedanke, überall in der Natur eine Ordnung auffinden zu wollen! Gerade als wenn der Zweck, welchen unsere Vernunft in jede Art der Geschöpfe hineinlegt, oder welchen sie ihr aufdringt, wirklich der Zweck sei, auf welchen die Natur bei deren Hervorbringung hinzielte. Hat sie doch vielleicht gar

keinen dabei gehabt? Denn was hindert uns anzunehmen, daß die ewig rege, ewig bildende und ewig unerschöpfliche Kraft, wodurch das Unermeßliche selbst bis in den oftmals todtscheinenden Theilen belebt ist, je nachdem es die Gelegenheit und die Materie darbietet, irgend eine Form, ein organisirtes Wesen hervorarbeitet; und daß dieses dann in die große, eben so unbestimmte, als daher unbestimmbare Reihe der Körper hineintritt, ohne irgend eine weitere Absicht, als die ihres eigenen Daseyns; mithin ohne einigen Bezug auf ihre Mitgeschöpfe, auf die übrige Körperwelt oder auf deren Nutzen.

Dieß ist sicher ein unendlich höherer Standpunkt zum Uebersehen und Betrachten der Natur. Er giebt einen unabsehlichen Horizont, worin alles ohne Ausnahme sich bilden kann, bloß um sich zu bilden; alles Mögliche sich selbst genügend auf- und abtritt. Wie weit größer erscheint hier alles, als bei jener ärmlichen Eingeschränktheit von Zwecken, von eingezwängten Absichten und von sogenannter Weisheit, nach welcher die Körper stets in einander greifen und sich gleichsam zu ihrem Daseyn und zu ihrem Fortkommen stets einander die Krücken leihen müssen.

Hier ist ein unermeßlicher Spielraum! Denkbares und Undenkbares findet darin seinen Platz, denn kein Wesen hat darin seinen eigenen. Alle stehen sie einzig und allein da, um da zu stehen. Nachbarschaft, Analogie, Ordnung ist nirgend; die sonst geschätzte Weisheit ist Thorheit; aber das Ganze hat eine seelenerhebende Größe. Und diese impfe ich mir durch den Ge-

danken selbst ein, ich gehöre zu diesem unbegränzten Ganzen und habe vor Tausend und aber Tausend organisirten Wesen den Vortheil voraus, dieß denken und daher genießen zu können!

Die engherzigen Physiko-Theologen, wie microscopisch erscheinen sie nicht nach einer solchen mehr als Herschelschen Ansicht des Ganzen! Zogen doch manche unter ihnen sogar alles auf das gewaltsamste auf das einzige Menschengeschlecht, wenigstens führten die billigsten unter ihnen, durch hundert ängstliche Windungen, ein Wesen auf, das nach gewissen Gesetzen nur eine genau abgezirkelte Welt schuf, und das gleichsam von jeder seiner Handlungen der Vernunft Rede und Antwort stehen mußte!

Da wären wir also nun mit einmal über diese Kurzsichtigen hinaus und freueten uns unserer unbestimmbaren Freiheit in Schaffen und Vernichten. Ganze Gruppen organisirter Körper treten nun ruhig vor unsern Augen ab, und die übrigen fühlen durchaus nichts von diesem Verluste; andere springen dagegen durch den blinden Organisationstrieb in die Reihe der übrigen hinein, und keinem ihrer Nachbarn wird dadurch sein Platz beenget. Alles gehet, alles kommt, wie es jene mächtige Plastik, durch Lokalumstände geleitet, vermag, und alles genießt seiner heeren Freiheit und seiner beneidungswürdigen Isolation!

Wenn wir indeß nur allein alles durch die Sinne kennen, alles nur durch die Erfahrung und durch die daraus abgeleitete Betrachtung des Ganzen wissen, dann ist es wenigstens billig, eben diese Erfahrung aufzufor-

dern, daß sie die Entscheidung spreche zwischen diesem erhabenen System der freien Ataxie, und jenem eingeschränkten verjährten Systeme einer zweckmäßigen Ordnung in der Natur, eines absichtlichen Zusammenhanges der organisirten Wesen.

Die Erfahrung zeigt dann jedem gesunden und weit um sich sehenden Auge nicht etwa bloß eine bewundernswürdige Anordnung in dem Baue jedes einzelnen organisirten Körpers, denn vielleicht wüßten jene systematischen Läugner der Ordnung, jene allgemeinen Bildner und Pantheisten, denen durch die erhabene Idee, die Kröte, ihr eignes Ich, den Pfifferling und den Kiesel für Gott selbst anzunehmen, alles und nichts erklärbar ist, diese Anordnung der einzelnen Körper aus ihrer blinden Plastik oder aus den todten Kräften der Chemie, selbst abzuleiten; sondern sie zeigt, wie da viele Tausende dieser Körper einer dem andern zum Unterstützen seines Daseins und seiner Fortdauer die Hand bieten; und wie dieser Zusammenhang so innigst ist, so sehr auf das Ganze einwirkt, daß das Hinwegnehmen mehrerer Arten unausbleiblich die Destruktion vieler andrer nach sich ziehen würde. Sie zeigt, was das wichtigste ist, daß je weiter der Naturforscher in das Wesen und in die Haushaltung mehrerer einzelner Arten eindringt und je einen größern Horizont sein Auge daneben in der organisirten Körperwelt zu übersehen vermag, sich ihm dieser innigste Zusammenhang desto klärer darstellt, ja für ihn endlich durchaus nothwendig wird, zur Erhaltung der Arten unter einander, mithin zur Erhaltung der ganzen belebten Natur. Endlich zeigt sie sogar, daß

die von den neuen Weltweisen so sehr verlachte Idee, viele der übrigen organisirten Körper zum Nutzen des Menschen existirend zu glauben, wenigstens nicht so durchaus lächerlich ist, eben weil vielfache Thatsachen für sie sprechen.

Aus der übermäßigen Anzahl der hiefür redenden Beweise mögen nur einige von denen Statt finden, welche uns zu jenen merkwürdigen Geschöpfen von Afrika am schicklichsten hinführen. Sie sind aus der Uebersicht der allgemeinen Vertheilung der organisirten Wesen genommen, welche in der zoologischen Geographie auf die unläugbarsten Thatsachen gegründet sind *).

Den dort aufgefundenen Gesetzen der Natur zufolge, ist das Meer unter jedem Himmelsstriche unermeßlich bevölkert, während daß die Bevölkerung des festen Landes fast durchgehends mit den Graden der Hitze und Feuchtigkeit im gleichen Verhältnisse steht.

Die Gültigkeit dieser Gesetze hat das seitdem so häufige Durchsuchen aller Zonen, und die in so vielfachen Richtungen unternommene Umseglung der Erde nur noch stärker dargethan.

Unter jedem Grade der Breite fand man die Colossen des Wallfischgeschlechts; die Phoken, und mehrere beträchtliche Seethiere; überall einen gleichstarken Reichthum animalischer Substanzen.

Alle diese unzählbare Menge von Seethieren sind durchaus fleischfressend; und hiezu ist, bis auf höchst wenige Arten der kleinsten Thiere, selbst das Gewürm des Meeres von der Natur gebildet. Viele rüstete sie

*) Zimmermanns zoologische Geographie, IIIter Theil, 1783.

noch daneben mit einer uns unbegreiflichen Verdauungskraft aus. Das Raubgeschlecht der Haien verwandelt einen als Köder ins Meer gelassenen Stockfisch innerhalb ein Paar Minuten schon in sich selbst. Andere, z. B. die Meernessel, erleichtern sich das Verzehren oder vielmehr das Benutzen des erhaschten Thieres dadurch, daß die von ihnen verschluckten aber unverdaulichen Theile, nicht bloß auf die gewöhnliche Weise durch den Mund wieder ausgeworfen werden; die Substanz der Meernessel theilt sich vielmehr deshalb in mehrern Richtungen, aus einer solchen willkührlichen Wunde tritt die Schale der verschluckten Muschel hervor, und die Wunde heilt schneller als die der Götter des Homers.

Diese ununterbrochenen Verheerungen unter den Bewohnern des Meeres hinreichend zu ersetzen, ward den Fischen eine unermeßliche Zeugungskraft zu Theil. Selbst unter den Seefischen von nicht unbeträchtlicher Größe, z. B. bei den Stockfischen u. a. giebt es Mütter von ein bis neun Millionen Embryonen; auch fängt man in einem einzigen Zuge zu Zeiten 10 Tausend Tonnen Heringe; und Norwegen führt oftmals in einem Jahre 16 Schiffsladungen Dorschrogen aus. Nur erst 40320 Körner oder Eier wiegen ein Pfund; ein einziges Schiffpfund enthält über 11 Billionen Embryonen von Dorschen, wie viel dann eine Schiffsladung!

Kleinere Seethiere, Insekten und Gewürm, treten aber zu Zeiten in so unabsehlichen Heeren aus dem Innern des Meeres an die Oberfläche hervor, daß sie nach den gültigsten Zeugnissen eines Byrons, Vanco-

vers u. a. plötzlich mehrere geographische Quadratmeilen bedecken!

Hier entspricht also der Ersatz völlig dem Zerstören. Ein ununterbrochenes Morden gebiert auf das schnelleste neues Leben. Wozu nun aber dieses schnelle Wandeln vom Leben zum Tode? Was geht hieraus für ein wichtiges Resultat hervor?

Nicht mehr und nicht weniger als die Erhaltung der gesamten belebten Erde! Die Verwahrung gegen eine allgemeine Fäulniß; gegen das Absterben aller organisirten Wesen.

Dieser allgemeine Trieb zum Verzehren thierischer Substanzen bewirkt ein unaufhaltbares Treiben und Jagen nach Beute, und eben so sehr einen allgemeinen Trieb zum Vertheidigen und Fliehen vor den Gegnern. Dadurch setzt sich das Innere des Oceans in dauernde Bewegung. Dahin, wo weder die Fluth noch der Sturm hinabdringt, um die Gewässer zu erschüttern, und ihre vielartigen Theile aneinander zu reiben und sie zu mischen, dahin, wo selbst die Kälte nicht reicht und die Fäulniß abwehrt, dahin dringt der Raubfisch, das Raubinsect und das Raubgewürm. Von der Oberfläche bis in die tiefsten Abgründe des Oceans fährt alles durch einander; arbeitet, fliehet, jägt, mordet, verzehrt und wird verzehrt. Nichts bleibt undurchstört, nichts unbewegt, nichts geht in Fäulniß über; alles wird lebendig verbraucht und gebiert sofort wieder etwas Lebendiges.

Ohne diese weise Einrichtung, was wäre binnen kurzem der Ocean? Ein ungeheures Becken voll Eiter;

eine alles inficirende pestilenzialische Masse. Die Atmosphäre verwandelte sich schnell in eine Hülle tödtender Düfte; die ganze organisirte Körperwelt stürbe aus; die gesamte Erde würde ein einziges großes Leichenhaus.

Hier ist also ein auffallendes Ineinandergreifen der einzelnen Theile der großen Maschine der lebenden Welt. Man richte einmal alles anders ein, oder man merze willkührlich mehrere Arten der Raubthiere des Meeres völlig aus, dann stockt sicher dieses erhabene mächtige Triebwerk, und bald folgt sein gänzlicher Stillstand.

Auf dem festen Lande bestätigt sich dieser innere Zusammenhang der organisirten Welt durch folgende, uns den Termiten noch näher führende Thatsache.

Die in der zoologischen Geographie dargethanen Gesetze des festen Landes zeigen, daß die Zahl der organisirten Substanzen mehr und mehr zunimmt, je tiefer man in die warme Zone eindringt.

Diese, gleichsam das vaste Treibhaus der Welt, übertrift an Schnelligkeit und Fortdauer des Entwickelns organischer Körper, und an Reichthum der Arten und Individuen alle übrigen Theile der Erde.

So wie vorhin bei dem Meere würde daher bei diesem ungeheuren Produktionstriebe, bei dem dadurch nothwendigen Hinsterben und Verwesen, diese reiche Erdfläche bald von unaufhaltbaren Epidemien ergriffen, hätte nicht gerade hier die Natur der größten Summe fleischfressender, und jede organische Substanzen mit kaum glaublicher Schnelligkeit verzehrender Thiere, ihren unüberschreitbaren Wohnsitz angewiesen. Von dem Löwen, durch alle die großen Würger des Katzengeschlechts,

zu den unzählbaren Flügen der Aasgeier Aegyptens, der Gallinassen Brasiliens; von da zu den oft große Gewässer brückenförmig bedeckenden Kaimans und Krokodilen, und den tausend Arten der Schlangen, der Eidechsen, der Spinnen, Skorpionen und Kloporten bis zu den Myriaden weißer Ameisen beider Indien herab, was für eine Unerschöpflichkeit von Zerstörern! Aber auch was für ein bewundernswürdiges, genau berechnetes Zusammentreffen des Zerstörbaren mit den Zerstörern!

Ja! eben der Unbegreifliche, der mit einem einzigen Odemzuge die Centralkräfte der todten Materie einblies, sie zwang, sich von jetzt an nach unerlaßlichen ewigen Gesetzen des Maßes und des Gewichts in tausendfache Himmel zu ordnen, jeder glänzend von Millionen Sonnen, Planeten und Trabanten, die um ihre Axe und um ihre Hauptkörper periodisch fortrollen, und hiemit ein unüberdenkbares, schwindelerregendes, anbetungswürdig geordnetes Weltall bilden, eben der Unbegreifliche warf aus dem unerschöpflichen Lichtmeere seiner Kraft und Weisheit einen einzigen Funken auf die zahllosen Myriaden organisirter Körper unsers Erdballs herab, und lehrte hiedurch die Wurzel des Baobabs und des kaum sichtbaren Mooses, die ihnen bekommende Nahrung aufzusuchen, lehrte den Dintenfisch, das Wasser zu seiner Sicherheit und zu seinem Fange zu trüben; die Maurerbienen den Thon zu kneten, daraus ihre künstliche Zelle zu bauen und darin mit jeder Larve ein zu ihrem Wachsthum abgewogenes Maß von Nahrung einzumauern; lehrte den Elephanten sich sofort mit

dem Talent eines Haussklaven in seine Gefangenschaft zu schicken, und lehrte endlich den Menschen, bald jene Himmel selbst zu messen, bald ihre Erhabenheit zu besingen!

Eben dieser Unbegreifliche flößte auch hiedurch dem mikroscopischen Termes die erstaunliche Architektur zu seinen kolossalischen Pyramiden ein, und wies ihm zugleich sein wichtiges Amt in der großen Polizei unserer Erde an.

Er bestellte ihn zu einem der vornehmsten Reiniger jener von organischen Körpern zu übermäßig gefüllten Region. Das Todte und Faulende sollte er auf das schnellste hinwegschaffen; alles wieder durch sich selbst in frische Organisation übergehen lassen, und hiedurch als einer der allgemeinen Erhalter, für das Leben und für die Gesundheit der heißen Zone Sorge tragen.

Die nähere Betrachtung dieses merkwürdigen Insekts wird dieß hinreichend bestätigen.

Der Termit, in einigen Theilen Indiens, bald die weiße Ameise, bald Vague-vague, Bugga-bug, und Holzlaus genannt, ist uns seit dem Ende des 16ten Jahrhunderts durch einen damals berühmten holländischen Seemann bekannt geworden. Schon 1598 bemerkte der Admiral van Hagen, welcher nachmals an Hollands Größe in Ostindien so viel Antheil hatte, längs der Goldküste im Königreiche Sabi, eine Anzahl, den Heuschobern ähnliche Thon- oder Erdhaufen von 15 bis 16 Fuß Höhe, die überall durchbohrt waren, um den darin lebenden Ameisen den Eingang zu gewähren. Seine Nachricht darüber übertrifft an Bestimmt-

heit diejenige, welche sein Landsmann Bosmann, der (1704) eine der vollständigsten Beschreibungen von Guinea lieferte, über diese merkwürdigen Gebäude gab, obgleich er die beste Gelegenheit gehabt hätte, bei seinem 14jährigen Aufenthalt auf der Küste von Guinea, eine genaue Nachricht davon zu geben. Der damalige Zustand der Naturhistorie, so wie sein eigener Stand, läßt ihm indeß diese Fahrlässigkeit hierin eher verzeihen, als einem berühmten französischen Naturhistoriker, welcher sich in unseren helleren Zeiten fünf Jahre am Senegal nur allein zur Erweiterung dieser Wissenschaft aufhielt, diese Gebäude und ihre Baumeister fast täglich vor Augen hatte, und dennoch eine höchst oberflächliche Anzeige von diesem außerordentlichen Phänomen gab.

Nur erst seit 1779 haben wir eine sehr genaue Beschreibung des Thiers, wie es in Ostindien vorkommt, von dem dort damals lebenden Dr. König erhalten. Seit 1781 aber kennen wir durch die unermüdeten Beobachtungen des Engländers, H. Smeathman, die Talente des afrikanischen Termiten, und seine Gebäude. Endlich hat auch Golberry Nachricht von denen gegeben, die er in Senegambien antraf.

Es verdient dieß Geschlecht allerdings eine eigene Stelle unter den Insekten, und diese hat Niemand ihm so passend angewiesen, als der Hofrath Blumenbach. Unter den Insekten mit vier häutigen Flügeln (Hymenoptera) findet der Termes seinen Platz gleich nach seinem, ihm in vielfacher Rücksicht ähnlichen Hauptfeind, der Ameise.

Solander zählte schon 5 Arten Termiten, und wahrscheinlich werden noch mehrere entdeckt werden.

Sie weichen freilich in mehreren Theilen, so wie die übrigen Thierarten ein und desselben Geschlechts, von einander ab; allein ihre Talente in der Architektur und in der Art, ihre Wanderungen und Verheerungen anzustellen, sind ihnen allen, jedoch bald in höheren, bald in minderen Graden gemein; keine derselben zeigt sich aber als ein so großer Meister der Baukunst, als der sogenannte kriegerische Termes; der Termes fatale des Linné.

Diese Art hat, so wie die übrigen Termiten, ja auch mehrere in großen Gesellschaften lebende Insekten, z. B. die Bienen und die Ameisen, drei Hauptverschiedenheiten unter sich. Männliche, weibliche Termiten und geschlechtlose. Die erstern, sagt Smeathman, könnte man den Adel, die höhere Volksklasse (Nobility or gentry) nennen, denn, setzt er, jedoch zum Theil mit Unrecht, hinzu, sie arbeiten nicht und fechten nicht, nur von ihnen können Könige und Königinnen erwählt werden. Diese obere Klasse ist mit 4 Flügeln versehen. Von den Weibchen oder den Königinnen ist hierüber nicht der mindeste Zweifel; dahingegen der genauere Beschreiber der einzelnen Theile des Körpers, der Dr. König, in Rücksicht der Männchen sich hievon noch nicht völlig gewiß hält.

Die Arbeiter sind wie die Arbeitsbienen geschlechtlos (Spadones); und der Engländer theilt diese von neuem ein in 1) Arbeiter, Aufwärter und Versorger der ganzen Gesellschaft, und zugleich Architekten ihrer

großen Wohnung, und 2) in Soldaten, in fechtende Termiten. Letztere sind lediglich mit Vertheidigung des Vaterlandes, der Termiten-Städte, beschäftigt, und haben, wie fast überall, das Vorrecht des Militärs, während des Friedens auf Unkosten der arbeitenden, erwerbenden Volksklasse wohlgenährt in Unthätigkeit ihr Leben hinzubringen. Die Soldaten sind ihm zufolge größer als die Arbeiter, haben ein stärkeres und etwas verschiedenes Gebiß, und ihre Anzahl beträgt nur den hundertsten Theil der Arbeiter.

Der Dr. König schweigt gänzlich von dieser Unterabtheilung; und die von ihm gegebene Anzeige der geschlechtlosen Arbeiter, welche er mit einem starken Gebiß bewaffnet fand, so wie auch die von ihm gegebene Figur zeigt zwei sehr scharfe Fänge oder Zähne, die denen, welche Smeathman von den Soldaten geliefert hat, nicht unähnlich sind.

Die Arbeiter des ostindischen Termes sind aber überhaupt kleiner, als die des afrikanischen; und die Gebäude scheinen mit diesem Unterschiede in gleichen Verhältnissen zu stehen. Die Nachricht von dem ostindischen Termes spricht nur von Gebäuden, die die Höhe eines Menschen erreichen; dahingegen giebt Smeathman das Maß von mehr als 12 Fuß an; andere Reisende reden von 15 bis 16; Jobson von 20; ja Römer sogar von 24. Wenn aber der Körper eines Arbeiters nach Smeathman bei einer geringen Dicke nur ein Viertel eines Zolles, und Dr. Königs Zeichnung zufolge nicht nur schmäler,

sondern dabei nicht einmal zwei Linien lang und von so geringer Schwere ist, daß nur erst 25 derselben einen einzigen Gran wiegen, so wächst dagegen die Königin bis zu einer ungeheuren Korpulenz an. Sie wiegt in diesem Zustande 20 bis 30 tausendmal mehr als ein Arbeiter.

Uebrigens ist manches in Ansehung der Beschreibung des Termes noch ziemlich, wo nicht unbestimmt, doch von einander abweichend. Indeß kommen wieder beide Hauptnachrichten darin überein, daß die Arbeiter nicht nur geschlecht- sondern sogar gesichtslos sind.

Diese kleinen Thierchen sind es also, welche jene kolossalischen Pyramiden von einem so festen Thone aufführen, daß oft an der Küste von Guinea 3 bis 4 Engländer den Dohm dieser oben mit Gras bewachsenen Hügel erklettern, um von dort aus die erwarteten Schiffe zu entdecken. Ebenfalls dienen sie den wilden Büffeln zu einer Warte, von welcher sie über das 12 Fuß hohe Gras auf alles Acht haben, was ihren weidenden Heerden gefahrvoll sein könnte. Diese Gebäude haben bei der angegebenen Höhe an ihrer Basis einen Durchmesser von mehr als 9 Fuß; und ihnen zur Seite stehen kleinere Kegel, die zuweilen fast die Höhe des großen erreichen.

Mit diesen kleinen Kegeln machen die Termiten den Anfang zu ihrer Stadt. Anfänglich sieht man dergleichen nur einzeln, etwa von der Höhe eines Fußes, hervorragen. Bald erscheinen mehrere; alle nehmen an Höhe zu, und nachdem die unterirdischen Anlagen für

die Hauptzelle und ihre Nebengewölbe fertig worden, vereinigen sich diese kleineren Kegel in den großen Dohm, der ihnen dann Stätte und Schutz gewähret.

Mit Recht setzt Smeathman eine solche Termiten-Stadt weit über die Pyramiden Aegyptens, sobald man nämlich auf die verschiedene Größe der Erbauer beider Monumente gehörig Rücksicht nimmt. Wir wollen nur die billigere Angabe, nämlich die von 12 pariser Fuß Höhe hier zum Grunde legen, und diese mit der größten Pyramide von Ghize, der des Cheops vergleichen. Letztere hält nach der neuesten Messung von Grobert 448 pariser Fuß.

Der Termes hält aufs Höchste ein Viertel Zoll; und seine eigene Größe ist demnach in der seiner Gebäude, zu 12 Fuß gerechnet, 576mal enthalten; in der Höhe eines seiner Gebäude von 15 Fußen gar 720mal.

Die Höhe eines übermäßig großen Mannes zu 6 Fuß angenommen, ist aber in der Höhe jener Pyramiden nur $74\frac{2}{3}$mal. Mithin sind also die Verhältnisse beider Gebäude, hiernach gerechnet, wie $74\frac{2}{3}$ zu 576 oder gar zu 720. Im ersten Falle ist die Termiten-Pyramide über 7, im andern aber mehr als 9mal so hoch als eines der größten Monumente der menschlichen Anstrengung.

Unsere Verwunderung vermehrt sich, wenn man bedenkt, daß die Termiten ihre Pyramiden innerhalb 3 bis 4 Jahren beendigt haben; da hingegen die Aegypter 30 Jahr zu den ihrigen verwendeten.

Die Termiten bauen ferner dauernd fort solche Kolossen; die Menschen hatten nur im Alterthume auf einem

einzelnen Flecke der Erde den Wahnsinn, ihre Kräfte so unnütz zu verschwenden.

In dem Nutzen und in der innern Einrichtung liegt dann der weit wichtigere und höchst schätzbare Unterschied jener Werke des brauchbaren Instinkts und dieser der menschlichen Eitelkeit.

Eine Termiten Stadt enthält in ihrem Innern eine Menge Höhlungen und Gänge oder Gallerien, Treppen und Brücken. Die großen Eingänge hiezu haben oftmals eine 13 Zoll weite Mündung, und kommen dem Kaliber großer Kanonen gleich. Das Wesentlichste des Innern, wozu diese Gänge führen, besteht in der großen Kammer für die Königin. Fast genau in der Axe des Kegels gelegen, ist sie von ovaler Form aus glattem, festem Thone, wie ein Gewölbe, gebildet. Bei jungen Königinnen hält sie nur über einen Zoll im Durchmesser; bei völlig erwachsenen aber bis auf acht. Seitwärts sind mehrere kleine Eingänge, rund gebohrte Löcher, jedoch gerade von einer solchen Größe, daß sie nur einen einzigen kleinen Arbeiter durchlassen. Der einmal darin eingekerkerten Königin ist es unmöglich, ihre Zelle zu verlassen. Um diese sind viele Gemächer angelegt, welche von der Dienerschaft der Königin, von den ihr aufwartenden Arbeitern bewohnt werden; diese Kammern stehen durch mehrere Oeffnungen und Gänge mit einander in Verbindung.

Hieran stoßen, den Beobachtungen Smeathmans zufolge, die Magazine, und die Erziehungskammern der jungen Brut. Die Königin schwillt bei

ihrer Schwangerschaft zu einer erstaunlichen Masse an, und gebiert oft in 24 Stunden 80 tausend Eier. Die Arbeiter nehmen jedes einzeln von ihr, tragen es in eine Zelle, verpflegen und versorgen aus den Magazinen sowohl die allgemeine Landesmutter, als ihre zahlreiche Nachkommenschaft mit hinreichender Nahrung. Die Magazine sind mit mikroscopischen Holzspänchen und andern Pflanzentheilchen angefüllt, welche die Arbeiter mit verdickten Pflanzensäften und Gummiarten durchknetet haben. Auch wächst, wie Dr. König vermuthet, darin eine durch die Arbeiter selbst kultivirte eigene Art weißer Schwämme, welche wahrscheinlich gleichfalls zur Fütterung der Thiere benutzt werden.

Um aber von einem Gange und den höher liegenden Behältnissen bequemer zu den andern zu kommen, bauen die Arbeiter eigene Brücken, sanfte Treppen von gutem Thon. Sie haben die Gestalt einer chemischen Retorte mit langem Halse, und sind in ihrer Art nicht weniger riesenmäßig, wie die Gebäude selbst. Eine solche Brücke hält einen halben Zoll (also die Größe von 2 Erbauern, nach menschlichem Maße 12 Fuß) ein Viertel Zoll (Manns-) Dicke, und ist 10 Zoll (40 Fuß) lang.

Die ganze innere Sammlung dieser so weislich und mühsam eingerichteten Wohnungen ist mit einem flacheren Dohm aus festem Thon bedeckt. Im Fall daher der höhere Thurm, welcher alles umgiebt, und sicher viel zu einer dem Ausbrüten der Eier nothwendigen Wärme beiträgt, etwa Wasser durchlassen sollte, so bleibt dieß dennoch nur auf dieser inneren Decke stehen,

ohne weiter zur Kolonie selbst schädlich hinabdringen zu können.

Baukunst und Absicht sind also hier weit erhabener, als bei jenen plumpen Steinhaufen Aegyptens. Dort führt ein einziger dunkler Gang zu einer Kammer, worin eine Leiche, sei es die eines Menschen oder gar eines Vogels, des Ibis, begraben liegt.

Hier führen die vielfachsten Gallerien, Abtheilungen und Kammern zu dem großen Hauptzweck der Natur, zum Leben, zum Erzeugen und Erhalten vieler Tausend und Tausend nützlicher Geschöpfe in der großen Haushaltung der thierischen Welt!

Eben daher genügte es der Natur nicht, diese dem Auge so geringe scheinenden Insekten mit einem Instinkt auszurüsten, wodurch sie diese erstaunlichen und festen Gebäude aufführen, und sowohl die Biene als den Biber weit hinter sich lassen; sie verlieh ihnen auch gefürchtete Waffen zur Vertheidigung ihrer Republik.

Jene Soldaten treten sogleich zur Vertheidigung ihrer Vaterstadt auf, sobald sich nur etwas ihnen Verdächtiges zeigt, oder selbst, wenn das Gebäude durch einen Zufall verletzt wird. Ereignet sich nämlich dergleichen, so tritt augenblicklich ein Soldat aus der Oeffnung hervor, und umgeht den ganzen Bruch. Er beißt mit seinen starken Zangen heftig in das Gemäuer, und erregt dadurch einen zitternden, selbst dem menschlichen Ohre hinreichend vernehmlichen Schall. Auf dieses Zeichen, welches von ihm oft wiederholt wird, sieht man anfänglich wenige, bald aber Hunderte von seiner Volksklasse aus der Oeffnung hervoreilen. Sie suchen dann

ihren Feind mit Heftigkeit auf. Ist es ein Mensch, z. B. derjenige, welcher sie zu beobachten oder sie zu zerstören das Nest aufgehackt hat, so fallen sie wüthend über seine Beine oder Hände her. Jeder Biß greift tief in die Haut und zieht viel Blut nach sich, das sie begierig aussaugen. Auch lassen sie ihren Gegner nicht fahren, selbst wenn man sie in Stücken schneidet. Zieht man sich aber so schnell zurück, daß sie den Feind völlig entfernt glauben, dann dringen Tausende der Arbeiter gegen die Oeffnung hin. Jeder von ihnen trägt einen Klumpen schon zubereiteten Thon oder Mörtel im Maule. Diesen wissen sie mit solcher Behendigkeit und Geschicklichkeit in dem Bruche zu befestigen, daß keiner der vielen Tausende dadurch im mindesten in der Arbeit gehindert wird; und man erstaunt, wie sich im Kurzen ein neues Gemäuer, ein neuer Wall emporhebt, der auf das schnelleste den Bruch ausbessert und die Oeffnung wiederum verschließt.

Während dessen haben sich die Soldaten zurückgezogen; nur zwischen 600 bis 1000 Arbeitern bemerkt man je einen, der, ohne Antheil an der Arbeit zu nehmen, langsam dazwischen hin und her geht, sich nach allen Seiten umherdreht, und nach ein oder zwei Minuten jedesmal den zuvor bemerkten Schall durch Einbeißen in das Gebäude hervorbringt. Jedesmal läßt sich hierauf ein lautes Gezische hören, welches von allen Seiten des innern Gebäudes hervordringt und höchst wahrscheinlich von den Arbeitern selbst erregt wird. Merkwürdig ist es, daß dieses gleichsam das Signal zur Beschleunigung

der Arbeit ist; denn die Thätigkeit wird hierauf sichtlich verdoppelt.

Dieß ist die innere bewundernswürdige Oekonomie dieser Thiere. Sobald nun die Jungen ihre gehörige Reife und Größe erhalten haben, verlassen sie gleich den Bienen und Ameisen ihr großes Haus myriadenweise; das heißt, sie schwärmen. Ohne jene Bedeckung und ohne unter der Erde fortgetriebene Gänge kommen indessen fast alle mit einander um; der äußern Luft ausgesetzt, sinken sie in Muthlosigkeit und völlige Schlaffheit. Nur einzelne Pärchen entgehen zur Anlegung neuer Colonien der allgemeinen Verfolgung, welche besonders von Seiten der eigentlichen Ameisen auf sie wartet. Auch der Mensch, dieser Universalverheerer und Universalverdauer macht auf sie Jagd. Die Neger essen sie getrocknet, und eine schwangere Königin wird als eine große Herz- und Nervenstärkung mühsam aufgesucht. Merkwürdig ist es, daß man in und unter ihren Gebäuden eine Art von wohlriechendem Harz findet, dem die Schlangen nachtrachten.

Der wichtige Vortheil, welchen die Natur aus dem Termes zieht, geht nicht bloß die hier beschriebene Art an. Freilich spielt sie wegen ihrer Stärke und ihrer ungeheuren Populosität von dieser Seite die bedeutendste Rolle; auch heißt sie deshalb vorzugsweise der schreckliche Termes, die furchtbare Plage beider Indien (Termes fatale; Vtriusque Indiae Calamitas Linn.) Aber das ganze Geschlecht der Termiten macht sich durch unaufhörliches Zerstören aller abgestorbenen organisirten

Körper, vorzüglich des Pflanzenreichs, um die Erhaltung des Lebens in der heißen Zone unendlich verdient.

Ohne die Termiten und ihnen ähnliche Thiere, strebten die neuen Pflanzen bei jener ungeheuren Vegetationskraft vergeblich unter den erstorbenen empor; durch die letzteren erstickt, theilte sich nothwendig die Fäulniß selbst jedem Keime mit, und statt der luxurirenden Flur und des überreichen Pomps der dortigen Wälder, herrschte ein allgemein epidemischer Tod.

Diesen abzuwenden, rief die Natur unsere kleine Insekten hervor. In unzählbaren Legionen fallen sie über colossalische Leichen des Pflanzenreichs, welche die Tornados und ähnliche Winde der heißen Zone niederstreckten, her; zernagen sie mit unbegreiflicher Schnelligkeit und verwandeln sie durch sich selbst in neues Leben.

In einer einzigen Nacht durchlöchern sie die stärkste Breterwand wie ein Sieb. Der stärkste Hausrath von Mahagoniholz zerfällt durch ihr Gebiß in weniger Zeit in Staub. Ein Meublen- oder Waarenmagazin ist von ihnen in einigen Wochen aufgeräumt. Ja selbst das Reisblei, Bleifedern, wird von ihnen zerstört, und dem Metall und dem Glase drücken sich bei solchen Gelegenheiten schwer zu tilgende Flecken ein. Wahrscheinlich kommen sie auch mit den Ameisen durch eine eigene thierische Säure überein.

Ihr Angriff auf große Gegenstände geschieht mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit. Da sie das Licht scheuen, so bauen sie um die todte Holzmasse vielfache Gänge von Thon. Hierunter geschützt, zerstören

sie in allen Richtungen die stärksten Pfosten, Balken oder Bäume.

Man sieht es oftmals solchen Bäumen nicht sogleich an, daß sie abgestorben sind, und daß ihr Inneres schon durch die Termiten zerstört ist; Smeathman kam, wie er sich ausdrückt, plötzlich über Kopf zur Erde mitten unter die übrigen Pflanzen des Waldes, als er zufällig gerade einen solchen dem Scheine nach gesunden Baum zu erklettern suchte.

Unter den vielen Beispielen von ihrer Gefräßigkeit und von ihrem Zerstörungstalente dient folgendes zugleich zum gültigsten Beweise ihres hohen Werths in der großen Haushaltung der Natur.

Die vielfachen Kriege, oftmals der Wunsch eine von dem Feinde entferntere sichere Lage zu genießen, ja zu Zeiten der Trieb der Veränderlichkeit, nöthigt oder bestimmt oft die Neger plötzlich, die angesehensten Städte zu verlassen. Viele hundert hölzerne Gebäude bleiben sodann öde. Ihre Pfeiler und Pfosten bestehen fast durchgehends aus dem wegen seiner, selbst von unsern Werkzeugen kaum bezwingbaren Härte sogenannten Eisenholze. Der Termes bemeistert sich, nach Abzug der Menschen, einer solchen Negerstadt. Innerhalb zwei Jahren ist nicht etwa alles zernagt, alles in Staub verwandelt, und keine Spur jener unverwüstlichen Balken zu finden, sondern ein trefflicher junger Wald bedeckt schon von neuem den durch diese Insekten freigewordenen reichen Boden. Welch eine Kraft zu zerstören, aber auch welch eine Kraft wieder aufzuleben!

Verschiedene Arten der Termiten wandern in langen Zügen durch die Waldungen einher; beobachten dabei gleich den Ameisen eine bewundernswürdige Ordnung, und werden von einzelnen größeren Soldaten zu solchen großen Expeditionen angeführt.

Diese wandernden Termiten (Termes viarum) horchen dabei, dem Smeathman zufolge, genau auf das Geläut, welches das größere Insekt (der Soldat) von Zeit zu Zeit, wie bei jenem großen Baue, hören lässet. Wahrscheinlich, um besser gehört zu werden, hat er ein hoch über den Heerzug hervorragendes Pflanzenblatt bestiegen; die ganze Armee zieht unter ihm fort und erwiedert genau durch ein allgemeines Gezische das Signal der Führer.

Andere Termiten (Termes arborum) erbauen sich künstliche Wohnungen auf den Zweigen und um die Zweige der Bäume. In einer Höhe von 50 ja 70 Fuß findet man ihre cylindrischen Nester zuweilen von der Größe eines Stückfasses.

Das ganze Geschlecht der Termiten scheint indeß nicht auf vegetabilische Nahrung eingeschränkt zu sein. Adanson behauptet, er sei von ihnen im Schlafe angefallen, und Römer schreibt der weißen Ameise ganz bestimmt den Trieb und das Vermögen zu, todte und selbst lebendige Thiere anzugreifen. Alle Thiere, sagt er, fürchten sich vor ihnen, und man hat bemerkt, daß sie einen Bock oder ein Schaf völlig auffressen und nichts als die Beine zurücklassen.

Mit den Termiten vereint, räumen nun die wirklichen Ameisen der heißen Zone alles auf das schnellest:

auf, was dort Fäulniß bewirken kann, und werden sowohl den lebenden Thieren, als auch den Menschen gefährlich.

„Sie verheeren und verwüsten alles, sagt Bos„mann, kein Thier kann sich ihrer erwehren, Tauben, „Hühner, ja selbst die geschwinden Ratten entgehen „ihnen nicht, wenn sie nur erst von einer Ameise, (der „Führerin des Zuges) ergriffen sind.“

In einer Nacht hatten sie in Congo eine Kuh skeletirt.

„Auf, auf Vater, schrien die Neger dort dem Carli „zu, welche ihn zu Nachts in seiner Krankheit bewach„ten, die Ameisen sind gekommen und es ist keine Zeit „zu verlieren.“ Man streifte die Ameisen von seinem Körper ab, trug den Kranken von seinem Lager und zündete das Stroh an vier Orten der Wohnung an, woselbst die Insekten bereits einen halben Fuß hoch über einander lagen, und daneben das Vorhaus und den ganzen Gang anfülleten.

Der kranke Missionär wäre, wie er selbst gesteht, von ihnen, ohne die Hülfe der Schwarzen, sicher aufgefressen; denn man richtet dort die Missethäter dadurch auf die schandhafteste Art hin, daß man sie gebunden diesen Insekten preisgiebt.

Daher werden sie sogar von den Europäern gefürchtet. Diese sehen sich gezwungen, oftmals ihren nächtlichen Streifzügen durch Verlassung der Betten und Zimmer zu entgehen. Smith, der als Aufnehmer oder Landmesser sich in Guinea aufhielt, beschreibt einen dieser furchtbaren Züge umständlich. „Als ich mich, sagt

„er, in Cape Coast aufhielt, kam eine ungeheure Re„publik dieses schwarzen Volks angezogen, um uns im „Castel eine Visite zu machen. Es war bei Tages An„bruch, daß das Vordertreffen die Kapelle erreichte, „woselbst einige Negerknaben auf dem Boden lagen. Das „Haupttreffen war noch eine viertel (engl.) Meile weit „entfernt, ob sie gleich 30 bis 40 Mann neben einan„der aufmarschirten. Da ich jederzeit schon vor Auf„gang der Sonne aufstehe, um früh genug an meine „Messung zu gehen, so war ich erstaunt, daß die schwar„zen Ameisen bereits die Kapelle eingenommen und die „Negerbursche in Unruhe gesetzt hatten. Einer von ih„nen ergriff indeß eine Kartousche mit Pulver, bestreu„ete den Zug der Ameisen damit, denn diese lassen sich „nicht leicht aus ihrem Gleise bringen, zündete es an, „und viele Tausende flogen hiedurch in die Luft. Die„jenigen, welche nun die Hauptarmee herbeiführten, „hatten kaum das Unglück des Vordertreffens vernom„men, so kehrten sie sogleich um, und die ganze Armee „zog nach Hause.“

So wie hier die Ameisen furchtbar sind, so verbreiten die Termiten oftmals Schrecken in den westindischen Kolonien. Robin bezeugt, daß auf Martinique die Häuser von ihnen unterminirt, selbst zusammenstürzen. Sie waren in ein Haus gedrungen und hatten die Besitzer genöthigt, es zu verlassen. Als die Mutter zurückkam, um ihr Kind nachzuholen, fand sie den Säugling bereits von diesen allgemeinen Verheerern verzehrt.

In dem Jahre 1780 fürchteten die Pflanzer von Martinique, durch sie um ihre Zuckererndte gebracht zu

werden, ja die Insel selbst verlassen zu müssen. Sie setzten in dieser Noth den erstaunlichen Preis von einer Million Livre (250000 Rthlr.) auf das beste Mittel sie zu vertilgen. Wie aber bei uns oft aus Nebenursachen, z. B. wegen besonderer Witterung, oder wegen einer zurückbleibenden Vögelart, zu Zeiten einzelne schädliche Raupenarten schnell Ueberhand nehmen und im nächsten Jahre wieder verschwinden, so half auch hier die Natur selbst den Pflanzern von Martinique.

Solche Uebel sind vorübergehend, aber der Hauptnutzen, der wohlthätige Zweck, den der Schöpfer durch seine weisen Einrichtungen hervorbringt, ist unvergänglich.

II. Der Baobab.

Die Kraft der Natur äußert sich unter der lothrechten Sonne nicht allein durch den Ueberfluß in der organischen Welt.

Sie zeigt ihre Stärke auch auf eine andere Weise, nämlich durch die Menge der riesenmäßigen Formen unter den Thieren und Pflanzen.

Afrika erscheint aber auch hier als der erste Liebling der Natur. Weder das reiche Ostindien, noch selbst das mittlere Amerika, obgleich mit Afrika unter einem und demselben Himmelsstriche gelegen, können sich im Ganzen genommen, mit dem letztern messen.

Ohne einmal in Anschlag zu bringen, daß Afrika fünfmal so viele Arten von Quadrupeden als Asien, und dreimal soviel als ganz Amerika ernährt, sehe man nur

auf die größten Thiere mehrerer Klassen der beiden Reiche der organisirten Natur.

Ist gleich das Geschlecht des Elephanten und des Rhinozeros in Asien, wie in Afrika, zu Hause, so hat letzteres doch unter den Quadrupeden das kolossalische Flußpferd (Hippopotamus), die monströse Giraffe, wahrscheinlich von zweierlei Art, so wie die größten Antilopen und Affen vor Asien voraus; und die größere Seekuh an den Mündungen der großen Flüsse von Congo, denn sie scheint von dem westindischen Lamantin verschieden zu seyn.

Auch ist der Riese unter den Vögeln, der Strauß, welcher mit zwei Menschen belastet dennoch dem besten Rennpferde gleichkommt, in Afrika ausschließlich zu Hause, und der Adler Ntaun, der ein Nest von mehr als 3 Fuß tief bauet, schien dem Adanson jenem größten Vogel wenig nachgeben zu können.

Das Pflanzenreich bietet fast noch einen größern Reichthum an außerordentlichen Gegenständen dar.

Einmal verdient hier der Trieb der Vegetation in den Waldungen einer Anzeige. Er ist so bewundernswürdig, daß wir Europäer kaum einen Begriff davon haben.

Adanson erlebte die Verwüstungen, welche ein ungeheurer Zug von Heuschrecken am Senegal anrichtete. Dieses Heer verdunkelte an einem schönen Tage, gleich einer großen Wolke, die Sonne. Es war zwischen 120 bis 180 Fuß über der Erde erhaben, und nahm mehrere Meilen (Lieues) nur allein durch diejenigen Heuschrecken ein, welche sich zum Ausruhen her-

abließen. Diese verheerten denn alles Vegetabilische. Alles Gras, alle Früchte, alles Laub der Bäume, selbst die Knospen und die zartere Rinde, ja das trockene Rieth, womit die Negerhäuser gedeckt sind, verschwanden in kurzer Zeit völlig. Und, setzt Adanson hinzu, wie ward ich in Erstaunen gesetzt, da ich schon nach vier Tagen die entblätterten Bäume so sehr mit neuen Blättern prangen sahe, als ob sie fast gar nicht gelitten hätten. Dieß kann man freilich nur unter diesem Himmel von einem Boden erwarten, welcher dem Neger, wie Isert bezeugt, alles, was er pflanzt, mehr als hundertfältig zurück giebt, und dem Adanson zufolge fast ohne Kultur, die Papajen (Carica papaya), den Acajou (Elephantenlausbaum), die Cujaven, die Ananas, viele Arten Pfeffer, Ingwer neben Orangen- und Citronenbäumen von 25 Fuß Höhe und anderthalb Fuß Dicke hervortreibt.

Nur ein solches Erdreich vermag denn auch die ungeheuern Holzmassen zu erzeugen, wovon wir hier jetzt reden wollen, und unter welchen der Baobab die oberste Stelle einnimmt.

Schon Bosmann, und nach ihm Smith, bewunderten die Höhe des Seidenbaumwollenbaums. Bosmann sagt, er habe Capoquiers (Bombax pentandrum, Silk-Cotton Tree) gesehen, deren Gipfel von keinem Handgewehr erreicht werden konnte. Smith nennt sie Bäume von einer unangeblichen Höhe (of an unaccountable Size). Freilich erreichen sie, dem berühmten Botaniker Jacquin zufolge, auch schon in Westindien zuweilen die Höhe von 100 Fuß;

allein Adanson bezeuget, der Ceyba, dort Benten genannt, übertreffe alle übrige Bäume an Höhe. Er wachse bis zu 120 pariſ. Fuß; der Stamm halte unten bis auf 10 Fuß im Durchmeſſer; von der Wurzel an bis zu den Zweigen ſteigt er faſt lothrecht auf 60 Fuß in die Höhe, und die Pracht des Ganzen wird durch die Weiße der Rinde, vorzüglich aber durch die Schönheit der treflich gerundeten Krone ſeiner Zweige erhöhet.

Vielleicht wird auch dieſer Baum als öffentlicher Verſammlungsort der Neger im Freien benutzt; denn Mungo Park nennt den Baum, welcher hiezu in jeder Stadt oder jedem Dorfe dient, Bentan, welches mit dem Namen, den der franzöſiſche Naturaliſt unſerm Ceyba giebt, übereinkommt, ob gleich oftmals hiezu weitſchattige Feigenbäume benutzt werden.

Das Holz des Ceyba iſt ſehr biegſam, und die Neger bauen aus dem Stamme ihre Piroguen; die kurze ſeidenartige Wolle, welche die Kerne umſchließt, dient zu Küſſen und Polſtern, den Kern ſelbſt finden die Indianer ſchmackhaft.

Ein anderer Baum von großer Höhe iſt der Farobier, den Adanſon gleichfalls eben ſo häufig am Senegal vorfand, als den Benten. Sein Verbrauch iſt aber von völlig verſchiedener Art. Das Holz iſt ſehr hart und ſchwer; ſeine Frucht beſteht in Schoten, wie unſere Vietsbohnen, länger als ein pariſer Fuß. Hierin findet ſich ein linſenähnlicher ſchwarzer Saamen von einem gelblichen mehligen Fleiſche umgeben. Dieſes Fleiſch hat den Geſchmack des Honigkuchens, und iſt

dabei so nahrhaft, daß es oft die einzige Speise der reisenden Neger ausmacht.

Endlich führt Isert noch einen Baum von bewundernswürdiger Dicke und Höhe an, welcher auf Guinea einheimisch ist. Er gehört mit dem Baobab zu ein und demselben Geschlecht, und wenn er gleich von diesem an Dicke übertroffen wird, so ist er dagegen von ungleich größerer Höhe. „Ich maß, sagt er, einen der größten, „dessen Stamm nicht weniger denn 45 Fuß im Umkreise, „oder 15 im Durchschnitte hatte. Es ist nicht dieselbe „Art Bäume, wovon Adanson in seiner Beschreibung „vom Senegal erzählt *), sondern eine besondere Art. „Es war mir unmöglich, etwas von seinen Zweigen, „wegen ihrer Höhe, zu bekommen, denn wenn der „Baum nicht wenigstens umspannbar ist, wagt sich kein „Neger hinauf, sonst aber klettern sie hinauf wie ein „Affe. Dieser war fast wie ein runder Thurm zu be„trachten. Da er weder in Blüthe war, noch Früchte „zu haben schien, so kränkte es mich nicht so sehr von „seinen Zweigen etwas näher zu sehen, sonst würde ich „es durchs Schießen versucht haben, einige derselben zu „erhalten, wozu mich die Noth schon öfters gezwungen „hatte **)."

Alle die erwähnten großen Bäume von Afrika übertrifft indeß der Baobab, oder der Affenbrodbaum (Pain de Singe. Goni der Neger) an Masse.

Er war schon längst wegen der wohlthätigen Wirkung seiner Frucht in bösartigen Krankheiten bekannt;

*) Adansonia digitata Linn.
**) Isert S. 280.

denn Prosper Alpin erwähnt seiner in dieser Rücksicht schon gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts.

Den Baum selbst lehrte uns aber vorzüglich Adanson kennen. Er setzte ihn unter die Malven; Linné zählt ihn hingegen zu den Einbrüderigen mit vielen Staubfäden (Monadelphia Polygamia) und belegte ihn mit dem Namen seines genauesten Beschreibers; er nannte ihn, wegen der Einschnitte seiner Blätter, welche im übrigen den Blättern des Citronenbaums ähnlich sind, die gefingerte Adansonie (Adansonia digitata).

Kaum würde man glauben, sagt Adanson, daß ein Baum wirklich vorhanden sey, dessen Stamm bis zu den Zweigen gewöhnlich nur halb so hoch ist, als sein Durchmesser, und der sehr viele Jahrhunderte gebraucht, zu dieser unförmlichen Masse anzuwachsen.

Ein völlig ausgewachsener Baobab hat demnach oftmals von seiner Wurzel bis zu dem Anfange der Zweige nur 15 Fuß, da dieser kurze Stamm dabei 27 Fuß im Durchmesser und daher im Umkreise auf 78 Fuß hält. Die ersten Zweige dehnen sich fast in horizontaler Richtung aus; jeder einzelne macht gleichsam einen dicken Baum, oft von 60 Fuß Länge; und da ihr eigenes Gewicht ihre äußersten Spitzen zur Erde hinab beugt, so verbergen sie den Stamm selbst. Auf die Weise bildet der belaubte Theil, die ziemlich regelmäßig gebildete Krone, eine ungeheure Blättermasse von 120 ja 130 Fuß im Durchschnitt.

Die Wurzeln sind der Größe dieses Baumes angemessen. Durch das vom Wasser abgespühlte Erdreich zeigte ein Neger dem Adanson einzelne Theile einer

Wurzel von 110 Fuß Länge, und aus der Dicke dieses Theils der Wurzel konnte man schließen, daß sie wenigstens noch 40 bis 50 Fuß länger seyn mußte; dennoch gehörte sie zu keinem der größten dieser Bäume.

Auch die Blüthen des Baobabs sind von ungemeiner Größe. Sie übertreffen sogar die Seeblumen und die des Tulpenbaums. Geöffnet sind sie 4 Zoll lang und 6 breit, und bilden eine weiße Blumenkrone von fünf Blättern.

Die Frucht gleicht einer länglich gerippten Melone, und ist etwa anderthalb Fuß lang. Die concentrischen Fächer enthalten in einer weichen Substanz nierenförmige Saamen.

Der Baobab erreicht seine kolossalische Größe nur äußerst langsam, ob er gleich in den ersten Jahren ziemlich schnell empor schießt. Auf der Magdalenen-Insel, ohnweit Goree, sahe Adanson im Jahre 1749 zwei Baobabs, auf welchen reisende Europäer ihre Namen nebst der Jahrzahl eingeschnitten hatten. Diese stieg bis 1555 hinauf; er hatte Ursache zu glauben, daß sie vom Thevet bei seiner Reise in die Südmeere herrührten; denn dieser Reisende bezeugt, er habe am Senegal jene Bäume vorgefunden. Die Buchstaben waren über 6 Zoll lang geworden, und der Name betrug 2 Fuß; den achten Theil des Umfanges. Hieraus berechnet er, daß, selbst das Unwahrscheinliche angenommen, die Einschnitte wären nämlich in den ersten Jahren der Bäume gemacht, und das Wachsthum der späteren Jahre sey dem der früheren völlig gleichförmig geblieben, dennoch das Alter derselben höher als acht

Jahrhunderte hinauflaufen müßte, um zu der Dicke von 25 Fuß im Durchmesser zu gelangen. Diese Gleichförmigkeit des Wachsthums ist aber der Erfahrung zuwider; und Adanson sucht es daher wahrscheinlich zu machen, daß die größten Bäume dieser Art, wegen ihres langen Wachsthums, nicht lange nach der Zeit der allgemeinen Sündfluth aus der Erde hervortrieben.

Es ist mit Recht zu vermuthen, daß der große Baum, welchen man in Sogno und in ganz Congo in Menge antrifft und dort Aliconda nennt, kein anderer sey als der Baobab. Seine Größe ist oftmals unten am Stamme so ungeheuer, daß Zucchelli 17 ja 18 Leute nöthig fand, ihn zu umspannen. Seine verhältnißmäßig geringe Höhe, die gleich einer Melone gebildete eßbare Frucht, so wie die leicht in dem Baume selbst entstehende Fäulniß, alles zusammen genommen trifft mit dem Baobab zu. Dahingegen erwähnt Isert eines ähnlich großen Baumes auf der Goldküste, den er zwar für eine Pflanze aus eben dem Geschlechte der Adansonie hält, aber nicht von eben der Art. Sein Stamm hielt 45 Fuß im Umfange; seine Zweige waren aber so sehr hoch über den Stamm erhaben, daß es ihm unmöglich fiel, einige Blätter zu erhalten.

Glücklich genug hat die Natur ihre Kräfte an diesem Riesen unter den Pflanzen nicht umsonst für das Menschengeschlecht verschwendet.

Ueberhaupt verdient bei dieser Gelegenheit folgende eben so merkwürdige als höchst schätzbare Thatsache hier etwas genauer angezeigt zu werden.

Die heiße Zone erzeugt einmal die nahrhaftesten und nicht minder die erfrischendsten, der Fäulniß am mächtigsten widerstehenden Pflanzen und Früchte.

Ohne hier die vielen Arten des Maizes, des Reises, der Hirse zu erwähnen, so stammt ja selbst die Kartoffel aus dem wärmeren Amerika. Die Brodfrucht, der Sago und der Cacao, gehören dem wärmsten Klima; hievon geben die beiden letzten dem Menschen einen reicheren und schnelleren Ersatz seiner Kräfte, als selbst die beste thierische Nahrung.

Gerade also auf den Theilen unserer Erde, wo der Mensch, nicht ohne Gefahr in faulende oder ähnliche tödtliche Krankheiten zu verfallen, eine bedeutende Menge animalischer Nahrungsmittel, so schmackhaft und reichlich sie dort auch vorhanden sind, zu vermeiden hat, wo indeß die Hitze des Klimas selbst seine Kräfte ununterbrochen erschöpft, da bot ihm die wohlthätige Natur vorzugsweise die nahrungsreichsten Pflanzen zum Ersatz derselben in Menge und mit Leichtigkeit, sie zu gewinnen, dar.

Noch mehr. Eben wegen jener dort sich leichter erzeugenden Krankheiten, begabte die Natur eine fast unzählbare Menge Pflanzen mit hoher antiseptischer Kraft. Um aber den Menschen zu reizen, solche antiseptische Kräfte in vorzüglicher Menge zu sich zu nehmen, wikkelte sie dieselben ein in die saftigsten, wohlschmeckendsten, den Gaumen auf das angenehmste kitzelnden Früchte. Für die Wahrheit dieser dem Menschen unschätzbaren Einrichtung, bürgen die Früchte der Palmen, ferner die Pisange, Bananen, Orangen, Pom-

pelmuse, Ananas, Papajen, Mangous, Tamarinden, Durion und eine sehr große Menge anderer.

Diese Vortheile für das Menschengeschlecht werden noch mehr erhöhet durch die ebenfalls unter diesem Klima vorzugsweise erzeugten Gewürze. Nur allein das westliche Afrika zählt über 9 Arten Pfeffer und ähnliche Gewürze; Ost- und Westindien sind aber bekanntlich damit reichlich ausgestattet. Der durch die Hitze erschlaffte Magen genießt sie dort mit Nutzen in so großer Menge, daß unser nordischer Gaumen anfänglich sich von den dortigen Gerichten verbrannt fühlt und davor zurück schreckt.

So trifft denn auch hier unverkenntlich alles auf das paßlichste und weiseste zusammen, wodurch unser Geschlecht am schicklichsten genährt und erhalten werden kann.

Auch die Produkte des Baobabs gehören unter die Zahl jener Wohlthaten der Vorsicht.

Die Frucht selbst ist nicht sehr schmackhaft, obgleich eßbar; allein der Saft derselben und das Mark, welches die Kerne umschließt, ward schon seit Alpins Zeiten in Aethiopien und Aegypten, so wie noch jetzt am Senegal als höchst antiseptisch gegen alle bösartige Ruhren und andere Krankheiten mit dem entschiedensten Nutzen gebraucht. Man macht sie daher mit Zucker ein, sowohl zum Versenden, als um sie auf Reisen bei sich zu führen. Der frisch genossene Saft hat dabei eine angenehme, den Durst löschende Säure.

Selbst die Blätter besitzen ähnliche Kräfte. Nur allein durch eine daraus bereitete Ptisane entkam Adan-

son nebst einem französischen Officier dem am Senegal herrschenden Faulfieber; auch schützte sie die der daraus bereitete Trank vor der Dysenterie. Daher trocknen die Eingebohrnen auch die Blätter und genießen sie gepülvert unter dem Namen Lato mit ihren Speisen.

Die verdorbenen Früchte verbrennt der Neger, und bereitet aus ihrer Asche, mit Zumischung des Palmöls, eine sehr brauchbare Seife.

Aus der innern netzartigen Rinde verfertiget man in Congo Säcke.

Der ungeheure Stamm des Baobabs selbst, da er, sobald seine Wurzel im mindesten verletzt wird, sogleich erkrankt und abstirbt, dient den Negern zu Begräbnissen, besonders, wie oben bemerkt ist, für ihre Gourits, Musiker, Bänkelsänger und Improvisatoren.

III. Der Shih oder Butterbaum des westlichen Binnenlandes von Afrika.

Unter den kaum aufzuzählenden Reichthümern des Pflanzenreichs, wodurch die Natur in Afrika das Dasein des Menschen bequemer zu machen wußte, verdient der Butterbaum einer besondern Erwähnung.

Schon zu Anfange dieses Jahrhunderts erhielt man Nachricht von diesem Baume. Sein Produkt, nämlich die Butter selbst, hatten die Maurischen Kaufleute damals dem französischen Gouverneur vom Senegal, Brue, als eine Merkwürdigkeit des Binnenlandes, zum Geschenk gebracht. Sie nannten sie Bataule;

tiefer im Lande führte sie aber den Namen Bambouc-Toulou; nämlich Butter aus Bambouc.

Indeß haben wir nur erst durch die Reise des Mungo Park eine genauere Nachricht von dem Baume selbst erhalten.

Hiernach ist der Baum der amerikanischen Eiche sehr ähnlich, und die Frucht hat einigermaßen das Ansehen einer Olive. Mungo Park setzt ihn daher in die natürliche Ordnung der Sapota des Jacquin; also unter die Achras des Linn. (Hexandria Monogynia), welches deshalb sonderbar scheint, weil diese kein Kernobst sind, sondern Anonen.

Aus dem Kern, welchen die Frucht unter einer dünnen Schale, in weißes Mark gehüllt, enthält, bereitet man die Butter, indem er in Wasser gekocht wird, nachdem zuvor die Frucht selbst an der Sonne getrocknet ist. „Die Butter, sagt unser Reisende, die daraus gewonnen wird, hat nicht nur den Vorzug, daß sie sich ein „ganzes Jahr ohne Salz hält; sondern sie ist auch „weißer, fester und meinem Gaumen wenigstens schmackhafter als die beste Butter aus Kuhmilch, die ich jemals gekostet habe. Die Verfertigung dieser Waare „scheint unter die vornehmsten Gegenstände der afrikanischen Indüstrie, in diesem und den benachbarten „Staaten zu gehören, und sie ist ein Hauptartikel ihres inneren Handels.“

Dieses treffliche Gewächs erstreckt sich, der Aussage des Sklavenhändlers Karfa zufolge, nur in Westen bis nach Tambakonda, einer Stadt, die nicht sehr von dem Gebirge entfernt ist, welches mit dem von

Kong zusammen zu hängen scheint. Vielleicht hindert nur dieß Gebirge seine weitere Verbreitung; und es wäre daher wohl nicht unmöglich, daß, sobald man die Pflanze glücklich in das westlichere Afrika hinüber brächte, die von uns besuchten Länder des Senegals und der Gambia desselben theilhaftig würden.

Die Bewohner von Bambarra haben eigene Oefen, in welchen sie die Früchte des Butterbaums durch ein helles Feuer trocknen. Sie behaupten, daß die auf diese Art zubereiteten, und nachmals, wie gewöhnlich, zerstoßenen Früchte eine bessere Butter gäben, als diejenigen, welche man nur an der Sonne trocknet *).

Den Nachrichten des Brüe zufolge ist es aber nicht bloß der Kern, sondern gleichfalls das ihn umgebende Fleisch, aus welchem man die Butter heraussiedet. Auch essen die Neger die Mandel oder das Innere des Kerns und finden es sehr schmackhaft.

Endlich ist die Butter zugleich ein vorzügliches Heilmittel. Warm eingerieben ist es besonders wirksam gegen rheumatische Zufälle und Nervenschwäche, oder bei krampfartigen Krankheiten. Die französischen Wundärzte bereiteten daraus, vermittelst des Weingeists, eine sehr brauchbare Salbe für mehrere Arten von Uebeln.

Der Butterbaum ist indeß nicht das einzige Gewächs in Afrika, welches eine nutzbare Fettigkeit erzeugt.

Aus den Binnenländern der Goldküste brachte man Römern eine Art Talg. Sie hatte nur nicht völlig

---

*) M. Park. S. 202.

die Härte unseres animalischen Talgs, war auch dabei etwas adstringirend.

Man konnte wegen der Nähe und Aehnlichkeit der Länder annehmen, daß dieses Produkt die Butter aus den Landen von Manding und Bambouc sey; denn nach Brüens Beschreibung kommt letztere mit unserm Talg, und noch mehr mit dem Schweine-Schmalz einigermaßen überein. Allein die Neger versicherten den Dänen, dieser Talg der Goldküste werde fast nach Art des Palmweins gewonnen. Man breche nur einen Zweig des Talgbaums ab, lasse die Fettigkeit in ein Gefäß tröpfeln und sich darin verhärten. Daher scheint dieser Talg einem Palmbaume anzugehören.

Eine der Butter von Bambouc ähnliche Erzeugung hat das vegetabilische Wachs der Binnenländer des Vorgebirges der guten Hofnung. Indeß wird das dortige Wachs der Wachs-Myrthe (Myrica cerifera L.) aus Beeren ausgekocht. Da aber dieses Produkt sich gleichfalls in andern Weltgegenden findet, so zeigt sich wohl eine bessere Gelegenheit, bestimmter davon zu reden.

IV. Die unterirdischen Erbsen von Whidah.

Abermals eine der vielen Sonderbarkeiten von Afrika. Nicht als brächte dieser Welttheil keine unsern Erbsen ähnliche Früchte hervor; er hat vielmehr ausser den gewöhnlichen Schotenerbsen noch einige besondere Arten, wovon sich die eine durch die Größe der Pflanze, die andere durch die Größe ihrer Erbsen auszeichnet.

Die ersten heißen Wandos. Sie wachsen auf einem kleinen Baume, der im ersten Jahre unfruchtbar bleibt, nachmals aber drei Jahre hinter einander fort Schoten-Erbsen trägt, hierauf aber weiter keine Frucht bringt. Wahrscheinlich ist dieß eben dieselbe Art, welche Dapper auch in Nieder-Aethiopien angiebt. Den Erbsenbaum beschreibt er von anderthalb Manns-Höhe, also zwischen 8 und 9 Fuß.

Die zweite ist in Bambuk zu Hause. Ihr dicker Stängel von 2½ Zoll im Durchmesser ranket an der Erde fort, und breitet sich sehr weit aus. Die Blätter gleichen den Kleeblättern; zwischen ihnen liegen violette Blumen von männlichem und weiblichem Geschlecht. Die männlichen haben mehrere orangefarbene Staubfäden. Die weiblichen sitzen wechselsweise über den männlichen; haben mit der Blüthe der europäischen Erbsen Aehnlichkeit, und tragen eine Schote, welche, gegen 6 Zoll lang und 1 Zoll breit, durch ein rothes Häutchen in Fächer (Querwände) getheilt ist. Jedes enthält eine Erbse von der Größe einer Flintenkugel. Von Farbe sind sie graumarmorirt; erfordern aber, um eßbar zu werden, daß man sie vor dem Kochen mehr als 10 Stunden im Wasser einweicht; dennoch werden sie von den Negern sehr gesucht.

Beide Arten zeichnen sich indeß bei weitem nicht so sehr von dem Gewöhnlichen aus, als die unterirdischen Erbsen von Whidah.

Schon Dapper führt Erbsen an, die unter der Erde wachsen und in Niederäthiopien einheimisch sind, woselbst sie den Namen Gabba führen. Allein nur erst

aus den Papieren des Desmarchais kennen wir sie durch Labat genauer.

Diese Erbsen bilden eine gegen 20 Zoll hohe Staude, welche der vom Pimento-Pfeffer (Capsicum baccatum L.) ähnlich ist. Holz, Rinde, Zweige und Blätter kommen mit letzterm so sehr überein, daß man sie leicht mit einander verwechselt. Allein die Erbsen blühen gar nicht, tragen eben daher dann auch gar keine Frucht. Dafür erzeugt sich an ihren Wurzeln, gerade unter dem Stamme, ein Beutel von einer pergamentartigen Haut. Hierin findet man 120 bis 150 Erbsen, die sehr zart, sehr schmackhaft und leicht zu kochen und zu verdauen sind. Sie unterscheiden sich gar nicht von unsern europäischen Erbsen; man macht auch sehr gute Erbssuppen davon.

Sie reifen nur erst wenn die Blätter anfangen gelb zu werden; will man sie aber zarter genießen, so zieht man die Pflanze kurz zuvor auf.

Man säet sie zu Ende der Regenzeit und nach sechs Wochen sind sie reif.

V. Das Kameel.

„Nur für mich ward diese Erde gebildet! ruft „trotzig der stolze Egoist.“

„Die Elemente stehen mir für tausendfache Bedürf„nisse zu Gebote.“

„Kaum reißt meine Pflugschaar die Oberhaut des „Bodens auf, so keimen unzählige Pflanzen für mich „zur Nahrung und zum Luxus hervor, und aus seiner

„Tiefe fördert der Schacht jedes Metall und edle Ge„stein.“

„Vom Moos bis zum colossalen Baobab oder dem „höchsten Ceiba, alles nährt, erwärmt und erfrischt „mich, es gewährt mir Kleidung oder Schutz gegen „Krankheiten.“

„Das Insekt, der Vogel, das Gewürm des Mee„res fröhnt meinen Sinnen, und das größte Seeunge„heuer erhellet mir die Nächte.“

„Selbst die mir so nahe stehenden Quadrupeden, „vom stumpfsinnigen Schafe bis zum gescheidten Ele„phanten, alle sind sie meine Sklaven.“

„O des eitlen Ruhmredners! Thor! könnte ihm „jedes Thier des Waldes entgegen rufen: „Wir alle, „wenn gleich tief unter deiner Gattungsgröße, genießen „individuell unsers Daseins weit freier, weit glücklicher „als du. Auf unbeschränktem Boden leben wir fried„lich und gesellig mit unserm eigenen Geschlecht, sorgen „nicht für den kommenden Tag. Unser ungeschwächter „Körper bietet der Kälte und der Hitze Trotz, unsere „Nachkommenschaft spielt gleich nach ihrer Geburt harm„los und fröhlich um uns her. So läuft unser Dasein „ungekümmert dahin und wir geben ruhig, durch das „mähliche Abnehmen der Kräfte, ein vorwurfsloses Le„ben dem Schoß der Natur ohne Angst und Schmer„zen zurück.“

„Wie völlig anders bei dir! Hundertfaches Be„dürfniß umringet bereits deine Wiege, und hundert„fache Leidenschaften foltern dich bei zunehmendem Al„ter. Durch Furcht und Mißtrauen in Societäten zu-

„sammengedrängt, opferst du einen wichtigen Theil „deiner natürlichen Freiheit auf, und athmest hinter „Wall und Mauern mephitische Luft ein. Jeden Wech„sel der Witterung fühlt dein verwöhnter Körper auf „das widrigste; ein Heer der traurigsten Krankheiten „tritt jedem Schritte deines widernatürlichen Lebens auf „die Ferse. Neid, Stolz, übertriebene Wollust, Ei„telkeit, Ehre und Habsucht, treiben sie dich nicht, wie „das Kind den Kräusel, schwankend nach jeder Rich„tung? Als ihr niedriger Sklav trittst du ja selbst in „großen Banden gegen deine eigene Mitmenschen auf, „mordest sie systematisch in Reih und Gliedern, raubst „ihnen das mühsam Erworbene, verjagst sie von ihrem „väterlichen Herd, brüstest dich mit diesen studirten „Schandthaten, wenn sie dir glücken, und kriechst über„wunden vor dem lasterhaftesten Sieger! Fürwahr „dein ganzer Lebenslauf stürzt wie ein schlammiger Ge„birgsstrom unter Zwang, Wuth, Angst und Gräu„eln dahin!“

Und allerdings sind sie gerecht diese herben Vorwürfe. Was wäre sonst bei ruhig wirkender Vernunft diese Erde, und was ist sie jetzt? Dann — ein reich bevölkertes Eden, jetzt — ein gräßlich tobendes Bedlam! Denn, ruhig benutze sie nur der Mensch, die ihm zugestandenen unschätzbaren Vorzüge. Auf jeder Seite des großen Buchs der Natur steht sie ja mit Flammenschrift geschrieben, die mütterliche Fürsorge für das Dasein ihres Lieblings.

Selbst da, wo durch die Bildung unsers Erdballs kaum ein Hauch des Lebens übrig zu sein scheint, ließ

sie Hülfsmittel zum Fortkommen des Menschen und zu seiner Bequemlichkeit hervorgehen.

Nicht genug ihm jene Oasen, als einzelne fruchtbare Erhaltungspunkte auf den glühenden Einöden Libyens dargeboten zu haben, schuf sie ihm eigene lebendige Frachtschiffe, um diese furchtbaren Sandmeere zu übersegeln. Ruhig und sicher durchkreuzt er auf dem Kameele diese monotonen, leblosen Wüsten. Das Kameel verbindet, wie auf dem weiten Ocean das Segel, den Handelsmann von Marokko mit dem fast 300 Meilen entfernten Guinea.

Ein zu dieser wichtigen Bestimmnng von der Natur eigens ausgerüstetes Thier verdient sicher vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit. Nur eine von Pflanzen lebende, daher sanfte, nachgiebige, gelehrige, fest und dauerhaft gebauete Thierart konnte zu dieser Sklavenarbeit passen. Das stolze Pferd, der trägere Esel, oder der störrische Ochse reichten nicht zu diesem anhaltenden Dienst; auch erfordern fast alle diese Thiere viele Nahrung und öfteres Trinken. Selbst der Elephant ist dem Menschen nicht so nützlich: denn dieses, wenn gleich viel gescheidtere Thier, zeuget nicht als Hausthier fort, ist also kein eigentliches Hausthier.

Das Kameel und der Dromedar*) treten, wenn

---

*) Camelus (Dromedarius) toso dorsi unico L. Der Dromedar oder das gemeine Kameel mit einem Höcker. Camelus (Bactrianus) tosis dorsi duobus. Das zweibucklichte Kameel, das Trampelthier. Büffon nimmt die Benennung umgekehrt an. Ersteres ist in Afrika fast nur allein bekannt, das zweibucklichte dort sehr selten, dagegen aber in Asien sehr weit verbreitet.

gleich durch die Anzahl ihrer Höcker, dem ersten Anblick nach, beträchtlich verschieden, dennoch einander so nahe, daß sie für eine einzige Thierart zu halten stehen.

Das Kameel ist ein stark Gebäu auf hohen Beinen. Der kleine Kopf auf dem langen Halse, die längliche Schnauze mit der hasenförmig gespaltenen überhangenden Lefze geben bei dem Buckel, bei dem zottigen Haarwuchs und den übelgestalteten Beinen, dem Ganzen nichts weniger als ein einnehmendes Ansehen. Der Fuß ist aber treflich für jene Sandwüsten eingerichtet. An dem runden Ballen, der mit einer nachgebenden, weichen, schwieligten Haut gepolstert ist, treten zuletzt zwei kleine Klauen, oder vielmehr Hufe, hervor; hiedurch ist er also nur wenig gespalten, erhält aber dennoch durch jene Klauen, größere Festigkeit im Tritt, greift fester in den Boden ein. Hätte die Natur dem Kameele die Sohle ganz mit gespaltenem Hufe ausgefüttert, also mit Horn überzogen, wie z. B. bei der Antelope, dann wäre wahrscheinlich dieses Horn dauernd gegen den glühenden Kieselsand der Wüsten gerieben, bald wie verbrannt zerfallen und vernichtet; bildete hingegen die untere Sohle kein rundes Ganze und wäre sie nicht mit weicher Schwiele versehen, so drückte sich der oftmals aus kleinen abgerundeten Kieseln durchaus bestehende Boden nicht hinreichend ein; daher wäre sein Gang minder sicher.

Auch die Höhe der Beine ist für dieses Erdreich sehr zweckmäßig. Oftmals sinkt das an sich selbst schwere, und über dieß belastete Thier, in den nachgebenden

Sand auf zwei Fuß tief hinein; ohne jene, freilich dem Auge nicht angenehme, Höhe der Beine träte der Bauch selbst bis auf den Boden, und das Kameel vermöchte es nicht, sich wieder in die Höhe zu arbeiten.

Bei solchen Anstrengungen mag ihm dann auch, wie Golberry glaubt, der lange Hals gleich einem Hebel dienen, vermöge dessen er sich im Gleichgewichte erhält; ja ich möchte behaupten, daß das Thier sich durch gehöriges Hinlehnen und Vorstrecken des Kopfs an dem langen Halse einen stärkeren Schwung zum Emporkommen zu geben im Stande sei.

Nicht minder wichtig sind dann die schwieligten Polster, wovon sich an den Vorderfüßen viere und zwei an den Hinterfüßen finden, nämlich an den Gelenken des Ellenbogens und des Knies der Vorderbeine, in der Gegend der Kniescheibe und hinten an den Kniekehlen; freilich geben sie dem Kameele ein widriges Ansehen. Ein ähnliches hartes, aber großes, schwieligtes Polster bedeckt auch vorne die Brust. Diese Einrichtung ist dem großen, schweren Thiere beim Niederlegen fast von unumgänglicher Nothwendigkeit. Das Kameel legt sich nicht, wie das Pferd oder das Rindvieh, auf die Seite; es huckt nieder und zieht die Beine unter sich. Nur dadurch kann es, ohne sich zu verletzen, niederhucken, da beim Mangel dieser Schwielen der Sturz des unbehülflichen Thiers zur Erde von üblen Folgen sein würde.

Mag freilich die Erziehung hiezu viel beitragen; denn wir kennen das wilde Kameel, welches in Heerden in der großen Tatarei unfern der Wüste Cobi und in

derselben umherzieht, nicht hinreichend. So weit uns die beiden Kameelracen bekannt sind, ist diese Einrichtung dem Thiere eben so wohlthätig, als seinem Herrn.

Die innere Bildung des Kameels spricht noch lauter den Zweck seines Daseins aus. Wie jedem andern wiederkauenden Thiere theilte ihm die Natur einen vierfachen Magen mit, (den Panzen, Rumen; die Haube, Reticulum; den Psalter- oder Blättermagen, Omasus; den Rom, Abomasus), allein dem letzten ist, wie der berühmte Daubenton bewies, eine 5te Abtheilung des Magens angehangen, von so geräumiger Weite, daß sie eine große Quantität Wassers enthalten kann. Durch ein ihm eigenes Zusammenziehen der Muskeln vermag das Thier, das in dieser großen Höhlung eingesammlete Wasser in die vorhergehenden übrigen Mägen zurück zu drängen. Und bewundernswerth ist es, daß das in diesen Magen eingenommene Wasser sich sehr viele Tage hindurch frisch erhält.

Daneben gab die Natur dem Thiere die größte Genügsamkeit mit den schlechtesten Pflanzen. Die dürrsten Dornen und Disteln sind ihm selbst in geringer Quantität zu seinem Unterhalte hinreichend.

Ist daher die von der Sonne verbrannte Distel und Heide der Wüste in jenen ersten Mägen völlig durch Trockniß wie versteinert, hat der Himmel dieser Wüsten stiefmütterlich, seit langer Zeit jede Feuchtigkeit versagt, dann zwingt die wunderbare innere Mechanik des Thiers das zuvor in jenem letzten großen Behälter aufbewahrte Wasser in die Höhe, jenes vertrocknete Kräuterwerk wird getränkt, erweicht und in einen Brei ver-

wandelt zum eigentlichen Verbrauch der thierischen Oekonomie. Dieser Brey dringt nun in das Gedärm, wo dann die feineren Flocken der Eingeweide die Nahrungsmilch daraus zu ziehen im Stande sind.

Zu diesen körperlichen Eigenschaften denke man sich nun die Sanftmuth, das Nachgeben und die Gelehrigkeit des Kameels.

Diese verstand dann der gescheidte, egoistische Mensch auf die für ihn vortheilhafteste Art bereits seit Jahrtausenden zu benutzen.

Schon von der zartesten Jugend an macht er das gutmüthige Thier auf das widernatürlichste zum leidenden Sklaven. Kaum einen Monat alt wird das junge Kameel von seiner Mutter getrennt. Man theilt ihm dann nur spärlich seine Milch zu, und zwingt es zur Enthaltsamkeit. Bald darauf beugt man ihm die Beine unter den Leib, und gewöhnt es dadurch zu derjenigen Stellung, die das Thier annehmen muß, wenn es beladen werden soll. Den Körper bedeckt man mit einem Teppich und mit einem Stück eines Zeltes, so daß ihm nur allein der Kopf und der Hals frei bleiben. Um ihm das Aufstehen zu verbieten, hangen am Rande dieser Decken mehrere schwere Gewichte herab.

Vier Monate hindurch dauert diese grausame Stellung. Nach dieser Zeit erlaubt man den jungen Kameelen zwar, sich öfter aufzurichten und umherzugehen, allein nur in eigenen Hürden. Hieher kommen die Kinder der Mauren von etwa 9 bis 10 Jahren, um ihnen täglich zweimal Futter, nämlich Kameelsmilch mit Wasser verdünnt, zu bringen.

Da sie ihre jungen Wärter bald kennen lernen, so sammlen sie sich bei ihrem Eintreten in die Hürde um sie herum. Allein auch diese ärmliche Nahrung wird den Thieren nur bedingungsweise zu Theil. Die jungen Mauren, in der einen Hand die Schale mit Milch, in der andern eine Ruthe, schlagen die Kameele an die Beine, und diese sind gescheidt genug, diesem Zeichen zum Niederkauern sofort zu gehorchen. Nur erst in dieser Stellung wird ihnen dann die Milch gereicht. Wie würde es auch sonst dem Menschen gelingen, dieß hochbeinigte Thier zu beladen, und die Waaren gehörig darauf zu befestigen?

Zu gleicher Zeit gewöhnt man das willfährige Thier, sich mit schwerer Ladung belasten zu lassen; und zwar stets in zunehmender Proportion. Je nach der Stärke des Kameels und nach dem Alter bringt man es endlich dahin, daß man einem aasgewachsenen Kameele bis auf 12 Centner, ja, wie Tavernier behauptet, bis auf 1500 Pfund zum Fortbringen aufladen darf; wahre Frachtwagen, oder, wie die Araber sagen, Frachtschiffe der Sandmeere.

Es kommt aber viel darauf an, daß das Gewicht mit den Jahren und Kräften des Kameels harmonire. Das Thier wird nur erst nach dem 5ten, mindestens dem 4ten Jahre als Lastthier benutzt; und zwar sodann mit großer Schonung, denn nur im 6ten Jahre sieht man es für volljährig an und giebt ihm die ganze Ladung. Ein Kameel, welches von den betrügerischen Mauren für ein achtjähriges verkauft war, kam, da es mehrere Jahre jünger war, deshalb um, weil man ihm eine zu

schwere Ladung, wenn gleich nur 10 Centner, aufbürdete.

Auch fühlen die mehrsten Kameele genau ihre Ladung. Legt man ihnen zu viel auf, so erheben sie sich nicht ohne große Anstrengung, ja sie versagen das Aufstehen wohl gänzlich.

Die Mauren, sagt Golberry, verstehen sich genau auf die Jahre der Thiere, allein sie lehren diese Zeichen keinen Fremden. Am schwersten ist es, ein 4 oder 5jähriges von einem achtjährigen zu unterscheiden; vor und nach diesen Jahren entdeckt man ihr Alter leichter.

Das Kameel hat einen dreifachen, ja vierfachen Gang. Außer dem Schritt, dem Trott und dem Galopp, bewegt es sich noch im Paß (amble), indem es beide Beine der einen Seite zugleich aufhebt. Dieser Paß ist sein gewöhnlicher Gang. Begreiflich fällt es also hiedurch stets von der ganzen einen Seite auf die andere. Jede Art des Ganges ist bei diesem hochbeinigten und schweren Thiere ungleich ermüdender und angreifender als bei dem Pferde. Pallas war kaum im Stande den Trott des Kameeles auszuhalten, und Golberry (beide waren des Reitens sehr gewohnt) sagt, daß er es durchaus nicht vermogt habe, länger als eine Viertelstunde diesen Gang zu ertragen; um sich auszuruhen, setzte er sich auf ein arabisches Pferd. Der unglückliche Brisson wäre fast ein Opfer eines solchen Ritts geworden; sein Blut rieselte längs den Seiten des Kameels hinab, denn er war dabei nackt.

Der Galop ist freilich das erträglichste für den Reiter, allein das Thier hält diese Anstrengung nicht sehr lange aus.

Dennoch ist die Ausdauer des Kameels abermals eine neue wichtige Wohlthat für den Bewohner der Wüsten.

Bei dem gewöhnlichen Schritt legt das beladene Thier täglich etwa 7 deutsche Meilen zurück. Man nimmt ihm am Abend nicht eigentlich die Bürde ab, man schnallet sie nur, wenn die Thiere sich auf die Knie niedergelegt haben, zu beiden Seiten los, oder man führt sie mit der Last auf die Weide, das heißt, gewöhnlich an einen Platz, woselbst etwas Grünes wächst, wären es auch nur die härtesten Disteln. Bei diesem schweren Dienste bedarf es aber nicht, wie bei unseren Lastthieren, der Peitsche oder des Sporns. Nur allein durch den Gesang des Kameeltreibers wird das Thier ermuntert, es liebt nämlich ganz vorzüglich Musik. Und obgleich hiezu oftmals gleichfalls Instrumente gebraucht werden, so horcht das Thier doch weit eher auf den menschlichen Gesang, als auf irgend ein musikalisches Instrument.

Die hier angegebene Geschwindigkeit des Kameels ist indeß nun freilich auch die nuzbarste. Mit den sogenannten Post-Kameelen, deren sich besonders die Araber und Mauren bei einem Ueberfall der Karavanen oder der Feinde, wie auch bei ihrer Flucht vor letztern bedienen, sieht es viel anders aus. In solchen Fällen, da dann gewöhnlich zwei Mauren mit geringem Gepäcke auf einem Kameel reiten, läuft es in Trott und macht

täglich zwischen 60 und 70 franz. Meilen, also doch weit über 50 deutsche Meilen; und diese erstaunliche Bewegung hält das schwerfällige Thier oft gegen 5 Tage durch aus. Wie weit steht hiegegen selbst das beste arabische oder englische Pferd auf die Dauer zurück! Hiedurch allein ist der Araber im Stande, wirklicher Landcorsar zu sein.

Er fällt mit unbegreiflicher Kühnheit Caravanen oft von 1000 und mehr Menschen, Kameelen und Pferden an, die, da sie in weiter Ferne von irgend einem menschlichen Wesen zu sein glauben konnten, ruhig zu Nachts in der öden Sandwüste schlafen; er plündert, raubt und tödtet, was er vermag, und entzieht sich mit unglaublicher Geschwindigkeit dem weit mächtigern Feinde.

Ist es indeß auf wirklich feindlichen Angriff und Krieg angesehen, dann ist das Kameel selbst in dieser Lage von großer Wichtigkeit. Diese sonst so sanftmüthigen Thiere zeigen im Treffen außerordentlichen Muth. Sie stürzen sich mit Wuth auf die Dromedare der Feinde, beißen und reißen ihnen ganze Stücke aus dem Leibe, und es soll schwer halten, ihnen sodann Einhalt zu thun. Brisson hat selbst einem solchen Gefecht beigewohnt und bezeugt, die Kameele sein hiezu völlig abgerichtet: Ils se mêlent en mugissant dans la foule; ils mordent et dispersent les ennemis plus promptement, que ne le pourroient faire des cavaliers armés. Und dieß scheint deshalb noch merkwürdiger, weil die mehrsten männlichen Kameele oder Dromedare verschnitten werden. Man läßt nur für 9 bis 10 weibliche einen Hengst. Diese sind in der

Brunstzeit sehr gefährlich. Sie schäumen, beißen und wüthen mehrere Wochen hindurch, denn so lange dauert die Brunst.

Eben der unglückliche Brisson hat uns aber noch eine andere Eigenschaft dieser treflichen Hausthiere kennen gelehrt. Er bezeugt, daß das Kameel zum Pflügen gebraucht wird. In der von dem Stamme der Mauren bewohnten Oase, wohin man ihn als Sklaven geschleppt hatte, ward ihm das Amt aufgetragen, die Dromedare vor den Pflug zu spannen, das Land damit zu beackern und dann zu besäen (d'atteler les Chameaux à la charrue, de labourer la terre, de l'ensemencer etc.)

Zu diesem in einer einzigen Thierart kaum zu erwartenden vielfachen Nutzen rechne man nun zuletzt noch das große Verbreitungsvermögen des Kameels. Es ist aus den gültigsten Thatsachen vorlängst bewiesen *), daß die Race unsers Kameels, nämlich der Dromedar und das zweibucklichte Kameel, von Senegambien aus quer über ganz Nord-Afrika fortgeht; sodann jenseit des rothen Meers über ganz Arabien, vielleicht in seiner wahren Heimath, lebt; weiter in Asien südlich in Indostan bis gegen den 20sten Breitengrad herabgeht, und sich über die ganze Tatarei, sogar bis gegen den 60sten Grad nördlicher Breite hin erhebt, woselbst es von den Buräten noch benutzt wird. Wenn man diese Länder auf der Karte überläuft, ihre ungeheure Ausdehnung betrachtet und sowohl auf die erstaunliche Verschiedenheit

*) Zool. Geogr. 2r Th.

des Klima's als auch des Bodens und seiner vegetabilischen Produkte Acht hat, dann erst fühlt man die außerordentliche und für den Menschen unschäzbare Natur dieser Thierart. Man bedenke nämlich, daß außer den Benutzungen, welche, wie wir so eben sahen, die Mauren und Araber von dem Kameele genossen, die Milch sowohl diesen Völkern als den vielartigen Stämmen der Tatarn an sich selbst eine trefliche Nahrung giebt; daß sie daraus Käse machen und einen starken Branntewein ziehen; das das Fleisch der Kameele eine vorzügliche Nahrung darbietet; daß verschiedene jener Nationen von den Haaren ihre Decken, ihre gröbsten Kleider, ja ihre Filz-Zelte verfertigen, und daß sogar der Harn des Kameels uns den nützlichen Salmiak giebt und sein Mist in jenen pflanzenlosen Einöden statt des Holzes gebrannt wird.

Desto unbegreiflicher bleibt es, daß die Zucht dieses so überschwenglich nutzbaren Thieres, welches daneben fast gar keinen Unterhaltsaufwand erfordert, dennoch in Europa nicht gefördert wird. Zeigt gleich jenes, jeder andern Thierart versagte Entbehrungsvermögen des Trinkens, so wie auch die sonderbare Bildung seines Fußes, daß das Thier eigentlich in den leblosen Wüsten am nützlichsten, ja dem Menschen völlig unentbehrlich ist, so widerspricht dieß dennoch nicht den übrigen vielartigen Vortheilen, welche wir fast unter jedem Klima daraus ziehen könnten.

Stets bewundere man aber dankend und vorzugsweise die Größe der Wohlthat, die die Vorsicht dem

Menschen erwies, der jene glühenden Sandmeere bewohnt und durchreiset.

„Den Horizont klärt dort bloß ein schwaches Licht „auf, die Sonne verdunkeln Staubwolken, die den „Himmel bedecken, auf die Erde zurückfallen, und „durch welche das Auge des Wanderers vergeblich Zei„chen zu einer Richtung zu entdecken sucht.“

„Das Wasser, welches die Kameele in Schläuchen „bei sich führen, ist entweder durch die unmäßige Hitze „verdunstet, verdorben oder aufgezehrt. Die Menschen „und Thiere, von den zu langen und zu zahlreichen Ta„gereisen, Mühseligkeiten und Mangel erschöpft, schlep„pen sich kaum noch im schwankenden Schritte fort.“

„Ein Theil der Dromedare ist bereits aufgeopfert, „man hat ihre Seiten eröffnet, um das in jenem Be„hälter (dem 5ten Magen enthaltene) gesund gebliebene „Wasser zu sammlen; kaum reicht es hin, nur noch ei„nige Augenblicke ein hinscheidendes Leben zu fristen. „Die noch übrig gebliebenen Dromedare werden nun „gleichfalls zu diesem letzten Rettungsmittel aufgespart; „käme es aber auch endlich dazu, dann bliebe nur Ver„zweiflung und Tod.“

„Entdeckt nun der Instinkt dieser Thiere am Ziel „dieser grausamen Entscheidungsperiode die Gegenwart „einer Quelle, dann springen sie auf und ihr Muth belebt „sich von neuem, und ihre convulsivischen Bewegungen „dienen dem verzweifelnden Reisenden zum Kennzei„chen, daß der Augenblick der Rettung gekommen sei.

„Alle stürzen nach der Quelle hin, die ein Leben er„hält, das sie so eben zu verlieren Gefahr liefen; und „diese Rettung haben sie nur allein dem Dromedar zu „verdanken*).“

VI. Das gediegene Eisen der Sahara.

Die großen Massen von gediegenem Eisen der Wüste Sahara gehören nicht nur an sich selbst unter die wichtigsten Merkwürdigkeiten dieses wundervollen Welttheils, sondern eben so sehr wegen der daraus zu ziehenden Folgen.

„Man trift, sagt Golberry (Reisen 1r B. S. „168) in diesen Einöden und zwar nicht weit vom rech„ten Ufer des Senegals, einige sehr beträchtliche Felsen „von schwarzer Farbe an, die einzeln zerstreuet stehen „und gediegenes Eisen enthalten. Wie kommen diese „Massen von gediegenem Eisen einzeln in Gegenden, „wo man keine Eisengruben kennt? Hat sie das Was„ser dahingerollt?“

„Oder gehören sie unter jene sonderbaren Körper, „die nach dem berühmten Chladni manchmal vom „Himmel auf die Erde fallen, wie dieß der Fall in der „Grafschaft York, zu Siena, in Amerika und zu „Benares (in Ostindien) gewesen ist? Die erstau„nungswürdigen Erscheinungen findet man in London „bestätiget, wo es verschiedene Sammlungen von Bruch„stücken solcher Steine giebt (besonders in dem berühm„ten Grevillschen Min. Cabinette).“

---

*) Golberry I. S. 213. ff.

Bei einer andern Gelegenheit wird es zweckmäßiger sein, dergleichen Eisenmassen genauer in Betracht zu ziehen. Hier war es nur darauf abgesehen, im voraus auf diese Seltenheiten aufmerksam zu machen, die nach hoher Wahrscheinlichkeit in unserer Erde nicht erzeugt sind, und die als Ultramondaner mit Recht zu den großen Merkwürdigkeiten der (so weit wir sie bis jezt kennen) aller Metallminen beraubten Sandwüsten von Afrika gehören. Nur ist es zu bedauern, daß Golberry uns keine nähere Beschreibung davon giebt. Er nennt sie bald Felsen, die gediegenes Eisen enthalten, bald Massen von gediegenem Eisen. Der letzte Ausdruck allein würde sie jenen berühmten Mondsteinen, oder aus der Luft herabgestürzten Eisenmassen näher bringen, da die erstere Benennung dagegen auf Eisenerz deuten kann, wovon sich nur einzelne große Massen oder auch Nester zeigen, worin sich gediegenes Eisen mit befindet.

Gediegenes oder wenigstens sehr geschmeidiges Eisen liefern, wie bereits zuvor beim Lande Bambouc bemerkt ist, die Minen dieses Eldorado's. Die Eisenminen sind daran so reich „si abondantes, qu'elles „s'épanchent sur la surface de la terre: ce fer est „très liant, très malleable, très fin et aussi sono„re que l'argent. — Les noirs le savent parfaite„ment fondre, et le mettent tous les jours en usa„ge (Voyage au Pays de Bambouc p. 34.)." Von diesem Eisen aus Bambouc war es, nicht aber von jenem aus der Wüste Sahara, daß der Dr. Schott, des sel. R. Forsters Anzeige zufolge, eine Masse von 30 Pfund besaß.

Anson.

Begann gleich England die Laufbahn des Entdekkens und der großen Seereisen später als Portugal und Spanien, so hat es dieß nicht bloß der Erdkunde nachmals reichlich ersetzt, es hat in unsern Zeiten selbst alle Nebenbuhler in dieser Rücksicht hinter sich gelassen.

Eine ansehnliche Lücke blieb ihm zwar offen, zwischen Johann Cabot (1497) nebst seinen drei Söhnen und der Entdeckungsreise des Ritters Hugo Willoughby, welcher auf seiner nordlichen Sendung (1553) bis gegen Neu-Zemlja vorgedrungen sein soll; sie betrug über ein halbes Jahrhundert. Allein von dieser Epoque an, wenn gleich die Reise nicht sehr günstig ausfiel, schien die Nation gleichsam mit einem neuen Geist nautischer Unternehmungen beseelt. Kaum kann man von nun an unter den vielen Seemännern, welche sich den schwersten Entdeckungsreisen unterzogen, Zwischenzeiten von ein Paar einzelnen Jahren finden. Nur allein bis zu Ende desselben Jahrhunderts geschahen durch Chancellor, Bourrough, Forbisher, Arthur, Pet, Jackman, Gilbert, Davis und Weymouth (1591) eilf Reisen nach Nordosten und Nordwesten; und wenn gleich die Hauptabsicht, einen Weg durch Nordost oder Nordwest nach Indien zu finden, verfehlt ward, so giengen dadurch dennoch große Länder hervor, und die goldreichsten Fischereien wurden festgesetzt.

Franz Drake umschiffte die Erde, und Cavendish, Chidley, Hawkins segelten dem großen

Vorgänger in Süden nach, freilich nicht mit völlig gleichem Glücke.

Der Anfang des 17ten Jahrhunderts bis fast zu Ende (von 1603 — 1685) war gleichsam eine aneinander hangende Reihe großer englischer Expeditionen, sowohl nach dem Norden als dem Süden unsrer Erdkugel. Unter den mehr als 25 kühnen Nautikern, die sich zu diesen Unternehmungen hergaben, zeichnen wir nur die Namen eines Hudson, Button, Baffin, Bylot, Narborough, besonders aber Dampier, Halley und Wood Rogers aus, da diese letztern von den übrigen durch die Größe ihrer Entdeckungen oder durch die Wichtigkeit derselben so ausgezeichnet, so hell ausgezeichnet in den Annalen der Erdkunde glänzen *).

Diese drei großen See-Männer schienen unter den Engländern die Weltumsegelungen auf lange Jahre geschlossen zu haben. Denn die Streifzüge, welche die beiden Seekapitains Shelvoc und Clipperton im Jahre 1719 ins Südmeer gegen die Spanier machten, darf man nicht aufführen; sie blieben für die Erdkunde fast ohne allen Gewinn.

Nur erst dreißig Jahr nach Roger gewährte uns England durch den berühmten Lord Anson eine lehrreiche Umschiffung der ganzen Erde.

Seine Seefahrt, wenn sie gleich auf keine neue Inseln selbst stieß, brachte dennoch, außer den schäz-

*) Wood Rogers drang am weitesten zum Südpole vor, nämlich bis 62° 53'; auch führte er den Irrländer Alexander Selkerk, den bekannten berühmten Crusoe, zurück.

baren Nachrichten fast über die ganze östliche Einfassung des Südmeers, sehr merkwürdige Karten und Angaben von vielen nordlichen völlig zuvor unbekannten Inseln des großen Oceans zuwege, worunter sich sicher einige der heutigen Sandwich-Inseln befanden.

Für unsere Zeiten hub daher mit Anson die Entdekkung des gesamten Südmeers, also von ganz Polynesien von neuem an; und seine Fahrt macht in dieser Rücksicht eine Hauptepoche für die Erdkunde und für Englands Marine.

Georg Anson stammte aus einer alten, angesehenen Familie in Staffordshire.

Er ward 1697, den 23sten April, auf dem Erbgute Shugborough seines Vaters William Ansons Esq. als dritter Sohn geboren. Die Mutter Elisabeth Carrier, war aus einem guten Hause in Derbyshire; und ihre Schwester ward durch ihre Heirath mit Thomas Parker zur Gräfin von Macclesfield erhoben.

Schon früh bemerkte der Vater an unserm Anson eine entschiedene Vorliebe für das Seewesen. Sein Hauptvergnügen bestand nämlich im Lesen der Seereisen und der Leben berühmter Admirale. Diesen Trieb wußte der Vater zu benutzen, richtete die ganze Erziehung darauf hin, und ließ ihn sehr frühe in die englische Marine eintreten. Denn schon in seinem 19ten Jahre finden wir ihn unter den Sekonde-Lieutenants der königlichen Flotte. Als solcher gieng er nämlich im May des Jahres 1716 auf dem Geschwader des Commandeurs Sr. John Norris nach der Ostsee.

Hierin zeigt sich uns eine von den Hauptquellen jener bewunderten Allgewalt der brittischen Seemacht. Bereits in den frühesten Jahren widmet sich der Britte dem Seedienste; und wes Standes der Jüngling auch ist, so durchläuft er alle die schweren Arbeiten der untersten Matrosen. Es ist nichts ungewöhnliches zu hören, daß ein Baronet oder Lord als unterster Matrose oder Schiffsjunge von dem höchsten Mastkorbe herab gerufen wird; oder daß ihm der Befehlshaber aufträgt, im heftigsten Wetter bei der herbesten Kälte ein Segel fest zu schnüren; kurz, die sauersten, oft gefahrvollsten Arbeiten zu übernehmen. Dieß stärkt den Körper; es stählt den Geist; giebt ihm frühe und genaue Kenntniß des Schiffs und des ganzen Seewesens, und lehrt ihn zugleich Pflicht und Genauigkeit im Gehorsam. Denn wie könnte der mit Verstand nachmals befehlen, der nie vernünftigen Befehlen pünktlich zu gehorchen wußte.

An der dänischen Küste war Anson so glücklich, den größten Mann im Norden kennen zu lernen, Peter den Ersten und dessen Gemahlin, die Kaiserin Katharine.

In den beiden folgenden Jahren (1717 und 1718) diente er unter dem glücklichen Vater des unglücklichen Admirals Byng. Sr. Georg Byng vernichtete die spanische Eskadre bei Syracusa gänzlich, und Anson wohnte dieser entscheidenden Schlacht ehrenvoll bei.

Drei Jahr darauf ward er Schiffskapitain der Weazel, einer Kriegsschaluppe. Seine Verdienste, und zugleich der bedeutende Einfluß seines nahen Verwand-

ten, des Grafen Maclesfield, damaligen Lordkanzlers, erhoben ihn im folgenden Jahre zu der Stelle eines Commandeurs des Linienschiffs Scarborough.

Anson ward beordert mit ihm nach Südkarolina zu gehen. Er blieb auf dieser Station drei Jahre, und verewigte dort sein Andenken durch Anlegung einer Ortschaft, Anson Bourgh genannt; noch jetzt heißt von ihm die dortige Gegend Ansons County.

Nach einem Zwischenraume von fast zehn Jahren, in welchen er, außer einer abermaligen Reise nach Amerika, sich nicht von den Küsten Englands entfernte, hebt Ansons glorreichste Epoche an.

Durch Muth und Klugheit hatte er sich bisher so ausgezeichnet, daß man ihn bei dem 1739 mit Spanien bevorstehenden Kriege zu einem wichtigen Posten ausersah. Er sollte mit einer Flotte von fünf Kriegsfahrzeugen die Spanier in den bis dahin wenig bekannten, gefahrvollen Gewässern des Südmeers beunruhigen, und ihre an den westlichen Küsten von Amerika gelegenen Etablissements angreifen.

Liest man die Nachrichten von der Ausrüstung dieses Geschwaders, dann lernt man mit Bekümmerniß, wie sich fast jedem Manne von anerkannten Verdiensten alles Kränkende entgegenstellt, ja, wie der Zufall gleichsam seinen Widersachern die Hand bietet. Freilich erscheint derjenige nur erst dann als großer Mann, welcher die widrigsten Hindernisse siegreich bekämpfend, seine Plane glücklich beendigt.

Konnte Anson, statt im Herbste des Jahrs 1740 der ersten Einrichtung zufolge, schon im Jänner aus-

laufen; hätten die Betrügereien der Proviantmeister seiner Eskadre nicht schlechte Nahrungsmittel untergeschoben, und selbst diese ihr nicht daneben auf das Kärglichste zugetheilt; wären endlich die ihm versprochenen ausgesuchten Land- und Seetruppen, nicht in kranke oder größtentheils nur so eben genesene Menschen verwandelt, und wäre ihre Anzahl überdieß nicht beträchtlich gemindert worden, dann erschienen nothwendig die von ihm gegen die Spanier glücklich ausgeführten Unternehmungen, ja seine Umsegelung des Erdballs selbst, in einem weit geringeren Lichte als jetzt.

So vom Schicksale hintergangen, lief er, am Bord des Centurions von 60 Kanonen, nebst vier andern Kriegsfahrzeugen, einer Schaluppe und zwei Pinken, zu einer vieljährigen Reise in die damals unbekanntesten Meere; entgieng auf das glücklichste einem bedeutenden Geschwader, welches Spanien durch Ansons Verzögerung Zeit bekommen hatte, gegen ihn auszurüsten, und erreichte im März 1741 le Maires Straße am Ende von Südamerika.

Hier erwartete ihn aber vielartiges Ungemach. Die schlechten Karten damaliger Zeit führten irre; und durch die unbekannten Meeresströmungen gieng nebst dem Wege zugleich die kostbarste Zeit verloren. Diese Zögerung verursachte Mangel an frischem Wasser und an Lebensmitteln. Hiedurch brach denn der Scharbock so heftig hervor, daß in vier Wochen allein auf dem Admiralsschiffe 43 von der Mannschaft dahinstarben.

Stürme und Strömungen hatten dabei die Flotte zerstreuet; auf der Insel Socorro unter dem 45sten Gr.

der Breite, welche zum ersten Versammlungsplatze angewiesen war, fand der Centurion nur sich allein. Juan Fernandez, der zweite Sammelplatz, ward durch die Unrichtigkeit der Karten beträchtlich verfehlt; auch hatte der Scharbock die Hälfte der Mannschaft aufgerieben; und als man sich am 9ten Junius der langgewünschten Insel näherte, waren von 500 Menschen, die größtentheils gesund durch le Maires Straße gesegelt waren, kaum 10 dienstfähige Leute vorhanden. Wie schrecklich bezahlt der Mensch seine Unwissenheit der wahren Erdkunde! wie unschätzbar sind ihm die Fortschritte der ernsthaften Wissenschaften! Dieß zeigte gleich darauf die traurige Lage der übrigen Schiffe noch deutlicher. Nur drei konnten sich, nach langem vergeblichen Aufsuchen des Versammlungsplatzes, dort vereinigen. Von der Mannschaft des Gloucesters waren 200 gestorben, und von dem letzten Drittel war kein einziger vollkommen gesund. Die Perle und die Saverne waren gezwungen worden, nach Brasilien zurückzukehren, und hiedurch auf immer von der Flotte getrennt zu bleiben. Der Wager gieng aber gänzlich verloren; nur ein Paar Menschen, hierunter der nachmals so berühmte Commodore Byron, entgiengen nach tausend Gefahren dem Tode.

Ansons Reise lehrte nun die Strömungen, die Untiefen kennen; Juan Fernandez ward nautisch beschrieben, und es ergab sich jetzt der hohe Werth des dortigen Seehundefangs; zugleich ward die kleine, ihres Hafens wegen nicht unbedeutende Insel Inchin entdeckt.

Noch wüthete der Scharbock unter dem so sehr verminderten Geschwader, als Anson schon ein spanisches Fahrzeug erbeutete. Kaum war aber seine Mannschaft durch die treflichen Erfrischungen von Juan Fernandez geheilt und gestärkt, so eilte er höher hinauf zur spanischen Küste, und bemeisterte sich zweier bedeutenden Fahrzeuge, des Carmelos und der Santa Theresa. Auf letzterer hatte sich unter mehreren Reisenden eine Spanierin von Stande nebst ihren beiden jungen Töchtern eingeschifft; eine derselben war von großer Schönheit. Als sich diese in den Händen der Engländer sahen, ihren Begriffen zufolge Freibeuter und gewissenloser Ketzer, zitterten sie nicht sowohl wegen ihres Vermögens, als wegen ihrer Ehre. Sie versteckten sich auf das ängstlichste, und selbst das Zureden und das bescheidendste Betragen der englischen Officiere war nicht im Stande ihre Angst zu mindern. Anson erhielt hievon Nachricht. Er befahl sofort, ihnen auf das ehrerbietigste zu begegnen; sie ungekränkt in den Zimmern ihres eigenen Schiffes zu lassen; die Matrosen durften sich ihnen nicht nähern, und der spanische Steuermann des eroberten Schiffes selbst mußte, als ihre beständige Wache, nicht von ihrer Seite weichen.

Dieser edle Zug und das großmüthige Benehmen gegen alle Gefangene erwarb dem Admiral, ja allen seinen Engländern, die Hochachtung der Spanier. Als Anson nämlich nach der bald hierauf folgenden Eroberung von Paita die Gefangenen frei gab, rühmten letztere die Art, wie sie behandelt waren; ja ein Geistlicher, ein Jesuit, floß von dem Lobe des Admirals

und der Engländer so sehr über, daß die Spanier gegen diese Nation eine völlig neue Stimmung erhielten.

Anson, obgleich sein Geschwader nicht stark genug war, gegen die Hauptetablissements der Spanier etwas Großes zu unternehmen, suchte jetzt dem Feinde durch einen Angrif auf mindere, aber dennoch wichtige Posten im Südmeere zu schaden. Er gieng daher höher gegen Norden hinauf, und war so glücklich, aus den Nachrichten, welche er durch eine neue reiche Prise erhielt, zu vernehmen, daß man in Paita (5° 20′ s. Br. 80° 35′ w. L. von London) von dem englischen Geschwader Nachricht erhalten habe, und eben anjetzt damit umgehe, eine sehr beträchtliche Summe Geldes mit dem schnellesten Postschiffe nach einem sichern Platze in Mexico abzusenden. Der Angrif auf Paita ward daher sogleich beschlossen, Klugheit und Tapferkeit führten ihn auf das glücklichste aus. Jene Gelder, nebst allen sonstigen Schätzen und beträchtlichen Magazinen der Krone fielen den Engländern in die Hände. Diese Magazine waren Schuld, daß der sonst so edle Anson sich durch die thörigte Hartnäckigkeit des entflohenen Gouverneurs, welcher kein Lösegeld dafür erlegen wollte, gezwungen sahe, sie und eben dadurch die unglückliche Stadt selbst den Flammen Preis zu geben! Krieg! scheußlichster Schandfleck der Societät! selbst den Mann von sanftesten, edelsten Gefühlen zwingst du zur Unmenschlichkeit!

Diese glückliche Expedition feuerte zu neuen Unternehmungen. Mexico, und besonders die Manila Galeone, war mit Recht ein Hauptgegenstand des Admirals.

Die Manila Galeonen, gewöhnlich nur eine, seltener zwei, waren und sind noch größtentheils die hauptsächlichste Handelsverbindung der in sich unermeßlich produktiven, aber von Spanien äußerst verkannten und daher zweckwidrig behandelten Manilischen Inseln. Was würde ihnen nämlich an jenen theuren Gewürzen wohl fehlen können, wodurch Holland ganz Europa seit Jahrhunderten in Contribution setzte? auch dürfte sicher Bengalen sich keiner reichern Reis-, Baumwolle- und Pfefferernte vor ihnen rühmen.

Alle Früchte der heißen Zone beider Welten gedeihen dort treflich; und seit 1670, da ein spanischer Pilote eine Kiste junger Kakaobaum-Pflanzen aus Amerika hinüber brachte, ist auch dieses Hauptprodukt Westindiens dort in großem Ueberfluß vorhanden.

Dennoch wären diese reichen Länder beinahe isolirt von der übrigen Handelswelt, ohne jene Galeonen. Nur durch sie erhalten diese spanischen Kolonien, kaum sollte man es glauben, über Westindien, die Manufakturwaaren des Mutterlandes, so wie seine Weine, nebst dem Silber von Mexiko. Sie tauschen dagegen ihr Gold und die von den Engländern, Holländern und Franzosen unter dem Aushängeschilde der Mauren und Chinesen ihnen zugeführten Waaren Ostindiens aus. Jeder eigentliche Bürger von Manila, mit Ausschluß aller Fremden, darf an diesem Handel Theil nehmen. Ihre Portionen sind aber genau und zwar gerichtlich bestimmt; dieß ist auch der Fall mit dem Werth der ganzen Ladung. Indeß geschieht es dennoch, daß, da letz-

tere eigentlich nur eine halbe Million Piaster betragen sollte, sie oftmals bis zu einer Million hinansteigt.

Eine solche Prise erwartete nun Anson. Die Galeonen laufen gewöhnlich von Manila im Julius aus, steigen bis zu einigen 30 Graden nordwärts hinauf, und übersegeln, ohne irgendwo anzulegen, das große Südmeer bis zu ihrer Landung in der neuen Welt. Acapulco ist ein ungesunder Ort, aber ein sicherer Hafen der Küste von Neu-Mexiko (17° 10′ n. Br. 101° 40′ L. von London). Nur gegen die Zeit der Ankunft der Galeonen wird er, aus einem elenden, Menschenleeren Flecken, in einen volkreichen Marktplatz umgeschaffen. Die Fahrt dauert gewöhnlich sehr lange. Nach etwa einem halben Jahre, vom Julius oder August bis zum December oder Jänner, erreicht die Galeone Acapulco; und etwa eben so viel Zeit erfordert die Rückfahrt. Auf letzterer landet man bei dem spanischen Etablissement in Guam, der Hauptinsel der Ladronen oder Marianen. Bei der Hinfahrt nach Amerika sieht man sich daher gezwungen, aus Mangel an frischem Wasser die regelmäßigen Regen zwischen den 30sten und 40sten Graden der Breite zu benutzen, und in großen ausgebreiteten Häuten, die sich in irdenen Krügen endigen, aufzufangen. Hiezu führt die Galeone ein Paar Tausend großer Krüge, welche oftmals bis dahin mit Gewürzen angefüllt sind, mit sich. Bei Aufspannung jener Häute erscheint sie dann dem Auge gleichsam wie ein Meerwunder.

Diese Ueberladung aller Art, die übermäßige Bemannung, denn oft führt eine solche Galeone, von 5

bis 6 Tonnen, über Tausend Menschen, macht ihre Vertheidigung höchst unbequem, wenn auch selbst die Geschicklichkeit ihrer Führer vorzüglich wäre.

Mehrmals ward deshalb die Galeone die Beute kühner, gewandter Feinde, obgleich weit geringer an Größe und Mannschaft. Anson durfte in so fern seiner Mannschaft mit Recht eine treffliche Beute prophezeihen.

Er stationirte seine Schiffe dem Hafen von Acapulco gegenüber; wagte sich dort an einer ihm unbekannten Küste, bei Chequetan, ins Land, um Wasser und Erfrischungen einzunehmen. Es war für die Nautik wichtig, daß er diese Theile des nordwestlichen Amerika beschrieb und verzeichnete, und die trugvollen Nachrichten der Freibeuter berichtigte, wodurch bereits so mancher Seefahrer unglücklich geworden war.

Tausendfaches Ungemach zog ihm indeß das Ausharren in dem dortigen Meere zu. Er fand sich gezwungen, zwei seiner Schiffe nebst einem beträchtlichen Theile kostbarer Güter zu verbrennen, die Mannschaft zur Verstärkung des einzigen noch übrigen Schiffes, des Centurions, zu nehmen, und sich hiemit auf Tinian zu retten.

Tinian, eine der bedeutendsten Ladronen unter 15° 8′ n. Br. erschien als ein wahres Paradies. Reichlich mit Heerden von Rindvieh und Schweinen, wie auch mit dem besten Federvieh und schmackhaftesten Wasservögeln besetzt, wächst unter ihrem treflichen Himmel, die Brotfrucht, die Kokospalme nebst der Orange, der Limonie und vielfachen schätzbaren Küchenkräutern. Auch zeigten sich darauf schöne Ueberbleibsel vormaliger Kultur.

Die Spanier haben dieses herrliche Land verödet; von 30 Tausend vormaliger Einwohner war niemand mehr vorhanden; man sendet nur von Zeit zu Zeit einzelne Boote zum Jagen und Fischen hinüber.

Eines solchen Flecks der Erde bedurfte es auch, um die elende Mannschaft schnell wieder herzustellen. So tief war nämlich Ansons Geschwader durch Sturm und Scharbock gesunken, daß von 1000 Seeleuten nicht einmal 70 fähig waren, Dienste zu thun; und die drei bedeutenden Schiffe in ein einziges zusammen geschmolzen waren! Dennoch hatte letzteres beträchtlichen Schaden an seinen Masten erlitten, ja ein gefährliches Leck bekommen.

Der Plan des Admirals war nun, da keine der Galeonen bis jetzt erschienen war, sein Schiff zur Fahrt nach Macao in Stand zu setzen, um von dort aus den reichen Manilafahrern entgegen zu gehen. Aber bald hätte ein Sturm alle Hofnung vernichtet! Der Centurion ward in einer Nacht durch den Orkan fortgerissen. Anson nebst 113 Mann blieben auf der Insel, völlig von der übrigen Welt isolirt, in dem vasten, damals fast unbekannten Südmeere zurück!

Welch eine Lage! und welch eine noch viel düstere Aussicht! Was bedurfte es weiter, als daß der spanische Befehlshaber auf Guam, durch die von dort oft hieher gesandten Boote von Ansons Lage unterrichtet, eine hinreichende Macht sandte, um ihn, unter dem unverdienten Namen eines Freibeuters, auf ewig in Ketten zu schlagen; denn sein eigenes königliches Patent,

so wie die Patente der Officiere, waren auf dem verlornen Schiffe.

In diesem schrecklichen Zeitpunkte zeigte sich der Mann von festem Muthe und völlig unangefochtenem Geiste. Der Centurion hatte bei seiner Ankunft auf der Insel ein Boot mit Indianern, unter der Anführung eines spanischen Unterofficiers, vorgefunden und sich seiner bemächtiget.

Anson versammelte seine Leute, und zeigte ihnen mit großer Ruhe des Geistes und Ueberredungskraft, wie sie durch Vergrößerung dieses Boots jener schimpflichen Sklaverei entgehen könnten.

Er ließ ihnen nicht Zeit, die Schwierigkeiten genauer zu erwägen; nicht Zeit, zu berechnen, daß Macao über 600 (engl.) Meilen entfernt liege, daß keine Segel vorhanden wären, und daß die Menge selbst bei der Vergrößerung des Boots nur kümmerlich Platz zum hinreichenden Proviant haben könnte. Er trieb sie sofort zum Werke; und um sie stärker anzufeuern, unterzog er sich der Handarbeit in eigener Person.

Das Boot ward auseinander geschnitten, eine eigene Docke für dasselbe errichtet, und in den Waldungen Holz gefällt. Glücklich genug war von der Ausbesserung des Centurions das Handwerkszeug der Zimmerleute und des Schmidts noch am Lande; nur die Blasebälge fehlten. Anson ersetzte sie durch die Häute des dortigen Rindviehes. Sie wurden mit dem Kalche, wovon sich zufällig eine Tonne dort vorfand, gegerbt; und ein Flintenlauf diente zum Rohre des Gebläses. Das alte Tauwerk, welches der Centurion zu-

rückgelassen, ward hervorgesucht. Die Zelte, worunter man auf Tinian die Kranken gepflegt, sollten zu Segeln dienen; und das Talg des getödteten Rindviehes, vermischt mit Kalch, zum Ueberstreichen und Verdichten des Bodens des neuen Schiffchens.

Allein ein Hauptstück fehlte, der Führer auf allen Seereisen: der Compaß und das Höheninstrument. Acht Tage brachte man deshalb in Bekümmerniß zu, als endlich bei Durchsuchung einer Kiste der spanischen Barke ein elender Compaß, völlig dem Spielzeug eines Kindes ähnlich, entdeckt ward. Dieser, an sich dürftige Fund, verursachte eine unermeßliche Freude.

Unter verschiedenen an das Ufer geworfenen Trümmern, fand sich nachmals ein Quadrant ohne Dioptern; diese traf man aber in einer Schieblade eines vielleicht durch eben den Unfall verlornen Schiffes. So kam auf eine Art, welche sich besser für einen Robinson, als für unsern Weltumsegler paßt, das Unglaubliche zu Stande.

Jetzt gieng man mit der neuen Barke rasch vorwärts, als am 19ten Tage nach dem Verlust des Schiffes ein Holzfäller von einer Anhöhe der Insel freudig herabstürzte, und mit unaussprechlichem Jubel schrie: „das Schiff! das Schiff!“

Selbst den unerschütterlichen Anson überwältigte dießmal die Freude; er warf die Axt, mit welcher er arbeitete, mit Heftigkeit zur Erde, rannte ans Ufer; weidete sich an dem nicht mehr zu ahnenden Schauspiel, und

sandte nach schnell zurückkehrender Ueberlegung dem Centurion sofort Verstärkung an Mannschaft und Lebensmitteln.

Die glückliche Wiederkunft des Centurions machte den neuen Schiffsbau überflüssig. Anson eilte mit der Proviantirung seines Schiffs, um so bald als möglich nach Macao zu kommen.

Hier nahm er eine totale Ausbesserung des Centurions vor, und lief gleich darauf von neuem aus, um gegen die Manila Galeone zu kreuzen. Er feuerte die Equipage durch die gewisse Hofnung einer reichen Belohnung an; und stationirte sich zu Anfange des Mays unweit des Vorgebirges Spiritu Santo auf Samar, einer der westlichsten Philippinen.

Mit welcher Begierde blickte die ganze Mannschaft zu dem so lange erwarteten Schatz vergeblich ins Meer, als endlich am 20sten Junius die Galeone erschien.

Diese, von welcher man glaubte, sie werde nur fliehen, erschien aber in völlig entgegengesetztem Lichte; sie gedachte den Centurion selbst anzugreifen. Sie führte 64 Stücke, eine wohlgerüstete Mannschaft von 555 Köpfen, unter einem geschickten, muthigen Portugiesen, als Oberbefehlshaber, und hatte sich durch ein starkes Netzwerk von Tauen gegen das Entern verwahret. Sie kannte die Stärke des Centurions genau, und hielt sich daher überzeugt, seiner Meister zu werden.

Ansons kluge Einrichtung, die größere Gewandtheit seiner Artillerie, und die entschiedenste Bravour der

Leute, ersetzte aber den Abgang der Mannschaft; denn diese war kaum die Hälfte von der der Spanier, und hierunter waren viele sehr junge Leute. Mehrere der besten Schützen wurden auf die Mastkörbe vertheilt; jeder Kanone wurden nur zwei Mann zur Bedienung gegeben, während daß andere stets zum Abfeuern der geladenen Stücke umhergingen.

Das Gefecht begann; die Spanier fochten mit großer Bravour, aber weniger Gewandtheit; die Schüzzen der Mastkörbe und das ununterbrochene Feuer der umhergehenden Artilleristen brachte sie endlich aus aller Fassung.

Die Galeone strich die Flagge; und das große reiche Schiff war schon eine gewisse Beute der tapfern Engländer, als ein unvorhergesehener Zufall diese gerechte Freude bald in unersetzliches Leid verwandelt hätte.

In dem Augenblicke, da der Spanier die Galeone dem Admiral übergab, benachrichtigte ihn leise ein Officier, der Centurion habe unweit der Pulverkammer Feuer gefaßt.

Auch dießmal blieb sich Anson gleich; mit unveränderter Miene ertheilte er die paßlichsten Befehle, wie der Brand zu löschen sey, und empfing dem Scheine nach mit ruhiger Würde die Uebergabe der Galeone.

Diese hatte an baarem Gelde eine Million 313834 Stück von Achten und 35682 Unzen gediegenes Silber nebst etwas Cochenille am Bord. Die Schiffe und Waaren ungerechnet, belief sich der gesamte Werth aller

Gelder der Prisen, welche von dem Admiral genommen waren, auf 400 Tausend Pfund Sterling.

Jetzt wurden die Gefangenen auf den Centurion gebracht, und sodann ging Anson triumphirend mit dieser großen Beute nach Canton zurück. Der Chinese, welcher nur allein alles nach dem Golde abwiegt, sah nun an das kleine Schiff, dem die große weit volkreichere Galeone als Gefangener folgte, mit Neid und Bewunderung hinan.

Bald bot sich indeß dem Admiral eine Gelegenheit dar, letztere in Hochachtung und Dankbarkeit verwandeln zu können.

In Canton brach Feuer aus. Die Fahrlässigkeit der Chinesen ließ dieses weit um sich greifen; die ganze Stadt war in Gefahr in Rauch aufzugehen. Anson eilte mit seinen Matrosen zu Hülfe, und diese herzhafte Mannschaft rettete einzig und allein die Stadt. Er rettete aber auch zugleich die durch das Feuer den Diben offenstehenden Waarenläger. Die Engländer betrugen sich so treu und rechtschaffen, daß die größten Kaufleute sich englische Schildwachen ausbaten. Dieß edle Verfahren machte selbst die dortige Regierung den Engländern gewogen. Viele der angesehensten Staatsbeamten und Kaufleute bezeugten dem Admiral persönlich ihren Dank.

Die Folgen hievon waren bedeutend. Anson verdankte es wohl hauptsächlich diesem Zufall, daß ihm der Zoll von seiner Flagge, welchen er stets standhaft ver-

weigerte, wirklich erlassen ward. Doch bat die Regierung dagegen um die Freilassung der Spanier, als einer ihnen befreundeten Nation.

So fiel das Betragen des Admirals auf seine ganze Nation ehrenvoll zurück.

Er gab allen Spaniern die Freiheit, verkaufte seine Prise in Macao, und ging nach England. Im Kanal hatte er das kaum zu erwartende Glück, mitten durch die große feindliche französische Flotte unbemerkt hindurch zu segeln; ein dicker Nebel verbarg ihn.

Mit Ruhm und Glück gekrönt, landete er am 15ten Jun. 1744. zu Spithead, nach einer Abwesenheit von drei Jahren und neun Monaten.

So endigte sich diese höchst gefahrvolle Reise um die Welt. Sie lehrte viele unbekannte Meere, Küsten und Inseln kennen; sie erleichterte die Schiffahrt durch genauere Beobachtungen der Winde, der Ströme und der Untiefen, und brachte der brittischen Marine nicht geringere Ehre und Gewinn, als ihrem Urheber. Auch erlebte die davon gegebene Beschreibung, welche unter Ansons eigenen Augen geschrieben wurde, in einem einzigen Jahre vier starke Auflagen; und ward fast in allen Sprachen des kultivirtesten Europas begierig gelesen.

Gleich nach seiner Rückkunft stieg Anson zum Contre-Admiral (Rear Admiral) der weißen Flagge, und ein Jahr darauf (1746) zum Vice-Admiral der blauen; zugleich ward er zum Parlementsgliede für Heydon

erwählt. Im folgenden Sommer kommandirte er auf dem Prinzen Georg von 90 Kanonen, in Gesellschaft des Admirals Warren, die englische Kriegsflotte gegen den französischen Admiral Jonquiere. Beim Cap Finisterre ereignete sich die berühmte Seeschlacht, wodurch die Vortheile von Frankreichs Continental-Siegen unter dem großen Moriz von Sachsen einigermaßen gemindert wurden.

Jonquiere ward gänzlich geschlagen; er verlor 6 Linienschiffe und 4 Ostindienfahrer; unter ersteren das Admiral-Schiff, l'Invincible, und die Gloire. Als er seinen Degen übergab, sagte er daher dem Admiral Anson mit der den Franzosen eigenen verführerischen Artigkeit: Monsieur Vous avez vaincu l'Invincible, et la Gloire Vous suit.

Georg II. belohnte seine großen Verdienste, erhob ihn, mit dem Titel von Lord Anson, zum Baron von Soberton in Hamptshire, gleich darauf zum Vice-Admiral der rothen Flagge, und beim Absterben von John Norris, zum Vice-Admiral von England.

In dieser Würde führte er den Monarchen, wenn er seine deutschen Lande besuchte, stets von England nach Holland. Endlich ward er erster Lord der Admiralität, deckte 1758. mit einer mächtigen Flotte die Landungen der Engländer auf St. Malo und Cherbourg.

Den letzten Dienst erwies er Großbritannien, indem er 1761. die jetzt so verehrte Königin dorthin führte;

denn im folgenden Sommer starb er plötzlich auf seinem Gute Moor Park in Hertfordshire.

Anson war ein ruhiger, menschenfreundlicher, edler Mann. Fest und von höchstem Muthe verließ ihn seine Ueberlegtheit nie bei den größten Gefahren. Uebrigens kannte er so wenig die Welt und ihre kleinen Ränke, daß er im Spiele sehr häufig hintergangen ward. Man sagte daher von ihm sehr passend: „Er sei um die Welt gewesen, aber nie in ihr.“

Mit ihm starb seine Nachkommenschaft aus. Denn er hatte mit der Tochter des Grafen Hardwike, welche vor ihm starb, keine Erben.

Druckfehler.

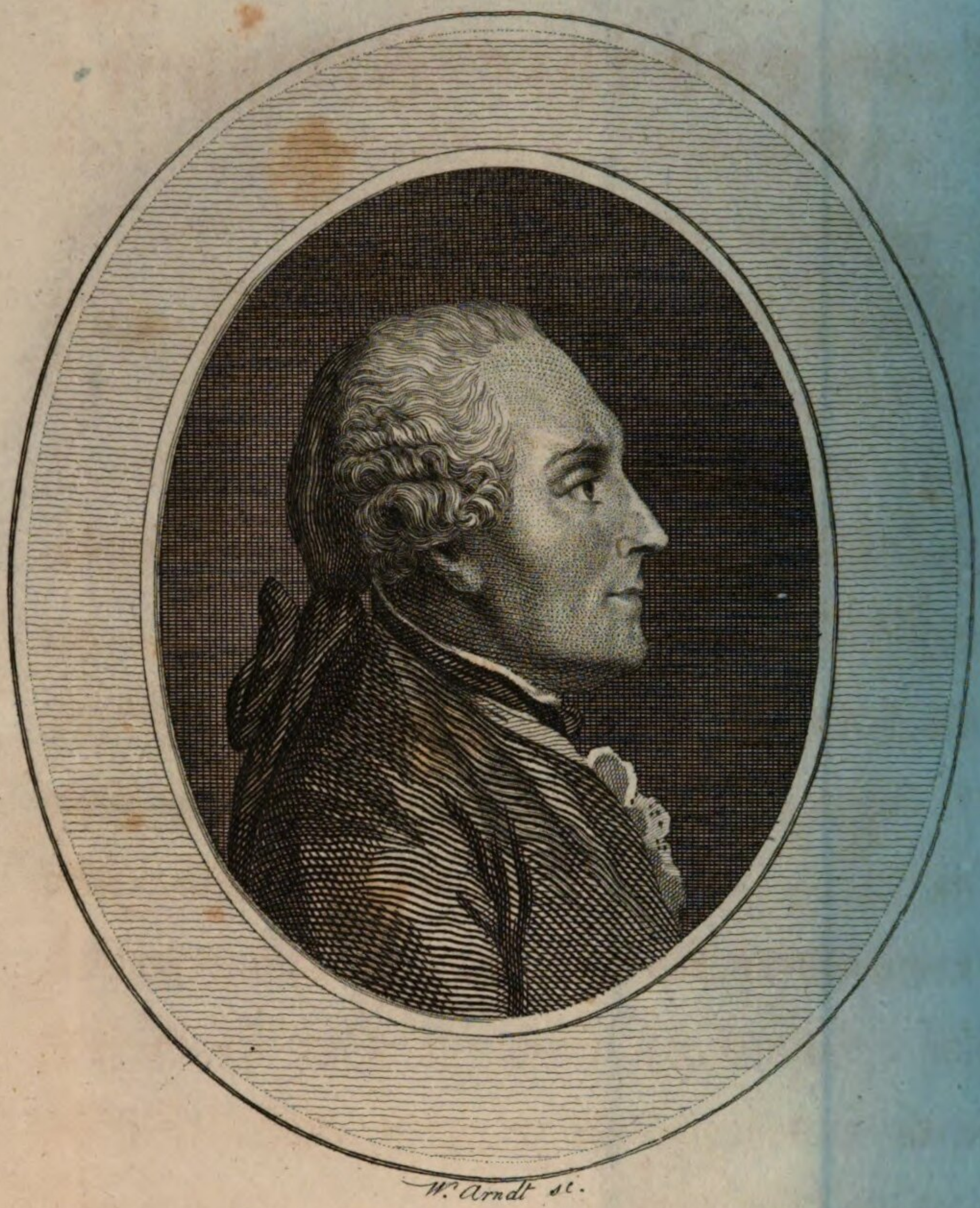
Seite 29 Zeile 3 lese man *Otter* of Roses statt Odour of R.
— 48 — 23 lese man Bulam statt Bedlam.
— 94 — 2 von unten lese man Manding. statt Mondingoische.
— 264 — 3 lese man Assianth statt Assionth.

Inhalts-Anzeige.

Ueber den Vorzug der Reisemethoden der Neueren vor denen der Alten. Seite 1 - 29.
Wahrscheinliche Entstehung der Reisekarten. — 3
Umfang der Entdeckungen der Neueren. — 7
Vorzüge der heutigen Schiffahrt. — 15
— — unserer Schiffe selbst und ihrer Geschwindigkeit. — 16 - 18
Die verschiedenen Arten der Schiffe der Alten. — 19
Vervollkommnung der Nautik durch die höhere Mathematik. — 21 u. f.
— — — — — — — durch die Physik. — 23
Große Verminderung der Sterblichkeit bei heutigen Seereisen. — 27
Afrika. Allgemeine Ansicht. — 30 - 43
Guinea, das Land. — 43 - 116
Der Senegal, seine Quellen und Lauf. — 45 u. 46
Die Gambia mit jenem aus ein und demselben Gebirge. — 47
Die Bissao Inseln und Bulam. — 49
Der Rio Grande und die übrigen bedeutenden Flüsse. — 50 u. f.
Die Pfeffer, Zahn- und Sklavenküste. — 52
Der Rio Volta und seine reichen Ufer. — 53
Die Inseln von Guinea. — 55 u. f.
Klima, Bildung des Bodens und Fruchtbarkeit von Guinea. — 57
Große Hitze und Feuchtigkeit. — 58 u. f.
Bewundrungswürdige Wirkung des Harmattans. — 61
Dortige Krankheiten. — 62
Die Kokospalme reicht für den gesammten Haushalt hin. — 65
Wunderbar gebauetes Nest des Kourbalos. — 67
Schönheit der Vögel auf Guinea. — 68
Wasserreise ins Land Bambouc. — 69 u. f.
Handel vom Senegal, besonders der Gummibaum. — 72 - 79
Des Goldlandes Bambouc Produkte und deren Werth. — 82 - 86
Bondu. — 87
Die Königreiche Casson und Kaarta. — 88 u. f.
Der Lotus gibt Kuchen und Wein. — 90 u. f.
Natürlicher Salpeter in Ludamar. — 91
Park entdeckt von neuem den nach Osten fließenden Niger. — 92
Wie weit wir in dieser Richtung jetzt Afrika kennen. — 93 - 97
Parks Rückreise. — 98 u. f.
In Medina kann man mit 10 L. Sterl. bequem leben. — 103
Die Königreiche Cayor, Sin, Yany u. a. — 104 u. f.
Reisen der Engländer Watts und Winterbottom. — 106 u. f.
Wie weit reicht jetzt unsere Kenntniß ins Binnenland der Goldküste. — 110 u. f.
Der Mensch, der Bewohner von Guinea. — 116 - 174
Ueber die Bevölkerung von Afrika überhaupt. — 116
Das Aeußere des Negers. — 118 - 121
Geist und Charakter. — 122 u. f.
Ihre Industrie. — 123 u. f.
Dichtertalente. — 128
Gute Mathematiker. — 132
Redlichkeit und Edelmuth. — 133 - 142

Sind wir Europäer moralisch = bessere Menschen als die Neger? S. 143 u. f.
Kriege der Neger. — 148 u. f.
Die berühmte Heldin Xinga. — 154 u. f.
Anthropophagie der Jaggas. — 157
Grausamkeit des Königs Opokku. — 160
Sein Gespräch mit einem Dänen. — 162 u. f.
Schreckliche Feste auf der Goldküste. — 164 u. f.
Gleichgültigkeit der Neger gegen den Tod. — 173
Der Sklavenhandel. — 174 u. f.
Summe aller im Jahre 1768. ausgeführten Sklaven. — 178
Haupturſachen dieſes traurigen Handels. — 179 - 188
Wie der Sklavenhandel betrieben wird. — 192 u. f.
Die Neger halten die Weiſſen für Menſchenfreſſer. — 198
Schickſal des Negers Guſtav Waſa. — 199
Bau und innere Einrichtung eines Sklaven-Schiffs. — 201 u. f.
Beiſpiele von harter Behandlung der Schwarzen. — 206 - 210
Harte Behandlung der Matroſen ſelbſt, auf den Negerſchiffen. — 212 u. f.
Total Verluſt an Menſchen durch dieſen Handel. — 216 u. f.
Fruchtbarkeit der Negerinnen. — 219
Gr. Sharps edles Benehmen. — 222
Menſchenfreundliches Etabliſſement der Engländer auf Sierra Leona. — 223 u. f.
Empörendes Betragen der franzöſiſchen Republik gegen dieß Etabliſſement. — 228 u. f.
Beiſpiel von hohen Edelſinn eines Negers. — 232 u. f.
Ueber den Stand der Neger in der Rangordnung der Menſchenracen. — 234 u. f.
Ueber die Albinos, oder weiſſen Neger. — 237
Heirathen und Kinderzucht der Neger. — 238 u. f.
Regierungsform und politiſche Einrichtungen überhaupt. — 245 u. f.
Der Purrah eine Art Freimaurerei. — 248 u. f.
Zeittheilung, Rechnung, Sprache. — 255
Merkwürdiges Zuſammentreffen der Idee der Neger von den Mondfinſterniſſen mit denen der Peruaner, Chineſen u. a. — 257
Die Sprachen der Neger ſcheinen auf einen höhern Grad der Kultur zu deuten, als die der Süd-Americaner. — 262
Religion der Neger. — 263 u. f.
Luſtbarkeiten. — 272
Das Uriſpiel, ein Combinationsſpiel. — 273 u. f.
Tod und Begräbniſſe. — 278 u. f.
Merkwürdigkeiten aus der Naturgeſchichte von Afrika. — 281
Der Termes: ſein hoher Werth für die heiſſe Zone. — 289
Genauere Beſchreibung dieſes merkwürdigen Inſekts. — 290 u. f.
Wunderbarer Bau, verglichen mit Aegyptens Pyramiden. — 295
Der Baobab. — 306 u. f.
Der Shih, oder Butterbaum. — 316
Die unterirdiſchen Erbſen von Whidah. — 319
Das Kameel. — 321
Das gediegene Eiſen der Sahara. — 336
L. Anſons Biographie. — 338

10
15
20
15
10
te Fazir
Abessinia
Ibo
Farika
Kahe
Futaka
Galoffs
Gataro
Fattekunda
Medina
Fatime
Popels
Balwaka
Berga
Delbe
Sierra Leona



W.r Arndt sc.

Charles - Marie

DE LA CONDAMINE.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zimmermann, Eberhard August Wilhelm von, 1743-1815

Die Erde und ihre Bewohner nach den neuesten Entdeckungen ein Lesebuch für Geographie, Völkerkunde, Produktenlehre und den Handel

Bd.: 1

Leipzig 1810

Geo.u. 498-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10430354-6